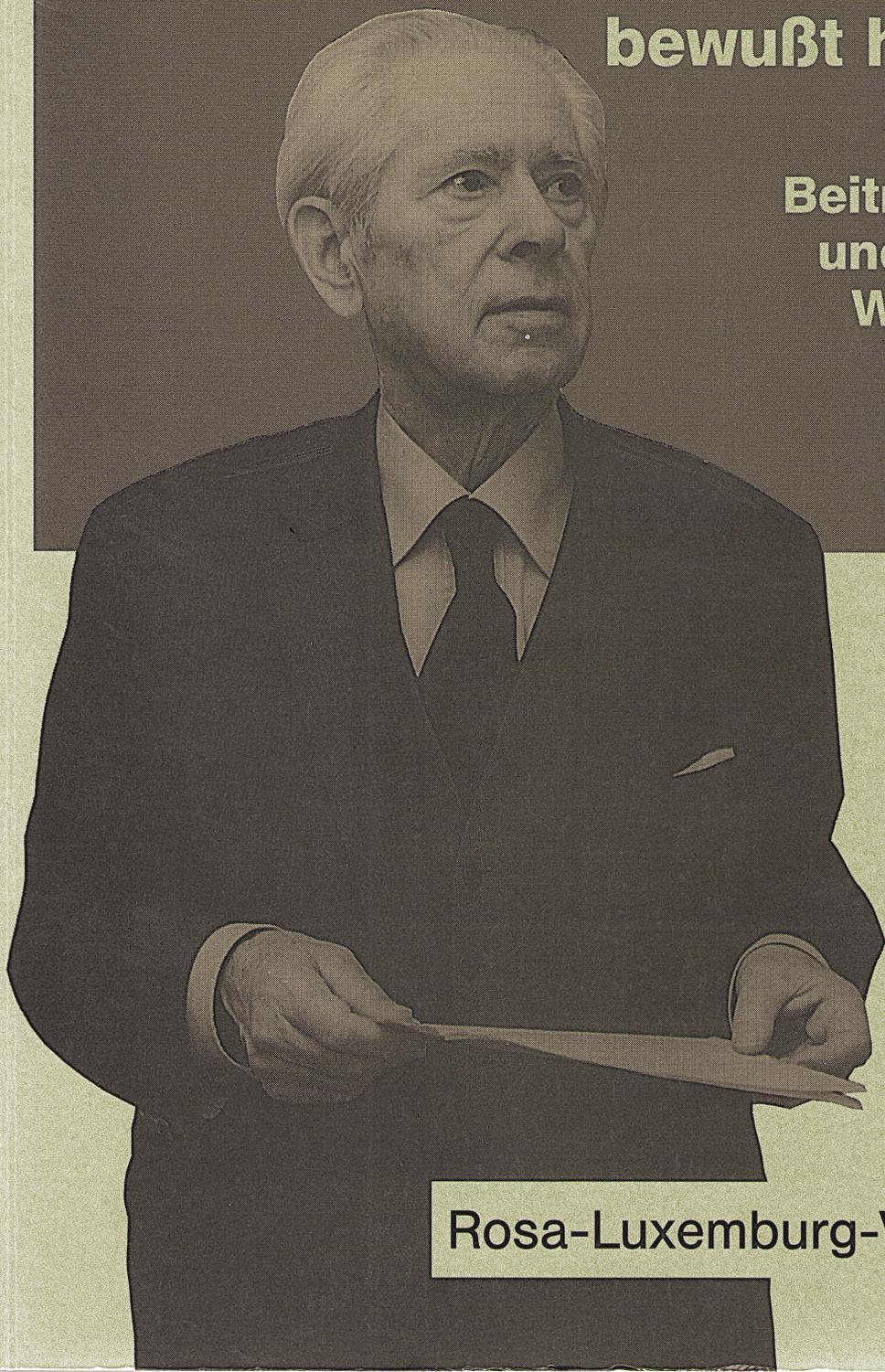


**»Wenn jemand seinen Kopf  
bewußt hinhielt...«**

**Beiträge zu Werk  
und Wirken von  
Walter Markov**



**Rosa-Luxemburg-Verein Leipzig**

»Wenn jemand seinen Kopf  
bewußt hinhielt ...«



# **»Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...«**

Beiträge zu Werk und Wirken  
von Walter Markov

Herausgegeben  
von Manfred Neuhaus und Helmut Seidel  
in Verbindung mit Gerald Diesener  
und Matthias Middell

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

Walter Markov »Den Kopf hinhalten ...« Beiträge zu Werk und Wirken. Hrsg. von Manfred Neuhaus und Helmut Seidel in Verbindung mit Gerald Diesener und Matthias Middell. 2., durchgeseh. Aufl. – Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung 1998. – 262 S. ISBN 3-929994-55-0

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 1998  
Sternwartenstraße 31  
D-04103 Leipzig

Redaktion: Manfred Neuhaus  
Korrektur: Ursula Albert und Gerhild Schwendler  
Satz: Daniel Neuhaus  
Umschlaggestaltung: Hans Rossmannit

Herstellung: GNN Verlag Sachsen/Berlin GmbH  
Badeweg 1  
D-04435 Schkeuditz

# Inhalt

Vorbemerkungen der Herausgeber 7

## **Walter Markov**

Wieviel Leben lebt der Mensch? 9

Grußworte zur Eröffnung  
des Walter-Markov-Colloquiums  
am 16. April 1994 in Leipzig 11

## **I. Weg und Werk Walter Markovs Erinnerungen von Freunden und Schülern**

### **Walter Grab**

Walter Markovs Weg und Werk 17

### **Manfred Kossok**

Walter Markov 23

### **Hannes Schmidt**

Erinnerungen an Walter Markovs Wirken  
in den Jahren 1935 und 1936 33

### **Herbert Bartholmes**

Erinnerungen an Walter Markov 1945–1949 35

### **Eberhard Wächtler**

Erinnerungen an die Fachrichtung Geschichte  
der Universität Leipzig im Jahre 1951 41

### **Veit Didczuneit**

Walter Markov und die SED-Bezirksleitung  
Leipzig im Dezember 1956 45

### **Peter Sebald**

Das Markovsche »atmosphärische Umfeld« 49

### **Bärbel Plötner**

Erinnerungen an Walter Markov  
Gedankensplitter zum Kolloquium  
»Jakobinismus und Volksbewegung«  
zu Ehren seines 80. Geburtstages  
im Oktober 1989 53

### **Werner Bramke**

»Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...«  
Walter Markov und die Widerstandsforschung  
in der DDR 59

## **Volker Külow**

Von Holzhausen nach Summt  
Anmerkungen zum letzten Lebensabschnitt  
Walter Markovs 65

## **Jean Suret-Canale**

Hommage à Walter Markov 67

## **Fernand L'Huillier**

Souvenirs personnels 69

## **II. Studien zur Geschichte der ost- und südosteuropäischen Länder**

### **Ernstgert Kalbe**

Und der schwierige Balkan blieb immer im Blick 73

### **Werner Bahner**

Zu einigen spezifischen Aspekten  
der rumänischen Aufklärung in Siebenbürgen 81

### **Erhard Hexelschneider**

Markov liest Karamsin – eine Miszelle 85

## **III. Geschichtswissenschaft in Deutschland und Universalgeschichte**

### **Georg G. Iggers**

Einige Bemerkungen zum historischen Denken  
und zur Geschichtsschreibung  
im 18. Jahrhundert in Europa 93

### **Werner Berthold**

Walter Markov zur Geschichte und zu Perspektiven  
der deutschen Geschichtswissenschaft 105

### **Matthias Middell**

»Gelesen, aber ehrlich gesagt nicht für  
marxistisch gehalten!« Walter Markov  
in der DDR-Geschichtswissenschaft 113

### **Wolfgang Küttler**

»Weltgeschichte im Revolutionsquadrat«  
Zu Theorieauffassung und Geschichtskonzeption  
Walter Markovs 127

**Michail N. Maschkin**

Walter Markov als Universalhistoriker 141

**Rigobert Günther**

Walter Markovs Forschungsbreite  
und einige spezielle Probleme  
des Übergangs von der Antike  
zum Mittelalter in Westeuropa 143

**IV. Walter Markovs Stellung  
in der Geschichtsschreibung  
über die »Große Revolution  
der Franzosen«****Katharina Middell**

»Im Niemandsland jenseits von Marat«  
Walter Markov über »legitime« und »illegitime« Linke  
in der Französischen Revolution 147

**Waltraud Seidel-Höppner  
und Joachim Höppner**

»Die Freiheiten des Priesters Roux«  
und die Sozialismus-Forschung 155

**Walter Schmidt**

Walter Markov und die 1848er  
Revolutionsforschung in der DDR 165

**V. Durchbrechung der eurozentristischen  
Geschichtsschreibung****Hans Jürgen Friederici**

Zum Vorlesungszyklus  
»Geschichte der Revolutionen der Neuzeit« 179

**Lothar Rathmann**

Walter Markov und die »farbigen Kontinente«  
Persönliche Reminiszenzen 183

**Hans Piazza**

Von der Totalität der Geschichte 187

**Sarkis Latchinian**

Die nationale Befreiungsbewegung  
im Werk Walter Markovs 191

**VI. Geschichtsphilosophie und Politik****Dieter Wittich**

Wie berechtigt ist die Metapher  
»wissenschaftliche Revolution«? 197

**Hermann Klenner**

Rechtsentwicklung von Unten  
versus Rechtsentwicklung von Oben  
Hommage à Walter Markov 203

**Uwe-Jens Heuer**

Wissenschaft, Politik und Moral gestern und heute  
Überlegungen und Erfahrungen 207

**Wolfgang Eichhorn**

Überlegungen zum Vico-Theorem 213

**Klaus-Dieter Eichler**

Utopie und Geschichte  
Anmerkungen zu Walter Markov und Ernst Bloch 221

**Volker Caysa**

Wider das klassizistische Ende des Romans  
Anmerkungen zu Walter Markov  
und Georg Lukács 237

**VII. Anhang**

Ausgewählte Veröffentlichungen  
über Walter Markov 251

Personenverzeichnis 253

Autorenverzeichnis 261

# Vorbemerkungen der Herausgeber

**D**er hier vorgelegte Band enthält den Ertrag eines Colloquiums, das am 16. und 17. April 1994 zu Ehren von Walter Markov vom Rosa-Luxemburg-Verein und von der Karl-Lamprecht-Gesellschaft in der Moritzbastei in Leipzig veranstaltet wurde.

Alle eingereichten Beiträge – sowohl wissenschaftliche Abhandlungen, wissenschaftspolitische Überlegungen als auch Erinnerungen – wurden aufgenommen. Es ging den Herausgebern nicht um ein abgeschlossenes Markov-Bild, sondern um die Dokumentierung vielfältiger Einflüsse und Anregungen, die von dem Gelehrten und Politiker ausgegangen sind.

Ein bisher unveröffentlichtes Manuskript von Walter Markov, das sein Sohn Claudius auf dem Colloquium vortrug, leitet die Publikation ein.

Die Herausgeber hielten es weiterhin für ihre Pflicht, einen Aufsatz des zu früh verstorbenen Manfred Kossok über seinen akademischen Lehrer aus dem Jahre 1989 aufzunehmen. Wer könnte Markov als Historiker besser charakterisieren als sein Schüler, engster Mitarbeiter und Fortsetzer seines Werkes.

Was immer auch über die Geschichtswissenschaft, die in der DDR betrieben wurde, zu Recht oder Unrecht gesagt werden möge, in Walter Markov hatte sie einen Vertreter, dessen wissen-

schaftliche Leistungen nicht zu bestreiten sind. Was immer auch über den Marxismus zu Recht oder Unrecht gesagt werden möge, Markovs Handhabung der kritischen, historisch-materialistischen Methode erwies sich als fruchtbar. Was immer auch über den Antifaschismus in der DDR zu Recht oder zu Unrecht geschrieben werden möge, Walter Markovs Persönlichkeit steht für standhaften, nicht verordneten Antifaschismus.

Was immer auch über die Entwicklung der Leipziger Universität zu Recht oder Unrecht geschrieben werden möge, unzweifelhaft ist, daß Männer wie Walter Markov – im Verein mit Fritz Behrens, Ernst Bloch, Werner Krauss, Hans Mayer u. a. – neuen demokratischen Geist in die Universität brachten. Keineswegs zufällig, daß sie mit zunehmender Erstarrung in Konflikte mit denen gerieten, die für Dogmatisierungen verantwortlich zeichneten. Keineswegs zufällig aber auch, daß dieser Geist bei den heutigen Verantwortlichen keine sonderliche Förderung erfährt.

Es war die wissenschaftliche und politische Autorität von Walter Markov, die Gründung und Entwicklung der Karl-Lamprecht-Gesellschaft und des Rosa-Luxemburg-Vereins entscheidend gefördert hat.

*Leipzig, im Frühjahr 1995*

**D**ie Zeiten ändern sich; was aber auf festem Grund gut gebaut und künstlerisch gestaltet ist, hat Bestand. Cum grano salis ließe sich dies vom Werk und vom Wirken Walter Markovs sagen.

Zeichen dieser Beständigkeit sind die Neuauflage seines Alterswerkes »Napoleon und seine Zeit. Geschichte und Kultur des Grand Empire« (1996) und vielleicht auch »›Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...‹ Beiträge zu Werk und Wirken von Walter Markov.« (1995).

Letzteres war erfreulicher Weise erstaunlich schnell vergriffen. Da die Nachfrage nicht abreißt, wurde eine zweite Auflage möglich und notwendig.

Sie wird hier vorgelegt. Da dieser Band auch den Charakter eines Zeitdokumentes trägt, haben die Herausgeber keine inhaltlichen Veränderungen vorgenommen.

*Leipzig, im Herbst 1998*



Walter Markov

## Wieviel Leben lebt der Mensch?

**W**ieviel Leben lebt der Mensch? Gegenfrage: neben- oder nacheinander? Umstritten, ungleichmäßig das eine wie das andere. Und jeder kann es nur für sich selbst beantworten – noch immer fraglich, ob zuverlässig und nicht – aus unterschiedlichsten Motiven, bewußt oder unbewußt – eingetrübt.

Man stellt sich – in der Rückschau, wohlge-merkt – das Nacheinander als das weniger problematische vor. Das Kind, der Jüngling, der Strafgefangene, der Professor, der Familienvater, der gar nicht mehr rüstige Rentner lebten jeder sein spezifisches und unverwechselbares Leben, nach nur ihm eigenen Gesetzen und Maßstäben, auch wenn sie sich schließlich zu einem »Ganzen« (doch einem Compositum) zusammenfügten. Man kann sie indessen um so weniger untereinander austauschen, als mit ihnen – oder besser *in* ihnen – der Schauplatz der Handlung in der Regel ebenfalls wechselt: Österreich und Jugoslawien, deutsche Universitäten und Haftanstalten, ein Lehrstuhl in Leipzig und das Krausewäldchen in Holzhausen, anders ausgedrückt, ein Wechsel von behüteten »guten alten Zeiten« und Krieg, von schwedischen Gardinen und der großen weiten Welt vierer Kontinente. Nicht einfache Abläufe, sich ändernde Zeiten: *nos et mutamur in illis!* Wie wahr! Die jeweils auftretende und agierende dramatis persona ist keineswegs immer dieselbe; es scheint nur so, und sie glaubt es – als *pars pro toto* – manchmal, doch sagte ich schon – zu Mutti – im Gedenken an Früheres: »Das sind nicht *wir*, das waren wir einmal!«

Der *Weg* durch unsere Leben im Plural ist un-schwer nachzuzeichnen. Wir können auch unge-fähr erklären, wie und sogar warum das eine dem anderen (oder aus dem anderen) folgte; es begrü-ßen und/oder beklagen. Wo aber liegen die »re-volutionären« Sprünge, ohne die »Entwicklung« allein nicht auskommt, wirklich ein Neues zu ge-

bären, freizusetzen. Darüber müßte ich scharf nach- und zurückdenken, was mir – ehrlich ge-standen – schwer fällt. Wo lag die Bruchzone zwi-schen dem vertrauensseligen Kleinkind oder dem kritisch-nachdenklichen Naseweis? Zu Graz in der dritten Schulklasse oder erst mit Jelka, dem Gym-nasium in Ljubljana? Wann setzte die Vorpupertät ein, wann ging sie in Pubertät über und wann die-se (mit Verspätung) zu Ende? Diktiert der »Ernst des Lebens« sogleich 1933 in Ruhnow oder erst – mit der »Aktion« in Bonn – 1934 die fernere Walz auf der Landstraße? War 1951 ein doppelter Einschnitt? Wann wurde ich »alt« – nach der Ope-ration = 1975, wann – wenn überhaupt – weise: nach dem Infarkt = 1983? Blieb durch alle »Zeital-ter« hindurch die »Kinderseele« (so Maxim; ich: infantile Spätentwicklung) unbeschädigt erhalten, oder wurde sie in den Stürmen des Lebens von Narben übersät? Was erstarrte, was verkruste-te? Kommt es aber schließlich darauf an, ob man drei, vier oder fünf Leben gelebt hat, wenn sie doch ineinander übergingen? Sich unterein-ander bissen, doch andererseits auch wieder ergänzten? Welches von ihnen möchte man ganz missen?

Ja, aber da ist doch noch jene andere, zweite Ebene der »Leben nebeneinander«, auf die mich Arno Rinks Porträt wieder gebracht hat: Auf ihm ist der durch revolutionäre Stürme hindurchgegan-gene und in ihnen hart gewordene Gelehrte zu sehen, der im hohen Alter den steilen Pfad zu den höchsten Gipfeln der Wissenschaft gemeistert hat – *ein* – »erfülltes« Leben. Jedoch nur eines! Nicht minder wichtig und wert wäre mir der »gute Opa Wellon« (den man im Bildnis vergebens suchen wird), dessen Lebensfreude seine elf oder zwölf Enkelchen sind, so wie es davor seine fünf Lupse (»hüpft, Vögelchen, hüpf!«) waren. Und der Träu-mer, der von Zeit zu Zeit in Einsamkeit auf seinen verwunschenen »anderen Stern« fliegt – lebt er

## 10 Walter Markov

nicht, sich zur kleinen Belohnung, ein drittes Leben in der vierten Dimension der Phantasie: dort, wo in der Erinnerung weder Streit noch Zank herrschen, nur Güte bis zur herbeigesehnten Großen Ruhe?

*15. November 1985*

# Grußworte zur Eröffnung des Walter-Markov-Colloquiums am 16. April 1994 in Leipzig

## Manfred Neuhaus

Meine Damen und Herren, herzlich willkommen zum Walter-Markov-Colloquium. Ein besonderer Willkommensgruß gilt unserer verehrten Irene Markov, ihren Kindern und Enkeln sowie jenen Freunden und Kollegen von Walter Markov, die sich von den Unbilden einer Reise in die Stadt nicht schrecken ließen, an deren Alma mater er mehr als vier Jahrzehnte gewirkt hat.

Der Rosa-Luxemburg-Verein fühlt sich Walter Markov in mannigfacher Weise verbunden. Sein Namenszug steht unter dem Gründungsaufruf. Er verleiht ihm Gewicht und setzt Maßstäbe für Haltung und Wirken. Ins Leben getreten als Kristallisationspunkt für alle, die sich der Resignation verweigern, werden seine Mitglieder kaum eine größere Ermutigung erfahren können als durch sein Leben, sein Werk und seinen Anspruch.

Die Idee, ein Walter-Markov-Colloquium vorzubereiten, hat beträchtliche Resonanz gefunden. Freunde und Gelehrte aus Nah und Fern meldeten sich zu Wort. Lassen Sie mich stellvertretend für jene Kollegen, die in Gedanken unter uns weilen, die Grußworte von Herrn Professor Ernst Engelberg zu Gehör bringen:

## Ernst Engelberg

Geehrte Anwesende, liebe Kolleginnen und Kollegen, auch wenn ich nicht an Ihrem Symposium teilnehme, fühle ich als politisch gleichgestimmter Alters- und Schicksalsgenosse Walter Markovs das Bedürfnis, einige Worte des Erinnerns zu sagen.

Schon von Hause aus zu kritischer Haltung neigend, gehörte Walter Markov zu der jungen Generation, die die ökonomische und politische

Welterschütterung in den Jahren nach 1929 hellwach erlebte. Die alte Welt bot uns teils schwächlichen, teils blutbefleckten Reformismus an, routinierten Konservatismus oder faschistische Barbarei. Was konnte da die Alternative sein?

In der kommunistischen Bewegung gab es trotz vieler schwer zu überwindender Ressentiments, trotz Sektierertums und mancher auch bürokratischen Verkrampfung einen unbeugsamen Kampfeswillen, einen moralisch-politischen Auftrieb, ein produktives Aneignen sowohl der Werke des wissenschaftlichen Sozialismus wie auch der deutschen Klassiker, erinnert sei an die Gedenkjahre für Hegel 1931 und Goethe 1932. Ein geistiger Aufschwung mit bleibenden Ergebnissen war repräsentiert durch das Schaffen von Georg Lukács, Bertolt Brecht, John Heartfield, Hanns Eisler und Anna Seghers, um nur die bekanntesten zu nennen.

In dieser Situation war für einen scharf denkenden und musisch begabten jungen Menschen wie Walter Markov die Entscheidung, an wessen Seite er sich zu stellen habe, nicht einmal so schwer zu treffen, sondern gleichsam vorgegeben. Dennoch mußte er sich in jener Zeit der Konsequenzen wohl bewußt sein der Gefahren, denen er sich aussetzte und die ihn schließlich auch leidvoll einholten.

Das Jahr 1945 war für ihn wie für viele andere im doppelten Sinne eines der Befreiung: die Entlassung aus dem Zuchthaus und endlich die ihm gemäße Wirkungsmöglichkeit. In der heutigen vergifteten Atmosphäre ist für viele schwer zu begreifen, was es für einen vierzigjährigen Wissenschaftler, der entweder aus der Gesellschaft ausgestoßen oder an ihren Rand gedrängt war, bedeutete, sich endlich entfalten zu können. Das war für Marxisten im Westen, wo gerade an den Universitäten die Restauration zunächst recht fol-

gerichtig vollzogen wurde, kaum möglich. Deshalb gingen die meisten nach dem Osten, sie mußten es sogar aus äußeren wie aus inneren Gründen.

Doch auch hier waren die Intellektuellen den Auswirkungen des Kalten Krieges und mannigfachen Einwirkungen der Besatzungsmacht ausgesetzt. Das hat Walter Markov bitter erfahren müssen, obwohl er in Lehre und Forschung weiterwirken konnte. Seine Ausstrahlung innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen wurde immer stärker, in seinen Publikationen erwies er der Muse Klio erfolgreich Reverenz.

Ich will hier nicht dem Symposium vorgreifen, das sicherlich noch den Weg abschreiten wird, den Walter Markov auf dem Gebiete der Universalgeschichte und der französischen Geschichte ging. Nur eines bewegt mich noch: In das wissenschaftliche und literarische Meisterwerk, in die Biographie über Jacques Roux, floß auch sein Herzblut ein. Dem mit seinem Freund Albert Soboul verfaßten Werk gab er den zutiefst demokratischen Titel: »Die Große Revolution der Franzosen« – als ob er mahnen wollte, macht's ihnen doch mal nach, ihr Deutschen, die ihr weder 1848 noch 1918 dem großen historischen Augenblick gewachsen wart. Bei Markov ist der Gelehrte nicht vom Revolutionär zu trennen. Was ihn in seiner politisch und geistig aufgewühlten Jugendzeit geprägt hat, ist eingegangen in sein ausgereiftes Werk. Allen Widrigkeiten zum Trotz ist sich der große Historiker bis an sein Lebensende treu geblieben. Auch das sollte uns Zeitgenossen einer wiederum allseits erschütterten Welt verpflichtende Mahnung sein. Diesen Geist Walter Markovs wünsche ich dem Symposium, ein gutes Zusammenwirken und einen vollen Erfolg.

### **Gerald Diesener**

Meine sehr geehrten Damen und Herren, namens des Vorstandes und aller Mitglieder der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. entbiete ich Ih-

nen einen herzlichen Willkommensgruß. Die überaus große Resonanz, die die Einladung zu unserer Zusammenkunft am heutigen Tag und morgen gefunden hat, legt beredt Zeugnis von Ihrer Wertschätzung für Walter Markov, den Ehrenvorsitzenden unseres Vereins, ab.

Gewiß, so wie in der Vergangenheit wird sich auch künftighin mit dem Namen Walter Markovs zuerst die gedankliche Verbindung zu einem ertragreichen Leben für die Wissenschaft einstellen. Es bedarf an dieser Stelle freilich nicht dessen detaillierter Würdigung oder gar der Auflistung des respektheischenden Oeuvres, das aus seiner Feder geflossen ist. Wohl alle hier kennen es; wenn nicht zur Gänze, so zumindest in seinen charakteristischen Zügen. Nicht zuletzt seit 1974 versammelten sich seine Mitstreiter, Freunde und Kollegen zu den runden Geburtstagen, und ihre Lustrum für Lustrum dargebrachten Laudationes beschrieben ein um's andere Mal die Verdienste des Jubilars sowie die weiterführenden Anregungen und Inspirationen, die sie Walter Markov verdank(t)en. Nicht anders war das Beklagen seines Todes vor nunmehr fast einem Jahr für viele Weggefährten erneuter Anlaß, sein wissenschaftliches Lebenswerk zu würdigen.

Ich erlaube mir aus dem Brief von Herrn Prof. Dr. Dr. h. c. Jean Suret-Canale (Paris) – an dieser Stelle auch stellvertretend für alle weiteren aus dem Ausland den Ausrichtern dieser Tagung zugegangenen Schreiben – den Gedanken hervorzuheben, daß Walter Markov für ihn mehr war als ein hoch geschätzter, anregender Kollege oder geistvoller Diskutant. Zwar schildert er ihn auch als solchen, überhaupt als einen Wissenschaftler, den er aufgrund der ihn auszeichnenden Tugenden im Umgang mit der Historie stets bewundert habe. Seine Wertschätzung aber, betont Herr Suret-Canale, reiche darüber hinaus – der Tod Walter Markovs habe ihn eines stets aufrichtigen Menschen, eines wirklichen Freundes, beraubt.

Vielleicht noch stärker als zu früheren Anlässen tritt diese Dimension heute hervor. Und deshalb

sehe ich es als ein gutes Zeichen an, daß nach den uns zugegangenen Wortmeldungen zu dieser Tagung auch ein Schwerpunkt zur politisch-moralischen Haltung Walter Markovs in das Programm aufgenommen werden konnte. Denn ebenso wie sein umfängliches wissenschaftliches Werk sind es die ihn als Menschen kennzeichnenden Eigenschaften, die das Bild der Erinnerung an ihn konturieren. Wenn wir heute in diesem Raum zusammentreffen, in dem sich übrigens auch Walter Markov bei seinem letzten Besuch an dieser Universität aufhielt – es lag viel unfreiwillige Symbolik darin, daß sich ein Ehrensator plötzlich als Kellerkind wiederfand –, sollte nicht zuletzt das Nachdenken über die prägenden Momente einer im Antifaschismus bewährten Vita den gebührenden Raum finden.

Ich bitte um Ihr Verständnis, wenn ich an dieser Stelle einige ganz persönliche Momente einfließen lasse. Ich wurde im September 1974 an dieser Universität immatrikuliert. Das war in genau jenen Tagen, als die damalige Sektion Geschichte ganz im Zeichen der Emeritierung Walter Markovs stand. Während wir darangingen, uns nunmehr in die Geschichte zu vertiefen, trat er in den akademischen Ruhestand. Willkommen und Abschied also – dies ist meine am weitesten zurückreichende Erinnerung.

Ich habe daher auch keine eigentlichen Lehrveranstaltungen Walter Markovs mehr erlebt; und wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, haben wir zwar mehrfach, aber stets nur kurz miteinander gesprochen. Eine Ausnahme davon bildete eine Unterhaltung Ende 1988, als ich ihm Grüße und gute Wünsche von Herbert Bartholmes überbrachte. Die überraschende Botschaft, aufgetragen während eines Kolloquiums im Rheinland, freute ihn, und er ergänzte das zuvor schon durch Herbert Bartholmes Erfahrene über Neuwied und die FDJ 1946 auf die ihm eigene launige Art.

Wiewohl also meine Beziehung zu Walter Markov ihren Hintergrund nicht in einem engen Arbeitszusammenhang hatte, war er dennoch immer präsent – etwa in manchem Vortrag oder vie-

le Jahre ja auch allwöchentlich im Nachbarzimmer –; und meine bald empfundene Bewunderung für ihn gründete sich sowohl auf sein kennengelerntes Werk als das eines herausragenden Wissenschaftlers, wie auch diese Begegnungen mit einem faszinierenden Menschen.

Auch deshalb war so erfreulich, daß Walter Markov 1991 den ihm angetragenen Ehrenvorsitz unserer Karl-Lamprecht-Gesellschaft übernahm. Wiewohl er warnte, eigentlich nichts mehr zur Sache beitragen zu können, hat ihn – seine Briefe lassen das deutlich erkennen – heftig beschäftigt, was aus dem Erbe des weiland ebenfalls aus dem Rheinland an die Pleiße gekommenen Karl Lamprecht wohl werden würde. Begierig jede neue Nachricht erwartend, grüßte er im gleichen Jahr die Diskutanten und Gäste des Kolloquiums »Universalgeschichte heute« und legte ihnen an's Herz, sich der verpflichtenden messesstädtischen Tradition der Universal- und Kulturgeschichte bewußt zu sein. Sie zu pflegen und fortzuführen, kühn in globalen Dimensionen weiterzudenken, dabei Leistung und Offenheit als Maßstab tatsächlich neuen Denkens zu benützen – das war sein Ratschlag als »Uralter«.

Gelegentlich auch verheißungsvolle Perspektiven dieser Zeit haben sich – wir wissen es – nicht erfüllt. Dem Institut für Universal- und Kulturgeschichte, »seinem« Institut, entzog die Universität Leipzig bald darauf die Heimstatt; manch vormalige Willensbekundung der Universitätsleitung erwies sich als leere Phrase.

Um so mehr betrachtet es die Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. als ihre Aufgabe, in diesem Geist weiter tätig zu sein. Nunmehr im engen Verbund mit dem neubegründeten Institut für Kultur- und Universalgeschichte e. V. hat sie sich zur Aufgabe gestellt, allen Widrigkeiten und Fährnissen entgegen mit neuen Arbeitsergebnissen an die in Rede stehende Tradition anzuknüpfen. Einige Proben aus bislang vorliegenden Arbeiten finden Sie am heutigen Tag auf unserem Büchertisch, hier ist eigene Inaugenscheinnahme ratsamer als jede Unterweisung vom Katheder.

Und um unsere enge Verbundenheit mit Walter Markov auch auf dem Wege einer Förderung durch sein Schaffen inspirierter Arbeiten jüngerer Historiker zum Ausdruck zu bringen, haben die Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte e. V. soeben den »Walter-Markov-Preis für Geschichtswissenschaften« ausgeschrieben, der im Herbst 1994 erstmals vergeben wird. Zur Bewerbung um den Preis aufgefordert sind Historiker(innen), die auf dem Feld der Französischen Revolution und der vergleichenden Revolutionsgeschichte, der Geschichte der Beziehungen zwischen Ost- und Westeuropa, der Geschichte der Entwicklungsländer und ihrer Befreiung sowie in der Historiographiegeschichte tätig sind und deren Arbeitsprämissen jenen Geist atmen – etwa die Privilegierung des Blickes »von unten« auf den historischen Prozeß, der Gebrauch und die Weiterentwicklung komparatistischer Ansätze oder die Aufmerksamkeit für weltgeschichtliche Zu-

sammenhänge – der auch Walter Markovs Forschungen bestimmte.

Fast schon unnötig ist, darauf hinzuweisen, daß die Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. und das Institut für Kultur- und Universalgeschichte e. V. jegliche Formen weiterer Unterstützung dankbar begrüßen, jedwede Verstärkung unserer Möglichkeiten werden wir potenziert zurückzahlen!

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Ihre Geduld soll nicht durch ungebührliche Länge eines Grußwortes strapaziert werden. Lassen Sie mich abschließend noch einmal die Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß unsere Einladung so reichlichen Zuspruch erfahren hat. Ob aus Lomé in Togo oder Moskau, ob aus Paris oder aus Lund in Schweden, ob aus Mülkau oder Taucha – Sie alle sind auf das herzlichste willkommen, wir freuen uns auf gute Stunden in dieser hochansehnlichen Runde.

# **I. Weg und Werk Walter Markovs**

Erinnerungen von Freunden und Schülern



Walter Grab

## Walter Markovs Weg und Werk

I. Der Leipziger Historiker Walter Markov, der am 3. Juli 1993 im Alter von fast 84 Jahren starb, war ein Gelehrter von Weltrang, der sein umfassendes Wissen auf vielen Gebieten mit kosmopolitischer Offenheit verband. Sein wissenschaftliches Werk umspannte sowohl die Untersuchung der Völker- und Staatengeschichte des Balkans von der Osmanenherrschaft bis zum modernen Imperialismus als auch die Geschichte des Kolonialismus und der Befreiungsbewegungen der Dritten Welt. Im Zentrum seiner Forschungen stand aber die Pariser Volksbewegung im Zeitalter der Französischen Revolution. Er entriß die plebejischen Massen der Anonymität, die den Erfolg der Umwälzung sicherstellten und von der triumphierenden Bourgeoisie um die Früchte des Sieges geprellt wurden. Markovs bahnbrechende Analysen, deren funkelnder und fesselnder Stil unnachahmlich ist, steckten die Grenzen des Jakobinerstaates ab und erörterten die Postulate und Ziele der Sansculotterie. Seine Meisterleistung war die Biographie und die Edition der Reden und Schriften des *roten Priesters* Jacques Roux, der die sozialen Sehnsüchte und Aspirationen der Volksmassen artikulierte und in seinem *Manifest des Enragés* den Schwerpunkt auf die Machtfrage zwischen Arm und Reich legte. Markov widmete viele Jahre den Vorarbeiten zu diesem vierbändigen Monumentalwerk, das im Ostberliner Akademie-Verlag 1966 bis 1970 erschien und ihn zum bedeutendsten Erforscher der Revolutionsepoche im deutschen Sprachraum machte. Gemeinsam mit dem führenden französischen Historiker Albert Soboul publizierte Markov zahlreiche neuentdeckte Quellen unter dem Titel *Die Sansculotten von Paris. Dokumente zur Geschichte der Volksbewegung 1793/1794*. Auch die Darstellung *1789. Die große Revolution der Franzosen* ist eine Gemeinschaftsarbeit der beiden Gelehrten.

Eine repräsentative Auswahl aus Markovs Gesamtwerk erschien 1979 zu seinem 70. Geburtstag und enthält 35 Studien über Theorie und Praxis gesellschaftlichen Wandels. Die vier Typen der bürgerlichen, der bürgerlich-demokratischen, der sozialistischen und der nationalen Befreiungsbewegungen verschiedener Völker sind unter dem Oberbegriff *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat* zusammengefaßt. Markovs zweibändiges opus *Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789 bis 1799* (Ostberlin 1982) verbindet in origineller Weise Selbstzeugnisse der Revolutionäre mit historischer Analyse und ist für alle unerlässlich, die sich über die Beweggründe, den Verlauf und die Konsequenzen der Staatsumwälzung orientieren wollen. Von den über dreißig Monographien Markovs soll noch der Prachtband über *Geschichte und Kultur des Grand Empire: Die Napoleon-Zeit* erwähnt werden, der 1985 in Leipzig und in Lizenzausgabe in Stuttgart erschien. Dieses reich illustrierte Werk macht den Leser mit dem *Wirbelwind der Weltgeschichte 1789–1815* und dem *Kaiserreich in Blau-Weiß-Rot* (so die Titel der beiden Hauptabschnitte) bekannt.

II. In seinen von Thomas Grimm dokumentierten Erinnerungen *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*, die 1989 im Aufbau-Verlag erschienen, berichtete Markov von seinem Werdegang, der sich sehr vom Lebensweg der meisten Mitglieder der Historikerzunft unterschied. Als Sohn eines kaufmännischen Angestellten slowenischer Nationalität 1909 in Graz geboren, wuchs er in einer zweisprachigen Familie auf, besuchte die Volksschule in Ljubljana, das humanistische Gymnasium in Belgrad und legte das Abitur in der jugoslawischen Küstenstadt Rijeka 1927 ab. Er reiste dann zum Hochschulstudium nach Deutschland. Da von der Familie kein Zueschuß zu erwarten und

das Stipendienwesen kaum ausgebildet war, mußte er sich bei seinen Studien an den Universitäten von Leipzig, Köln, Berlin, Hamburg und Bonn schlecht und recht als Hauslehrer, Bühnenstatist, Adressenschreiber und mit ähnlichen Tätigkeiten durchschlagen.

Seine Fächer waren Geschichte der Antike und der Neuzeit, Religions- und Kirchengeschichte, Philosophie und Slawistik. In der Weimarer Republik gehörte er keiner Partei an, tendierte aber nach links und wurde von einem seiner Lehrer in Berlin, dem renommierten Historiker Arthur Rosenberg, der eine Zeitlang Reichstagsabgeordneter der KPD war, in die marxistischen Lehren des Historischen Materialismus eingeweiht. Mit dem höchsten Prädikat *Summa cum laude* promovierte er im Juli 1934 bei Fritz Kern in Bonn mit einer Dissertation über *Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897–1908*. Als Kerns wissenschaftlicher Assistent und Lektor für die russische Sprache trat er der verbotenen KPD bei und organisierte im Herbst 1934 eine aus einigen Studenten bestehende Widerstandsgruppe, die eine illegale Zeitschrift *Sozialistische Republik* herausgab. Im Februar 1935 flog die Gruppe auf. Markov und seine Freunde wurden verhaftet und 1936 vor den Volksgerichtshof gestellt. Er wurde »wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens« zu einer Zuchthausstrafe von zwölf Jahren – davon sechs in Einzelhaft – verurteilt, die er in der Strafanstalt Siegburg bei Bonn absaß. Dort verrichtete er manuelle Tätigkeiten wie Flachszupfen und Hosenflicken, war jedoch auch imstande, durch Lektüre von Werken von Dostojewski, Shakespeare und anderen Dichtern, die er der Gefängnisbibliothek entlieh, sich geistig rege zu erhalten. Als die amerikanischen Truppen zum Rhein vorstießen, war Markov der leitende Kopf einer Gruppe politischer Häftlinge, die in der Nacht vom 10. zum 11. April 1945 die demoralisierte Wachmannschaft überwältigte und sich selbst befreite.

Da in den Westzonen für den Kommunisten Markov keine Aussichten für eine Universitäts-

laufbahn bestanden, übersiedelte er 1946 nach Leipzig, wo er sich im Jahr darauf mit einer Arbeit über *Grundzüge der Balkandiplomatie* habilitierte. 1947 heiratete er die aus dem Rheinland stammende Studentin Irene Bönninger; aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Er stürzte sich in die lang entbehrte Arbeit des Forschens und Lehrens, war eine Zeitlang auch an der Universität Halle tätig und erhielt 1949 den Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Er wurde zum Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte ernannt und übernahm auch Funktionen im Kulturbund. Die geistige Unabhängigkeit Markovs war jedoch den engstirnigen stalinistischen Bürokraten der DDR ein Dorn im Auge; sie beschuldigten ihn, der aus Jugoslawien stammte, des Titoismus, behaupteten, er stehe mit Vertretern der »westdeutschen Reaktionäre« und »Offizieren der anglo-amerikanischen Besatzung« in Verbindung und versuche, »die Probleme des Klassenkampfes zu verwischen«. Im Januar 1951 wurde daher der Mann, der zehn Jahre seines Lebens wegen seiner antifaschistischen Aktivität im Zuchthaus verbracht hatte, aus der SED ausgeschlossen; auch der Status eines Verfolgten des Naziregimes wurde ihm aberkannt. Er blieb jedoch Universitätsprofessor und Institutsdirektor. Ein Angebot, an die Universität Göttingen überzuwechseln, schlug er ab. Im Jahre 1959, als sich Ulbricht mit Tito aussöhnte, war die Parteibürokratie bereit, Markov wieder als Parteimitglied aufzunehmen; er lehnte dies mit den ironischen Worten ab, er fühle »sich dazu noch nicht reif genug«. Seither wagten es die Funktionäre der Abteilung Wissenschaft des Zentralkomitees der SED, die die Aktivitäten und Lehrmeinungen aller Hochschullehrer der DDR überwachten, nicht mehr, Markov zu kontrollieren; Briefe und Pakete, die aus dem Westen an seine Privatadresse gerichtet waren, wurden nicht geöffnet und untersucht.

In späteren Jahren wurde Markov in viele Ehrenämter gewählt, zum Leiter des Forschungszentrums für Asien- und Lateinamerikawissenschaft-

ten ernannt und mit hohen Orden ausgezeichnet. Lächelnd pflegte er das jeweilige Stück Blech in die Hosentasche zu stecken, sobald er den Auszeichnungsraum verlassen hatte. Er hielt an den Internationalen Historikertagen in Rom 1955, Stockholm 1960, Wien 1965, Moskau 1970, San Francisco 1975 und Bukarest 1980 Vorträge, verbrachte das akademische Jahr 1962/1963 in Nigeria, wo er an der neugegründeten Universität von Nsukka als erster Direktor des Fachbereiches Geschichte fungierte, hielt Gastvorlesungen in Sri Lanka 1963, nahm 1969 am Panafrikanischen Festival in Algier teil, lehrte zur Zeit der Präsidentschaft Allendes 1970/1971 ein Semester lang an der Universität von Santiago de Chile und wurde zu seinem 65. Geburtstag 1974 feierlich emeritiert.

Einige Monate später mußte sich Markov einer schweren Operation unterziehen, bei der ihm ein Teil seines Magens entfernt wurde. Seither unternahm er nur noch selten Auslandsreisen. Er mußte sich schonen und strenge Diät halten, blieb jedoch unermüdlich wissenschaftlich tätig und publizierte zahlreiche Abhandlungen, Miszellen und Rezensionen. Sein 80. Geburtstag am 5. Oktober 1989 fiel zufällig mit dem Zusammenbruch der DDR zusammen. Die politische Katastrophe trug zur Verschlechterung seines Gesundheitszustandes bei. Markov und seine Frau waren gezwungen, 1991 die Villa in Holzhausen bei Leipzig zu verlassen, in der die Familie vier Jahrzehnte lang gewohnt hatte, weil der frühere Eigentümer, der 1950 nach Westdeutschland geflüchtet war, zurückkehrte und nach dem Grundsatz *Rückgabe vor Entschädigung* Ansprüche geltend machte. Der schwerkranke Gelehrte, der nach zwei Stürzen kaum gehfähig war, mußte mit seiner Frau in die Datscha in Summt am See (in der Nähe Berlins) übersiedeln. In diesem ausgebauten Wochenendhaus verbrachte er die letzten anderthalb Lebensjahre; der Versuch der Ärzte, ihn von seinem Blasenkrebs zu befreien, der sich gebildet hatte, blieb vergeblich, weil die Wucherungen schon zu weit fortgeschritten waren.

Ich lernte Markov im Frühjahr 1963 kennen, als ich erstmals in die DDR kam, um Archivstudien über die norddeutschen Jakobiner zu betreiben. Markov hatte damals seine große Untersuchung über den Sansculottenführer Jacques Roux noch nicht publiziert; ich war auf ihn aufmerksam geworden, weil er in der Festschrift zum 60. Geburtstag des Historikers und Romanisten Werner Krauss 1961 eine Abhandlung über *Babeuf in Deutschland* veröffentlicht hatte, die meine Aufmerksamkeit erregte. Ich suchte ihn in der Leipziger Universität auf und erkannte bald, daß ich es hier mit einem der bedeutendsten Köpfe zu tun hatte, die ich in meinem Leben kennenlernte. Trotz oder gerade wegen seiner außerordentlichen Bildung waren ihm jeder Hochmut, jede Eitelkeit fremd; er war ein liebenswürdiger, bescheiden auftretender Mann, der dem Gesprächspartner gern und aufmerksam zuhörte. Er erzählte ausführlich von den Umständen, die ihn in die KPD geführt hatten, von seinem Zuchthausaufenthalt in Siegburg und von seinen Versuchen, nach der Befreiung in Bonn Fuß zu fassen. Ich hatte einige Jahre zuvor in Köln den Kommunisten Louis Napoleon Gymnich kennengelernt, der nach dem Machtantritt der Nazis im Keller der väterlichen Apotheke illegale Flugblätter herstellte und nach seiner Verurteilung ebenfalls im Siegburger Zuchthaus inhaftiert war; als ich bei einem späteren Besuch Gymnich erzählte, daß ich Markov kennengelernt habe, bat er mich, bei der nächsten Begegnung nur zu sagen: *Siegburg, Zelle 510*. Einige Monate später, als ich Markov wieder sah, machte ich die Probe aufs Exempel. Sobald er diese Zahl hörte, rief er: »Wie gehts Gymnich?« Es stellte sich heraus, daß die beiden in Nachbarzellen gesessen und sich durch Klopfzeichen täglich stundenlang unterhalten hatten. Ich hatte die Genugtuung und Freude, im Jahr 1966 die beiden Genossen, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, in einem Ostberliner Restaurant zusammenzuführen und ihren Erinnerungen zu lauschen. Gymnich, der 1941 ins Konzentrationslager Buchenwald verlegt wurde, war dort

im illegalen kommunistischen Lagerkomitee tätig, arbeitete in der Sanitätsbaracke und rettete vielen Häftlingen das Leben. Er ist 1981 im Alter von 78 Jahren verstorben.

Bei jedem meiner Besuche in Berlin richtete ich es so ein, daß ich Markov traf, der von Leipzig herüberkam. Ich besuchte ihn auch zweimal in seinem Sommerhaus in Summt am See, und wir verbrachten fachsimpelnd viele Stunden miteinander. Im Jahre 1965, nach Beendigung meines Doktorats, war ich in seiner Holzhausener Villa fünf Tage lang zu Gast. Im Foyer hingen fünf Gemälde von siebenjährigen Kindern; als ich ihn fragte, erklärte er, dies seien seine Sprößlinge. Auf meine verwunderte Frage, ob seine Frau ihm Fünflinge geboren habe, lachte er und sagte, daß die Kinder zwischen 1948 und 1957 zur Welt gekommen seien; jedes einzelne sei gemalt worden, als es das Alter von sieben Jahren erreichte, so daß der Eindruck von Gleichaltrigkeit entstand. Da seine Frau im Summter Sommerhaus Ferien machte, war er Strohwitwer, und wir plauderten täglich bis tief in die Nacht. Ich lernte seine Freunde, das Ehepaar Gerhard und Käthe Harig, kennen, und zu viert besuchten wir die Schlachtfelder Sachsens. Mit Harigs Auto fuhren wir nach Torgau, Breitenfeld, Lützen und Bautzen und auch zum Schloß Hubertusburg, wo der Friede des Siebenjährigen Krieges 1763 geschlossen wurde. Es war eine der großartigsten Geschichtslektionen meines Lebens. Einige Wochen später ermöglichte mir Markov, bei dem Robespierre-Colloquium, das im Rahmen des Internationalen Historikertages in Wien Anfang September 1965 stattfand, die Ergebnisse meiner Studien etwa 150 Revolutionsforschern aus der ganzen Welt vorzutragen; es war mein erstes öffentliches Auftreten vor hochrangigen Experten. Von acht Uhr morgens bis neun Uhr abends hielten 26 Historiker ununterbrochen Referate – jedem war knapp eine halbe Stunde zugemessen. Markov und sein Freund Albert Soboul, der Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte der Französischen Revolution an der Sorbonne, saßen im Präsidium, der jeweilige Vor-

tragende nahm zwischen ihnen Platz. Am Abend gingen alle Referenten in ein Restaurant. Soboul stand an der Spitze der langen Tafel, bat uns, die mit Rotwein gefüllten Gläser zu heben und rief aus: *Vive Robespierre!* Es war ein unvergeßlicher Abend, den ich Markov verdanke.

Markov gehörte zu jenen seltenen Menschen, die ihre Bildung nicht hervorkehrten, um damit zu glänzen, sondern bewußt immer zu den Lernenden zählten. Er war – um das talmudische Wort für einen Gelehrten zu verwenden – ein *Talmid Chacham*, ein *weiser Schüler*; denn der Talmud sieht die Lehre als etwas Gewaltiges an, das niemals zu bewältigen ist, so daß man zeitlebens, auch wenn man alle Gesetze auswendig weiß, immer ein Schüler bleibt, und dabei – ein Weiser. Nicht nur das historische Wissen dieses enzyklopädisch gebildeten Mannes beeindruckte mich, sondern auch seine ausgewogenen politischen Urteile. Als ich ihn im März 1987 in Berlin fragte, was er von der Perestrojka Gorbatschows halte, sagte er ruhig: »Bisher sind dies alles Absichtserklärungen, und wir werden abwarten, was davon verwirklicht wird.«

Als nach dem Fall der Berliner Mauer Millionen Deutsche das Ende der DDR begeistert begrüßten, bezeichnete Markov die politische Wende als *Vendée*. Dieses Wortspiel war etwas für Eingeweihte, nämlich für Experten der Französischen Revolution, in der *Vendée* sammelten sich 1793 die Revolutionsgegner, und wer die »Wende« von 1989 so nennt, meint, daß die Reaktion, die Konterrevolution den Sieg davongetragen hat. In seinem Brief an mich vom 22. März 1990 schrieb Markov: »Ich richte mich auf eine längere Restaurationsepoche ein, deren Ende ich nicht mehr erleben werde. Da man Gysi nicht im Dreck stecken lassen kann, habe ich die ›Entschuldigung‹ der Partei akzeptiert und gehöre ihr (wenngleich mehr symbolisch) an, um denen zu helfen, die ein Viertes Reich nicht mögen.« Er trat also der PDS bei, obwohl er kein Mitglied der SED mehr gewesen war. Vier Monate später, am 30. Juli 1990, hieß es in einem Brief: »Ich kann mir noch gar nicht vor-

stellen, wie ich in einen ›Bundesbürger‹ ungefragt und ungewollt auf meine alten Tage verwandelt werde. Doch wohin soll oder kann man mit 80 ausweichen? Es ist eine verrückte Welt. Wir werden sie nicht mehr kurieren können.« Und wenige Tage vor der endgültigen Liquidierung des Staates, dessen Existenz er trotz allem immer bejaht hatte, schrieb er am 17. September 1990: »Unsere Sorgen als künftige Zwangsbürger im Vierten Reich kennen Sie ja zur Genüge. [...] Inzwischen verschwindet so eines nach dem andern, Gutes gleichermaßen mit Schlechtem; demnächst die

Briefmarken, nachdem das Geld bereits weg ist. Die Akademie folgt, die Sektion Geschichte an der Uni auch und schließlich Karl Marx in Person. Wie gut, daß man mit wegdiskutierten Etiketten der Sache selbst nicht an den Kragen kann.«

*Die Sache selbst* – das war die Idee des wirklichen (nicht des realen) Sozialismus, der Walter Markov bis an sein Lebensende treu blieb.

*Erstveröffentlichung in der von Andreas W. Mytze herausgegebenen Zeitschrift »europäische ideen« (Heft 85 (1993)S. 23–27).*



Manfred Kossok

## Walter Markov

**W**eder Gedanken um Leben und Werk von Walter Markov noch der Versuch einer Würdigung der Leistung Walter Markovs als Forschender und Lehrender vermögen das wohl entscheidende Merkmal seines Wirkens zu umgehen: ein absolutes Verhältnis zu der von ihm gelebten Wissenschaft. Es ist nicht übertrieben, von totaler Identifizierung mit der als Lebensinhalt gesetzten Aufgabe zu sprechen: Historie als Instrument gesellschaftlicher Vorwärtsentwicklung und Veränderung, nicht retrospektiv verharrender Interpretation. Daß die nach der *lex academica* vollzogene Emeritierung keinen Bruch signalisierte, sondern – wovon gewichtige Publikationen zeugen – eine neue Phase schöpferischer Aktivität einleitete, liegt in der Konsequenz des von bedingungsloser Forderung an die eigene Leistung geprägten Engagements. Es wurde nicht – wie unter Berufung auf William Shakespeare angekündigt – der Stab gebrochen und vergraben; das Buch versank nicht in die Tiefe ...

Anlässlich der akademischen Ehrungen zum 70., 75. und 80. Geburtstag in den Jahren 1979, 1984 und 1989 konnte Walter Markov auf ein Werk zurückblicken, dem die verdiente nationale und internationale Anerkennung zuteil geworden ist.

Das gutbürgerliche Elternhaus, in dem Walter Markov 1909 geboren wurde und das ihm Gymnasialbesuche in Lubljana, Kranj, Beograd und Rijeka ermöglichte, hat dem weit über die »engeren« Grenzen der Geschichte interessierten Studenten (1927–1934) die wirtschaftlichen Härten des Studiums in Leipzig, Köln, Berlin, Hamburg und Bonn nur begrenzt mildern können. Primär die eigene Leistung entschied über den begehrten »Freitisch«. Obwohl der Gymnasiast mit dem kühnen »Entwurf einer Weltgeschichte« schon den Hauptweg des künftigen Wissenschaftlers vorherbestimmte, fehlten nicht andere Haupt-

fächer: Geographie, Philosophie, Orientalistik, Slawistik. Akademische Lehrer von Rang und Namen haben den Studenten Walter Markov in einer Weise geprägt, die eine Suche nach der eigenen Persönlichkeit nicht verbaute, sondern weit eher beschleunigte: Brandenburg und Goetz in Leipzig, Oncken und Hoetzsch in Berlin, Ziekursch und Hartmann in Köln, Tangl und Salomon in Hamburg, Kern und Barth in Bonn. Walter Markov gehörte zum Kreis jener Menschen, die den herausziehenden Faschismus nicht aus der Distanz beobachteten, sondern sich bedingungslos dem Kampf gegen die braune Pest verschrieben. Kaum war unter erschwerten Bedingungen 1934 die Promotion zum Thema: Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897–1908 abgeschlossen, folgte 1935 die Verhaftung als Mitglied einer antifaschistischen Widerstandsgruppe an der Bonner Universität. Das Urteil gegen den Herausgeber der Zeitschrift »Sozialistische Republik« unter der Anklage der »Vorbereitung des Hochverrats« lautete: 12 Jahre Zuchthaus. Als die alliierten Truppen den Rhein erreichten, stand Walter Markov an der Spitze der Selbstbefreiungsaktion der politischen Häftlinge von Siegburg.

Als Mitbegründer der FDJ und des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands in Bonn und des ASTA der Bonner Universität 1945/1946 war Walter Markov jedoch bald erneuter Drangsalierung ausgesetzt. Er folgte 1946 dem Ruf an die Alma mater lipsiensis. Thema der ersten Seminare und Vorlesungen: Geschichte Rußlands. Als akademischer Lehrer, der selbst aus dem antifaschistischen Widerstand kam, hat Walter Markov mit seinen Vorlesungen und Seminaren zutiefst das Denken und Handeln jener Studentengenerationen geprägt, für die sich mit der Befreiung des Jahres 1945 die Tore der Universität öffneten. In den nicht oder nur kärglich geheizten, aber stets überfüllten Hörsälen las

Walter Markov vor Studenten der Gesellschaftswissenschaftlichen, der Pädagogischen und der Philosophischen Fakultät vom Wintersemester 1946/1947 bis zum Wintersemester 1952/1953 zur Geschichte Rußlands und der Sowjetunion, Revolutionsgeschichte, Geschichte des Imperialismus und Weltgeschichte von 1500 bis 1917. Dem folgten seit Mitte der 50er Jahre Lehrveranstaltungen zur Geschichte Afrikas, der Résistance, Frankreichs und über Kulturgeschichte, um nur die wichtigsten Themenkreise zu nennen. Die Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden. Anlässlich seiner Emeritierung konnte Walter Markov auf eine beeindruckende Zahl von Schülern verweisen: Lehrstuhlinhaber, Nationalpreisträger, Rektoren, Diplomaten, Minister.

Nach der 1947 erfolgten Habilitation über Probleme der Balkandiplomatie wurde Walter Markov 1949 zum Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte ernannt (ab 1951 Institut für Allgemeine Geschichte), dessen 1909 erfolgte Gründung untrennbar mit dem Namen Karl Lamprechts verknüpft ist. Ein Grundzug in der akademischen Lehre Walter Markovs bestand stets in der schöpferischen Auswertung der Ergebnisse der sowjetischen Geschichtswissenschaft. Hier liegt eine der Quellen, die ihn befähigen, im Sinne des unvergänglichen Erbes von Georg Sacke als kommissarischer Direktor des Instituts für Geschichte der Europäischen Volksdemokratien (1951–1958) entscheidende Impulse für die Pflege der Geschichte der UdSSR und Ost- und Südosteuropas an der Leipziger Universität zu vermitteln. In zahlreichen gesellschaftlichen Funktionen als Mitglied der Universitätsgewerkschaftsleitung der Karl-Marx-Universität (1957–1963), als Prodekan der Philosophischen Fakultät (1960/1961) oder als Präsident der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft in der DDR (1961–1965) vereinte Walter Markov in exemplarischer Weise akademisches und gesellschaftliches Engagement.

So sind und bleiben der inmitten des vom Faschismus hinterlassenen materiellen und geistigen Trümmerfeldes nach 1945 auf dem Boden der

heutigen DDR vollzogene Neubeginn des akademischen Lebens, die seitdem erreichte internationale Resonanz unserer Geschichtswissenschaft untrennbar mit dem Namen Walter Markovs verknüpft. Es war vor allem die in der Härte des antifaschistischen Widerstandskampfes gewonnene Erfahrung, die Walter Markov niemals Geschichte auf die Frage, »wie es eigentlich gewesen sei«, reduzieren ließ, sondern Geschichte stets als Wegweisung in einer Welt begriff, in der wissenschaftlich fundiertes Bekenntnis zur Geschichte zugleich Anerkennung ihrer politischen und gesellschaftlichen Aufgabe in der globalen Konfrontation von Fortschritt und Reaktion bedeutet: Historisches Denken nicht als Vehikel abstrakt-moralisierenden Meditierens, vielmehr als Kompaß aktiven Handelns, folgend dem Charakter unserer Epoche. Von solchem Bemühen zeugt ein Oeuvre, das inzwischen über 800 Titel, davon mehr als 30 Monographien, umfaßt. Obwohl sich die Fülle des Inhalts nicht auf einen Nenner reduzieren läßt, werden die Konturen des Gesamtwerkes von bestimmten Themenkreisen geprägt: Theorie der Geschichte, Aufklärung und bürgerlicher Revolutionszyklus, Geschichte Ost- und Südosteuropas, koloniale Frage und nationale Befreiungsbewegung, antifaschistische Résistance. Besonders im letztgenannten Thema begegnen sich und verschmelzen Personen, Politik und Geschichte nahtlos ineinander.

Der leitende Faden besteht in der Orientierung auf das marxistische Verständnis von Weltgeschichte. Im Sinne der von Karl Marx und Friedrich Engels in der »Deutschen Ideologie« niedergelegten Auffassung begreift Walter Markov »Weltgeschichte« nicht als bloße Summe der Geschichte der Welt, sondern als historisch gewordenes Produkt eines von universal gültigen Gesetzen geprägten Prozesses stadiäl wachsender dialektischer Verzahnung lokaler, regionaler, nationaler und kontinentaler Entwicklungen. Aus neuer Sicht brachte er sein Werk bewußt in die von Karl Lamprecht gesetzte Traditionslinie.

Walter Markovs »Grand Thème« ist die Große Revolution der Franzosen. Die damit verknüpften Leistungen ließen ihn zum Nestor der Leipziger Revolutionsforschung werden. In bewußter Absage an traditionell-bürgerliches Geschichts- und Revolutionsverständnis – 1950 unter dem Titel »Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung« nachlesbar – beschränkte sich Markovs Sicht nie auf die politische Hülle der mit »1789« identischen Epochenzäsur. Es waren die Rolle der im Schatten Stehenden und das Wirken ihrer Sprecher – meist geschmäht, gelegentlich demagogisch hochgelobt –, ihre Kämpfe, Hoffnungen und Träume an der Basis der Revolution, denen die Aufmerksamkeit gelten sollte: die Revolution von unten. Die Hinwendung zur Sansculotterie, nicht als Reserve, sondern als Agens für die schwere Geburt eines neuen Weltzustandes verstanden, rückte schließlich den radikalsten Kern der städtisch-plebejischen Volksbewegung, die »Enragés« und ihren politischen Exponenten, Jacques Roux, in den Mittelpunkt.

Jacques Roux und die Enragés stellen ein entscheidendes Element und Bindeglied dar, wenn es darum geht, im historischen Aktivismus der Massen großer bürgerlicher Revolutionen zugleich Schub- und Triebkräfte zu erkennen, die mit der kompromißlosen Zerstörung des Alten den Vorgriff auf eine noch ferne Zukunft wagten. Wie schrieb doch Gracchus Babeuf im Angesicht des Fallbeils: »Was die Lügner von heute meine Träume nennen ...«.

In den Forschungen von Walter Markov hat der Begriff der Massen volle Gegenständlichkeit gewonnen: Namen, Gesichter, Aktionen, Ideen, Schicksale, Glaube und Zweifel. Volksmassen, Volksbewegung bleiben aber stets Teil des Ganzen, dessen konstitutive Komponenten nicht willkürlich auswechselbar sind. Es galt Walter Markov stets, die Revolution in der ihr eigenen Historizität zu erfassen, um deren Dialektik von unverlierbarer Größe und politisch-sozialen Grenzen begreifen zu können. Nachweis und Wertung der avantgardistischen Vorkämpfer, deren »Postu-

lat des-noch-Unmöglichen« zum »Garant des-schon-Möglichen« wurde, haben Walter Markov zu keinem Moment in die Sackgasse einer mit dem Anspruch historisierender Plebejisierung drapierten »Entjakobinisierung« der Revolution geführt. Im Gegenteil: Die klare Vorstellung von der inneren Widersprüchlichkeit divergierender Klassenkräfte, der in der Natur jeder bürgerlichen Revolution liegenden Verknüpfung von Konkordanz und Divergenz im Gesamtensemble der Hegemonial- und Triebkräfte, ergab die Voraussetzung für die erforderliche differenzierte Wertung im Spannungsfeld von Idee und Wirklichkeit. Verteidigung der Revolution, die auch für W. I. Lenin, der die Bolschewiki als Jakobiner des 20. Jahrhunderts begriff, die »Große« war, heißt nicht, ihre bourgeoisen Klassenzüge rechtfertigen. Es ist kein Zufall, daß Walter Markov mit dem Abtasten der »Grenzen des Jakobinerstaates« (1955) Schritt um Schritt in den Aktionsradius der Äußersten Linken vorgedrungen ist. Mit den Bedingungen für die Kulmination und den Untergang des Jakobinismus erfaßte Walter Markov zugleich Entwicklungslinien, die in die Tragödie der Enragés und der gesamten Sansculotterie einmündeten: Den argen Weg zur Erkenntnis, daß – so das Diktum von Karl Marx – Revolution auch heroische Illusion sei, beschritten beide auf ihre Weise.

Angesichts der Tatsache, daß die Debatte um Robespierre und Robespieristen keineswegs abgeschlossen ist, sondern periodisch, stets aktuelle gesellschaftliche Bedürfnisse widerspiegelnd, auflebt, ist Walter Markovs Beitrag zur Bestimmung des historischen Ortes des Jakobinismus um so gewichtiger. Der gelungene Versuch, im Verein mit den führenden Repräsentanten der internationalen marxistischen Geschichtswissenschaft A. Soboul (Frankreich), J. M. Zacher und A. Z. Manfred (UdSSR) sowie G. Rudé (England) über den Jakobinismus und die Äußerste Linke die Analyse der Volksbewegung fest in die marxistische Historiographie zu integrieren, brachte die bürgerliche Gegenseite in erheblichen Zugzwang. In der 1958 aus Anlaß des 200. Geburtstages von

Maximilian Robespierre vorgelegten Gemeinschaftsarbeit sah Robert R. Palmer (USA), damals mit Jacques Godechot noch überzeugter Atlantiker, den Aufmarsch »der europäischen Linken«, was in der Befürchtung Ausdruck fand: »Es wäre verheerend, wenn nur Marxisten die einfachen Leute in Frankreich während der Revolution kennen oder verstehen würden.«

In dem gemeinsamen Anliegen, die sansculottischen Volksmassen historischer Anonymität zu entreißen, begegnete sich Walter Markov auf das Glücklichsste und Intensivste mit Albert Soboul. Aus ihren vereinten Anstrengungen erwuchs ein Bild der von kleinbürgerlichen und plebejisch-vorproletarischen Elementen getragenen Volksbewegung, das in den wesentlichen Konturen als abgeschlossen gelten kann: Die »Sansculotten de l'An II« gehören ebenso dazu wie »Robespieristen und Jacquesroutins«; über die Babeuf-Studien von V. M. Dalin (1961) erfolgte schließlich der Anschluß an die Keim- und Vorformen der proletarischen Komponente im Revolutionszyklus der Franzosen mit den Zäsuren 1789, 1830, 1848, 1870 und 1871. Keine ernsthafte revolutionsgeschichtliche oder revolutionstheoretische Forschung kann an diesen Leistungen vorbeigehen; dem vielseitigen Begriff des Erkenntniszuwachses hat Markov für das Gebiet der modernen Geschichte eine neue Qualität verliehen. Es geht um Grundfragen der Revolutionsgeschichte, deren gegenwartsbezogene Relevanz ins Auge springt. Revolutionsgeschichte ohne praktische Parteinahme für die Sache des Fortschritts, das lehren Leben und Werk Walter Markovs, wäre ein Unding.

Was an der Revolution, der Walter Markov wissenschaftlich so eng verbunden ist, groß war, verschmilzt untrennbar mit dem Enthusiasmus und dem Opfergeist der Volksklassen. Es gehört unwiderrufflich zum unverlierbaren Erbe der Sturmjahre von 1789 bis 1794/1795: »In dieser Revolution war wie in keiner anderen zuvor das Volk als Hauptkraft in den Vordergrund getreten [...] So ragt die Große Revolution der Franzosen hervor als ein Meilenstein auf dem langen Weg aus dem

feudalen Mittelalter in unsere sozialistische Gegenwart, gehaßt oder bewundert – je nachdem, auf welche Seite der Barrikade sich ihr Betrachter stellt.« Revolution nicht nur als Scharfrichter der Geschichte, sondern auch der Historiker, die sich ihrer bemächtigen.

Der stets vom Bekenntnis zu Einheit von Politik und Geschichtswissenschaft geprägte Weg kulminierte in jener Leistung, die mit Fug und Recht als die Seele des Lebenswerkes von Walter Markov in Lehre und Forschung bezeichnet werden darf: die als Tetralogie angelegte Biographie von Jacques Roux (1966–1970). »Das Ärgernis des linken Priesters« (1967) hat Walter Markov fast ein Drittel seines bisherigen Lebens verfolgt. Diese Treue zum Sujet charakterisiert den Autor kaum weniger als die historische Persönlichkeit, die in das Zentrum der Darstellung gerückt ist. Was aus dem Wissen um die Schwere des Vorhabens – und nicht in kokettierender Bescheidenheit – als »Fragebogen« angelegt ist, gewann eine, trotz imponierenden äußeren Umfangs, vor allem in der Tiefe historischen Verständnisses unerhörte Dimension. Im Schicksal von Jacques Roux, Armenpriester und »roter Vikar der Gravilliers«, nahm das spontane und kollektive Genie der Massen personifizierte Gestalt an, die wohl über sie emporrage, ohne sich je von ihnen zu lösen. In bemerkenswerter Einhelligkeit hat die internationale Kritik festgestellt, daß sich Walter Markov mit diesem Monumentalwerk als bedeutendster Gelehrter für das Gebiet der Französischen Revolution im deutschsprachigen Raum ausweisen konnte. Zu den Belegen, die solche Aussage begründen, gehören die Beiträge in den über viele Jahre von Georges Lefebvre, den Walter Markov seinen Maitre nennt, geleiteten *Annales historiques de la Révolution française*. Gemeinsam mit den unvergessenen sowjetischen Historikern E. V. Tarle und J. M. Zacher gehört G. Lefebvre zu jenen Persönlichkeiten, denen Walter Markov stets als »moralische Lehrer« Tribut zollte.

Hochverdiente Ehrungen sind Walter Markov zuteil geworden: Karl-Marx-Orden, Nationalpreis,

Vaterländischer Verdienstorden, Medaille »Kämpfer gegen den Faschismus«, Ehrenmedaille der VdN, Ehrendoktor und Ehrensensator der Karl-Marx-Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und internationaler Wissenschaftsvereinigungen. Sie waren stets Anlaß, die Grenzen der eigenen Leistungen noch weiter vorzutreiben. Hier ist nicht der Ort, Urteile und Würdigungen im einzelnen darzulegen, es sei jedoch hervorgehoben, daß die Tetralogie, einschließlich des »Prologs« – Jacques Roux und Karl Marx: Zum Einzug der Enragés in die »Heilige Familie« (1965), – den Schlüssel für das komplexe Verständnis von Standpunkt, Methode und Stil in der wissenschaftlichen Arbeit Walter Markovs darstellt.

Die schwankenden Urteile über Jacques Roux und die Enragés im Feuer der Revolution wurden gewiß noch von denen der Historiker übertroffen, die sich in der Folge dazu äußerten. »Vom Elend der Biographie« (1966) ist das Thema »Jacques Roux« kaum wie ein zweites geprägt. Die aus wahrlich enzyklopädischer Belesenheit erwachsenden und als Einführung zum Thema gedachten Aussagen und Einschätzungen geben zu erkennen, daß der Autor keine Mühe und keine Methode scheute – einschließlich der Grauzonen der Graphologie –, um die Geheimnisse seines (und seiner) Helden aufzudecken. Soweit eine bürgerlich-liberale Historiographie den »Mauerbrecher einer uneingeschränkt plebejischen Bewegung«, deren revolutionsgeschichtlicher Ort weit jenseits des radikalen Jakobinertums lag, überhaupt zur Kenntnis nahm, näherte sie sich ihm gleichsam vom Zentrum in Richtung Peripherie. Walter Markov geht dagegen den umgekehrten Weg: von der äußeren Peripherie, einer Zone, in der »die kommunistische Idee, [...] die Idee des neuen Weltzustandes« (Karl Marx) aufschien, zu den ökonomisch-sozialen und politisch-ideologischen Grundfragen der entscheidenden Schlacht gegen Feudalität und Absolutismus. Im persönlichen Schicksal von Jacques Roux, stets dem

breiten Strom der Revolution mit allen Höhen und Tiefen eingebettet, werden Größe, Tragik und bleibendes Erbe der Volksbewegung faßbar. Die Gretchenfrage historischen Denkens »Wer macht Geschichte?«, nirgends in plakativer Weise vordergründig, wird für die Periode der Großen Revolution bis in letzte Verästelung verfolgt: »Scripta et acta« (1969) und, noch prononcierter, die »Exkurse« (1970) enthüllen die Anatomie der epochesetzenden gesellschaftlichen Umwälzung: Das Ergebnis ist kein Skelett der Revolution, vielmehr die totale Rekonstruktion eines historischen Organismus, dessen Kämpfe und Schicksale noch jeden in den Bann schlagen, für den Geschichte Tor in die Zukunft heißt, nicht bloßer Wissensspeicher an geronnenen Erfahrungswerten der Vergangenheit.

Die bestimmenden Arbeits- und Publikationsphasen am »Jacques Roux« belegen die strenge innere Struktur der von Walter Markov betriebenen Revolutionsforschung. Was in Zwischenzeiten als Abweichung erscheinen mochte, ist, bei genauerem Hinsehen, periodisch notwendige Distanzierung vom Hauptanliegen und führt stets zu Ergebnissen, die das Thema Revolution und Weltgeschichte essentiell anreichern. Meisterschaft in der Methode findet adäquate Ergänzung im Stil: Seine persönliche Qualität ist schlechthin unverwechselbar. Ein wenig unterkühlt meinte Walter Markov in eigener Sache: »Der Umgang mit der Feder ist mir in der Tat die meiste Zeit über beträchtlich leichter gefallen als mündlicher Vortrag.«

Stilfragen sind für Walter Markov keine Formfragen. Der Charakter des Gegenstandes prägt die Wahl des Ausdrucks: geschliffen-pointiert in der Debatte mit Kollegen, thesenhaft-präzise die Konfrontation mit dem geistigen Gegner, farbig variierend in der Schilderung von Ländern und Städten, ironisch-distanziert, um Überhöhtes auf seinen wahren Gehalt zurückzuführen; der leise Ton, wenn ein letztes Wort dem Freund und Mitstreiter gilt ... Adjektivische Bestimmungen: dialektisch, hintergründig-humorvoll, verfremdend,

kennzeichnen kaum annähernd die Elemente Markovscher Sprache. In positiver und fruchtbarer Weise stellt sich Walter Markov der von Lion Feuchtwanger als Motto gesetzten Herausforderung des Aristoteles: »Die künstlerische Darstellung der Geschichte ist wissenschaftlicher und ernsthafter als die exakte Geschichtsschreibung. Die Dichtkunst nämlich geht auf Kern und Wesen, während der exakte Bericht nur Einzelheiten aneinanderreihet.« Eine dialektisch-materialistische Geschichtsschreibung, die darum ringt zu wissen, was die menschliche Welt im Innersten zusammenhält, darf sich gegen solchen Vorwurf als gefeit betrachten. Das aber ist nur die eine Seite der Medaille, denn wer – dem Auftrag von Jean Jaurès folgend – aus der Vergangenheit nicht die Asche, sondern das Feuer weitertragen will, der kann der Gewalt der Sprache nicht entbehren. Und für welches Gebiet gelte das mehr als für die Darstellung von Ereignissen und Schicksalen, die den Geist großer Revolutionen atmen?

Es gehört zu den unverrückbaren Überzeugungen von Walter Markov, daß – eben in bewußter Anlehnung an die historisch-biographische Virtuosität von E. V. Tarlé – wissenschaftliche und stilistische Perfektion eine unlösbare Symbiose eingehen müssen: Das Wort bleibt für den Historiker das wichtigste Medium, um der Macht seines Gedankens Wirkung zu verleihen. Für Walter Markov ist die innige Berührung und Verschmelzung von Geschichte und Kunst mehr als ein Postulat stilistisch-literarischer Aussage; sie manifestiert ein Geschichtsverständnis, das von der Überzeugung einer organischen Durchdringung aller Äußerungen menschlich-gesellschaftlicher Existenz getragen ist. Was unterschiedliche Stilmittel vermögen, um historische Kontrastfiguren und -situationen plastischer werden zu lassen, ist an einem Vergleich der »Freiheiten des Priesters Roux« mit der von Walter Markov gewählten Sprache für die Darstellung Napoleons und seiner Zeit, der »Sitten und Unsitten des Empire« (1984) ablesbar. Die in gesammelter Form vorgelegten Weltbühne-Essays (1979) bezeugen die Gabe Walter Mar-

kovs, der »großen« in gleicher Weise die »kleine Form« zur Seite zu stellen: Wissenschaft als eine von strengster Disziplin geprägte Arbeit, aber auch als geistiges Vergnügen. Von wahrhaft universalhistorischer Neigung vermittelt die ebenfalls 1979 in 1. Auflage erschienene Studiensammlung »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat« ein umfassendes Bild.

Aus dem Versuch, mit dem Wesen den Geist der Revolution lebendig werden zu lassen, erklärt sich Walter Markovs explizite Neigung, den ideologischen Prozessen nachzuspüren und historisch fundiertes Bewußtsein als Triebkraft gesellschaftlichen Fortschritts zu erfassen. Objektive Gesetzmäßigkeit wird, mit stetem Bezug auf die Engels-These: »Die Menschen machen ihre Geschichte selbst«, nicht als fatalistische Programmierung, sondern als Öffnung von Alternativen angesehen, über deren letzte Ergebnisse und Folgen der subjektive Faktor mitentscheidet.

Diese für den Historiker erregendste, zugleich aber komplizierteste Problematik klingt bei Walter Markov von verschiedenen Richtungen und Ebenen her an. Sie prägt zunächst das ständige Interesse, den Aussagen und Positionen von Karl Marx, Friedrich Engels und W. I. Lenin zum Thema Geschichte und Revolution, Theorie und Praxis der Revolution nachzuspüren. Das über Marxens Revolutionsverständnis Gesagte: »Kein Jagen nach Phantasieprojekten, sondern Erkennen und Abstecken logischer Tendenzen, gerichtet auf die Auffindung von Gesetzmäßigkeiten und die Erforschung ihrer Möglichkeiten, die zur Wirklichkeit werden können, wenn sich die strategisch-taktische Konzeption als dem Möglichen angepaßt erweist«, könnte das Motto für ein ganzes Kapitel in einer Markov-Biographie abgeben. Diese Art von Selbstverständnis mit dem dialektisch-materialistischen Geschichtsdenken und das bisherige Gesamtwerk von Walter Markov widerlegen jene bürgerlichen Kritiker, die mit den stumpfen Begriffen des »Revolutionsfetischismus« oder »Revolutionsmystizismus« hantieren. Walter Markov bekennt: »Warum aber schließlich

gerade Revolutionsgeschichte? [...] Die Faszination, die von ihr ausgeht, wurzelt im Mitempfinden des Stirb und Werde, aus dem eine neue Gesellschaft emporsteigt, und das recht zu verstehen, letzte Erfüllung des geschichtlichen Anliegens schlechthin bedeutet« (1974). Das heißt für Walter Markov, weder Welt- auf Revolutionsgeschichte zu reduzieren – es genügt, auf seine mit der Habilitation ausgewiesene diplomatiegeschichtliche Arbeitsphase zu verweisen –, noch die Mühen der Ebenen zu scheuen, wie in dem Prachtband »Große Schlachten der Weltgeschichte« (1978) bezeugt ist. Die geistige Vorbereitung der Französischen Revolution in nationaler und internationaler Einbettung hat Walter Markov auf vielfältige Weise in seinen Studien zur französischen und südosteuropäischen Aufklärung nachgezeichnet. Daraus erwachsen schließlich die Konturen für ein wachsendes Interesse an widersprüchlichen Phänomenen des aufgeklärten Absolutismus, das bereits in einem Projekt internationaler Gemeinschaftsarbeit verankert werden konnte. Neue Forschungshorizonte tun sich auf, die seiner Feder keine Ruhepause erlauben ...

Wissend um den gesellschaftlichen Auftrag historischen Forschens und Lehrens, ist das revolutionsgeschichtlich geprägte Forschungsprofil Walter Markovs durch zahllose Stränge mit der zeitgeschichtlichen Gegenwart verknüpft. Das gilt zunächst für den Beitrag zur genaueren Bestimmung des universalhistorischen Platzes des Jakobinismus. Gerade in der präzisen Erfassung des französischen Phänomens liegt die Gewähr, um den Jakobinismus extra muros in seinen Eigenheiten, Spezifika und veränderten Funktionen genauer zu definieren. Inhaltliche und funktionale Kontraste zwischen Jakobinismus und »Jakobinismus« treten deutlicher ins Licht: Während in Frankreich die »plebejische Manier« (Karl Marx) revolutionärer Aktion bereits an die Grenzen bürgerlicher Progressivität rührte, sie in den Spitzen der Bewegung sogar in Frage stellte, war für andere Regionen von Mittel-, Ost- und Südeuropa bis Lateinamerika jakobinische Intransigenz nicht

selten die Vorbedingung, um überhaupt erst an die bürgerliche Revolution heranzukommen. Frankreichs »Jakobiner mit dem Volke« (W. I. Lenin) fanden eine sehr differenzierte Resonanz in Ereignissen und Gestalten, deren Charakteristik von Jakobinern für das Volk und ohne das Volk bis zum militärischen Jakobinismus variierte. Stets weit entfernt davon, Maximilien Robespierre Jacques Roux zu opfern, fand Walter Markov über die Auslotung des »authentischen« Jakobinismus einen weiteren Zugang zur Analyse heutiger weltrevolutionärer Prozesse.

»Wer selbständige Forschung betreiben will, ist gehalten, sich der Originalquellen an Ort und Stelle zu bedienen«. Es war niemals die Art Walter Markovs, sich der Geschichte aus zweiter und dritter Hand zu bedienen. Die meisten seiner Arbeiten tragen das Qualitätssiegel »ad fontes«, so auch die 1982 veröffentlichte zweibändige Quellensammlung »Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789–1799«.

Die revolutionshistorische Seite seiner Hinwendung zu Fragen der nationalen Befreiungsbewegung in den Ländern der Dritten Welt – speziell im Falle Afrikas – ist spürbar davon geprägt, die Elemente eines »schwarzen Jakobinismus« in Ursprüngen, Wirkungsmöglichkeiten und Besonderheiten aufzuhellen. Bloße rezeptive Aktualisierung, kühnes Extrapolieren weit zurückgebliebener Vorbilder aus anderen Zeiten und Regionen? Mitnichten. Was zur Untersuchung und Debatte steht, sind Ortung und Charakteristik von revolutionären Vorgängen, in denen sich unter den Bedingungen einer welthistorischen Übergangssituation die Nachwirkungen und Folgen unvollendeter oder überhaupt nicht vollzogener bürgerlich-demokratischer Umwälzung mit der wachsenden Öffnung in Richtungen, die potentiell oder bereits real einen sozialistischen Inhalt ausweisen. In Erkenntnis solcher Perspektiven hat Walter Markov seit den 50er Jahren den Problemen der Kolonialgeschichte, primär unter dem Aspekt der vergleichenden Typologie der neuzeitlichen Kolonialsysteme, den historischen Voraussetzungen und

sozialen Triebkräften der antikolonialen Revolution, des Verhältnisses von Evolution, Tradition, Innovation und Revolution in Asien und Afrika, der Dialektik von Revolution und Nationwerdung oder der Funktion des imperialistischen Neokolonialismus zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet. Wesentliche Ergebnisse dieser Forschungen, etwa Einheit und Vielfalt in den Ländern der Dritten Welt, der transitorische Charakter der nationalen Bourgeoisie, die politisch-sozialen Alternativfunktionen der Streitkräfte in den verschiedenen Etappen der Revolution, das Verhältnis von Bourgeoisie und Arbeiterklasse, der Platz und die Rolle der Zwischenschichten, schließlich Religion und Revolution ..., sind über die Jahre zu festen Bestandteilen unseres theoretisch-methodologischen Instrumentarismus für die Analyse historischer und aktueller Vorgänge in Asien, Afrika und Lateinamerika geworden. Bis in die unmittelbare Gegenwart wirken internationale Konferenzen nach, die zum ersten Male die Rolle der nationalen Bourgeoisie untersuchten (1959), die Probleme des Neokolonialismus der eingehenden Analyse unterzogen (1961) oder die Dialektik von Armee und Befreiungsrevolution (1966) zum Gegenstand hatten.

Gerade die Aussagen »zur universalhistorischen Einordnung des afrikanischen Freiheitskampfes« (1959), der »Sommario di Storia coloniale« (1961, 1972), schließlich die Studien über das afrikanische Geschichtsbild belegen ein, wenn nicht das Hauptziel der Forschungen Walter Markovs über den afroasiatischen und lateinamerikanischen Raum: die in Inhalt und Form bewußt prononciert geführte Auseinandersetzung mit allen Positionen eines offenen oder mittelbaren Eurozentrismus. Nationale und soziale Befreiung von kolonialer und neokolonialer Entmündigung heißt, »den historischen Platz zurückzugewinnen« und mit der eigenen Geschichte der emanzipierten Völker »ebensosehr die Weltgeschichte« umschreiben.

Gegen die in unzähligen Varianten wuchernden Theorien des Gegensatzes zwischen abend-

ländisch-orientalischer Geschichtlichkeit und außereuropäischer (vornehmlich afrikanischer) Geschichtslosigkeit stellte Walter Markov die unbestechliche, von konkreter Forschung gestützte Logik der universal gültigen, sich stets in einer Vielfalt von konkreten Ergebnisformen und Entwicklungswegen realisierenden Gesetzmäßigkeiten der von K. Marx und F. Engels aufgedeckten Gesellschaftsformationen. Und da es nicht die Art Walter Markovs war, andere zur Probe aufs Exempel ins Feuer zu schicken, nahm er als erster Ordinarius eines sozialistischen Landes von Nigeria aus selbst Gelegenheit, an der Grundlegung eines marxistischen Geschichtsbildes in, für und über Afrika mitzuwirken (1962–1963). Inzwischen ist das aus dem Bestand des ehemaligen Instituts für Allgemeine Geschichte herausgewachsene regionalwissenschaftliche Potential als eigenständige Sektion Afrika-Nahostwissenschaften (1968) zu einer international anerkannten Pflanzstätte der Afrika- und Nahostforschung der DDR geworden. Wenn heute die im Bestand des Zentralen Rates für Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften der DDR vereinigten und koordinierten Forschungsenergien ein so überaus hohes Ansehen im Bereich der Entwicklungsländer genießen, dann verbindet sich diese Wirkung nicht zuletzt mit dem Namen Walter Markov. Seine methodologische Verdichtung hat das von Walter Markov geschaffene Werk in der vergleichenden Forschung gefunden: Wir meinen das weite Feld der vergleichenden Revolutionsforschung auf der soliden Grundlage einer breiten universalhistorischen Einbettung. Was heute bereits als Markov-Schule ein Traditionselement der alten und neuen Alma mater lipsiensis zu werden beginnt, inspirierte die Lehre und Forschung zur neuzeitlichen Welt- und Revolutionsgeschichte, regionalwissenschaftlichen Analyse afro-asiatischer und lateinamerikanischer Prozesse und des vergleichenden Studiums der sozialistischen Revolutionen. Bei aller fortschreitend erforderlichen Diversifizierung und fachwissenschaftlicher Spezialisierung bleibt der Ursprung der Dinge eindeutig erkennbar. Dem

1976 aus der Taufe gehobenen Interdisziplinären Zentrum für Vergleichende Revolutionsforschung an der Karl-Marx-Universität, dessen Ehrenvorsitzender Walter Markov ist, bleibt es aufgegeben, das Geschaffene und im Schaffen Begriffene – nicht Hinterlassene! – fortzuführen und durch Gemeinschaftsarbeit im weitesten und besten Sinne des Begriffs neu zu fundieren.

Bestätigen die Breite und Fülle des Vollen deten und des Begonnenen die eigenen Zweifel Walter Markovs: »Ein Überschlag der unüberlistbaren Bibliographie ergäbe ganz im Gegenteil, daß sich der Autor an zu vieles in Raum und Zeit Disparates verzettelt hat. Weniger wäre hier bisweilen

mehr gewesen«? Keineswegs! Welches Sujet wäre für die Sinngebung von Weltgeschichts- und Revolutionsforschung verzichtbar? Welches enthielte nicht jenes Maß an Kernsubstanz, das seinen gedanklichen Meister überdauert und den Horizont für neue Forschungserkenntnisse öffnet?

Überlassen wir die Schlußbemerkung Jacques Roux: »Die Revolution bedarf des tätigen, unerschrockenen und selbstbewußten Revolutionärs«; so auch die Wissenschaft von der Geschichte, wofür Werk und Wirkung Walter Markovs stehen.

[1989]



Hannes Schmidt

## Erinnerungen an Walter Markovs Wirken in den Jahren 1935 und 1936

**W**ie die Widerstandsgruppe gegen den Nationalsozialismus, vorwiegend aus Studenten bestehend, zustandekam, die Dr. Walter Markov und ich an der Bonner Universität vom Mai 1934 bis zum Februar 1935 gegründet hatten, nach mancherlei Vorbereitungen, das hat er in seinem Buch »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« (Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1989) ausführlich und anschaulich geschildert. Dokumentiert von Thomas Grimm, spielt er allerdings seine eigene Rolle als Zeuge im Prozeß gegen uns allzu bescheiden herunter. Denn wir verdanken ihm größtenteils unsere Freisprüche »trotz Vorliegens erheblicher Verdachtsmomente«.

Nachdem fast alle Mitglieder außer dem zufällig nicht greifbaren Dr. Markov am 8. und 9. Februar 1935 verhaftet worden waren, hätte er untertauchen oder als Ausländer, in Graz geboren, Deutschland verlassen können. Das tat er nicht, obwohl er von den Verhaftungen wußte, sondern er kehrte am nächsten Tag von Köln nach Bonn zurück, wo er im Orientalischen Institut von Professor Kahle an der Poppelsdorfer Allee 25 noch eine Prüfung (in Russisch!) abnahm. Dann stellte er sich der Polizei. Er war also von vornherein entschlossen, die volle und alleinige Verantwortung für alle Mitglieder der Widerstandsgruppe zu übernehmen.

Während der Prozeß gegen Markov und zwei Studenten abgetrennt und später Anfang Mai 1936 vor dem Volksgerichtshof in Berlin verhandelt wurde – er erhielt 12 Jahre Zuchthaus – standen Mitte Oktober 1935 die übrigen Gruppenmitglieder vor dem neuerrichteten Sondergericht für politische Strafsachen in Hamm in Westfalen. Dabei trat Dr. Markov als Hauptzeuge auf, dem der offensichtlich auf Objektivität bedachte Gerichtsvorsitzende von vornherein spürbaren Respekt entgegenbrachte. So duldete er erstaunlicherwei-

se ohne Widerspruch die etwas weitschweifigen geschichtsphilosophischen Ausführungen des Zeugen, bevor dieser zur Sache kam.

Als der Vorsitzende im weiteren Verlauf der Anhörung erfuhr, mit welcher Unbekümmertheit – zeitweise mit welchem Leichtsinn – der führende Kopf der Verschwörung vorgegangen war, fragte er verwundert, wie das möglich gewesen sei. Souverän lächelnd antwortete der Befragte, darüber sei er dem Vorsitzenden keine Rechenschaft schuldig, sondern womöglich anderen Instanzen außerhalb des Gerichts ...

In Markovs Darstellung habe er versucht, die Teilnehmer der Zusammenkünfte, die größtenteils in meiner geräumigen Studentenbude am Maarflach 15 in Bonn stattfanden, politisch in seinem Sinne sozialistisch zu indoktrinieren. Doch sei er immer wieder auf Ablehnung oder Widerspruch gestoßen. Sein Vorhaben sei gescheitert. Alles das hatten wir in den ersten Tagen der Inhaftierung in den Ausnüchterungszellen im hinteren Trakt des alten Bonner Rathauses, in denen wir uns selbst überlassen blieben, auf Markovs Vorschlag hin verabredet.

Es gelang dem Kronzeugen, so schien es, den Gerichtsvorsitzenden des Sondergerichts mit seiner leisen eindringlichen Stimme nicht nur zu überzeugen – »die Studenten waren historisch, aber nicht aktuell politisch interessiert« – sondern auch dessen (gut versteckte) Sympathie zu gewinnen. Das übertrug sich, kaum merklich, auf die Angeklagten.

Auch verschiedene Verteidiger stellten uns als historisch besonders interessierte Studenten dar. Allerdings nahmen auch ein Hafenarbeiter und ein Friseur an manchen Treffen teil – mehr oder weniger zufällig, wie wir nicht sehr glaubhaft versicherten und zugeben mußten. Sie saßen jetzt neben uns auf der Anklagebank. Von den Studenten wur-

den die Zusammenkünfte als eine Art Privatseminar des Dr. Markov hingestellt, an denen teilzunehmen eine Ehre war. Seinen nur gelegentlich auftretenden Indoktrinationsversuchen hätten die Studenten, so betonten manche Verteidiger, im großen und ganzen erfolgreich widerstanden.

Besonders tat sich mein Wahlverteidiger hervor, der aggressive Kölner Rechtsanwalt Dr. Fünfziger, ein junger Nationalsozialist und Parteigenosse. Von ihm hatten meine Brüder, die ihn für mich engagiert hatten, in Erfahrung gebracht, daß er sich erst kürzlich durch die politischen Ereignisse in dem Unrechtsstaat vom Nazi zum Anti-Nazi gewandelt hatte, was außer mir niemand sonst wußte.

So kam es, daß die meisten Angeklagten entweder mit geringen Strafen, zum Teil unter Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft, davorkamen, schuldig nur durch Nicht-Anzeige einer strafbaren Handlung, oder freigesprochen wurden.

Uns allen war schon 1935 klar, daß der damals 26jährige Dr. phil. Walter Markov (Promotion: Sehr gut) eine steile wissenschaftliche Karriere vor sich hatte.

*Niedergeschrieben Anfang April 1994.*

Herbert Bartholmes

## Erinnerungen an Walter Markov 1945–1949

**W**alter besuchte mich erstmals im Dezember 1945 in meinem Elternhaus in Neuwied. Meine Adresse hatte er von der KPD-Bezirksleitung in Köln bekommen.<sup>1</sup> Diese hatte offenbar mit Kurierpost vom ZK der KPD in Berlin eine Liste mit Ansprechpartnern für die Gründung der FDJ erhalten. Als ich im Frühjahr 1943 mich der Verurteilung wegen »Zersetzung der Wehrkraft« durch die Flucht nach Schweden hatte entziehen können, wurde ich zunächst in ein Internierungslager eingewiesen, in dem es auch eine Gruppe älterer kommunistischer Emigranten gab. Da ich, auf meine Fluchtmotive angesprochen, sagte, daß ich seit Jahren Marxist sei, lud man mich zu einem Gespräch mit der Gruppenleitung der KPD ein, zu dem ich gern bereit war. Herbert Warnke und Paul Verner befragten mich. Ich will hier nur einige Schlüsselerlebnisse nennen, die mich in Konflikt mit dem NS-Staat gebracht hatten, die Pogromnacht (»Kristallnacht«) im November 1938 (meine Familie hatte jüdische Freunde), die Erhängung eines polnischen, die Auspeitschung eines sowjetischen Kriegsgefangenen. Walter wußte auch, daß ich 1944, zusammen mit Christoph Seydewitz, dem Sohn des späteren sächsischen Ministerpräsidenten, auf Warnkes Initiative hin ein hektographiertes Blatt für die jungen Flüchtlinge, den »Weg ins Leben«, herausgegeben hatte. Was er nicht wußte und was ich ihm dann erzählte,

war, daß ich später in Schweden Emigranten traf, die mit dem NKWD böse Erfahrungen gemacht hatten: Max Hodann<sup>2</sup> vor allem, der jahrzehntelang in all seinen Schriften und Vorträgen für die Einheit der Arbeiterparteien eingetreten war und als Truppenarzt der Interbrigaden in Spanien erlebt hatte, daß man »Trotzkisten« und »Anarchisten« erschöß, statt den gemeinsamen Kampf gegen die Falange zu führen. Kurz vor meiner Heimkehr nach Neuwied hatte ich in Stockholm auch Margarete Buber-Neumann kennengelernt, deren Lebensgefährte Heinz Neumann, Mitglied des ZK der KPD, nach den berühmten Moskauer Prozessen erschossen worden war.<sup>3</sup> Margarete und andere Frauen deutscher Emigranten waren nach jahrelanger NKWD-Haft an die Gestapo ausgeliefert und jetzt, nach ihrer Befreiung aus Ravensbrück, mit vielen ihrer Leidensgefährtinnen, in der Bernadotte-Aktion des Schwedischen Roten Kreuzes, zur Erholung in Schweden eingeladen worden. Ich sagte Walter, daß ich trotz all dem meinen Glauben an eine zukünftige humane sozialistische Gesellschaft behalten habe. (Josef Füllenbach, ein ehemaliger Emigrant aus Neuwied, hatte mich einige Male zum Gründungsausschuß der SPD mitgenommen. Dort war ich aber schon damit angeeckt, daß ich mich im Prinzip zu einer Einheit der Arbeiterparteien bekannte.<sup>4</sup>)

---

1 Damals war die Bezirksleitung der KPD Mittelrhein in Köln noch für die gesamte ehemalige preußische Rheinprovinz (1815–1945), also auch für die Regierungsbezirke Koblenz und Trier, zuständig, die jetzt französisch besetzt waren. Die Länder Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz wurden erst über ein Jahr später gegründet.

2 Max Hodann, am 30. August 1894 in Neisse geboren und im Dezember 1946 in Stockholm gestorben, war in den 20er Jahren Mitarbeiter des von Magnus Hirschfeld geleiteten Berliner Instituts für Sexualwissenschaft. Er war durch Vortragsreisen, vor allem aber durch seine Aufklärungsschriften für Jugendliche allgemein bekannt geworden. Peter Weiss hat ihm in seinem Dokumentarroman »Ästhetik des Widerstands« ein literarisches Denkmal gesetzt. – Siehe auch Helmut Müssener: Exil in Schweden. Stockholm 1974. – Jan Peters: Exilland Schweden. Berlin 1984. – Wilfried Wolff: Max Hodann. Phil. Diss. Berlin 1990.

3 Margarete Buber-Neumann hat in ihrem Erlebnisbericht »Als Gefangene bei Hitler und Stalin« (Köln 1952) diese Zeit geschildert.

4 Josef Füllenbach, bis 1933 Redakteur einer SPD-Zeitung in Idar-Oberstein, war 1940 in Südfrankreich interniert, wo er einen anderen Neuwieder Emigranten, Friedrich Wolf, traf. An NS-Deutschland ausgeliefert, war er bis Kriegsende im Zuchthaus Brandenburg-Görden, wo er auch mit Erich Honecker bekannt wurde.

Walter hörte sich meine Erfahrungen und Bedenken in Ruhe an und antwortete dann folgendes: »Die Ablösung der feudalen durch die bürgerliche Gesellschaft ist kein Ereignis, das sich nur in der Französischen Revolution vollzog. Man muß die Gesellenaufreue und Bauernkriege seit dem Mittelalter, die englischen Verfassungskämpfe und den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg einbeziehen. Diese Umwälzung ist noch keineswegs abgeschlossen. Bis heute haben die Feudalherren vielerorts, auch hier bei uns, ihre riesigen Ländereien behalten dürfen. In der sowjetischen Zone hat man kürzlich die seit Jahrhunderten fällige Bodenreform nachgeholt. Die amerikanische Revolution in den 1770er Jahren konnte, der Deklaration der Menschenrechte zum Trotz, nicht einmal die Sklaverei beseitigen. Dafür waren 90 Jahre Kämpfe der Abolitionisten und ein blutiger Bürgerkrieg notwendig. Dennoch hat sich die Segregation dunkelhäutiger Menschen in Schulen, Restaurants, Verkehrsmitteln, in den Streitkräften, sogar in den Kirchen, die sich christlich nennen, erhalten. Ähnlich ist es in Südafrika. Außerdem gibt es in jeder Revolution Entartungen, wie Napoleons Caesarismus und Nepotismus, vorher Robespierres Terror gegen andere Revolutionäre.<sup>5</sup> Marx sprach von ›Dummheiten, die in solchen Umwälzungen unvermeidlich sind‹. Du wirst mir wohl darin recht geben, daß die bürgerlichen Rechte, die wir nach der Niederwerfung des Faschismus heute wieder genießen, größtenteils auf der Aufklärung, der Großen Französischen Revolution und dem Code Napoleon beruhen, daß es Metternichs ›Unheiliger Allianz‹ nicht gelang, das Freiheitsstreben der Studenten auszurotten, das sich 1817 auf dem Wartburgfest, 1832 auf dem

Hambacher Fest und 1913 auf dem Hohen Meißner manifestierte. Sollte man da nicht auch der sozialistischen Revolution, die 1917 von einem wirtschaftlich zurückgebliebenen Land ihren Ausgang nahm, die sogleich durch die Armeen der Weißen, dann durch die westlichen Interventionisten und 1941 durch die Hitlerfaschisten angegriffen wurde, Irrtümer verzeihen und ihr die notwendige Zeit geben, die humanen Visionen von Marx und Engels zu verwirklichen? Du weißt ja schon, daß die FDJ als überparteiliche Organisation konzipiert ist. Alle antifaschistischen Parteien, auch die Kirchen, werden ihre Vertreter in ihren Gremien haben.« (Dies sollte sich allerdings bald als Illusion erweisen.<sup>6</sup>) Walter sagte mir dann, daß er schon Wilhelm Alff aus Essen kennengelernt habe, der in Boppard wohne und als Übersetzer bei der Französischen Militärregierung in Koblenz arbeite. Dieser habe in der Wehrmacht ähnliche Erfahrungen wie ich gemacht. Er werde ihn bitten, mir bei den Gründungsanträgen zu helfen. Dann sprach Walter von seinen Erfahrungen mit Jugendlichen in Bonn. Einige davon hatten gegen Ende des Krieges zu den Edelweißpiraten gehört, andere aus kommunistischen Familien hatten bei Kriegsende die Deutsche Volksjugend gegründet. Daher habe man bei der Benennung einen Kompromiß gemacht und nenne sich jetzt »Freie Deutsche Volksjugend«. (Walter hat ein paar Jahre vor seinem Tod in der »Zwiesprache« über seine Erfahrungen mit der FDV berichtet.)

Wenige Tage darauf besuchte mich Wilhelm Alff und brachte bereits seine Entwürfe für Ziele und Statuten der FDJ in der Französischen Zone Nord mit, die er nach meinen wenigen Änderungs-

5 Ich warf ein: »La grande terreur«, worauf Walter replizierte: »›La terreur révolutionnaire‹, nannte es Marx.« Walter hat dies später in »Revolution im Zeugenstand« (Leipzig 1982) näher ausgeführt.

6 Die Gründung der FDJ war, nach Neuorientierung der Politik auf dem VII. Weltkongreß der Komintern, auf der sogenannten Brüsseler Konferenz der KPD im Oktober 1935 beschlossen worden. In westlichen Emigrationszentren wie London (Horst Brasch) und Stockholm (Christoph Seydewitz) gab es schon im Zweiten Weltkrieg FDJ-Gruppen, in Westdeutschland seit Kriegsende, während die FDJ in der sowjetischen Zone erst auf dem Jugendparlament zu Pfingsten 1946 in Brandenburg ihren Namen bekam.

vorschlagen ins Französische übersetzte. Damit fuhr ich dann zum Kulturoffizier nach Koblenz, der mir einen ganzen Stoß Exemplare eines ausführlichen Fragebogens des Alliierten Kontrollrats überreichte, die Wilhelm und ich sowie zwei weitere Antragsteller und zukünftige Lizenzträger in den folgenden Tagen vierfach ausfüllen mußten (damals gab es noch keine Ablichtungen).<sup>7</sup> Bei meinem nächsten Besuch in Koblenz bekam ich zu hören, daß die Militärregierung am Wort »deutsch« im Namen der FDJ Anstoß nahm. Die Franzosen spielten damals noch mit Napoleons »Rheinbund«-Idee und mit dem Separatismus nach dem Ersten Weltkrieg. Wir kamen dahin überein, daß wir das Wort »demokratisch« an seine Stelle setzten, womit die Buchstaben FDJ erhalten blieben.<sup>8</sup>

Anfang 1946 war ich ein paarmal bei Walter, der seit seiner Befreiung in Bonn wohnte, und besuchte auch einen Heimabend der FDV in einer ausgebombten Villa am Hofgarten. Von dem Zeitpunkt an, da Walter an die Universitäten Leipzig und Halle berufen wurde, hörten wir nur sporadisch voneinander. Im Jahre 1947 wurde ich Landessekretär der FDJ Rheinland-Pfalz. Auf dem Jugendparlament in Meißen wurde ich in den FDJ-Zentralrat gewählt. Im Sommer 1948 löste die Aufführung von Friedrich Wolfs Drama »Cyankali« durch die Laienspielschar der FDJ Neuwied, am Geburtsort des Dichters zu dessen 60. Geburtstag<sup>9</sup>, Proteste der CDU-Ministerien in Mainz aus, die zum Verbot der FDJ durch die Militärregierung für das ganze Bundesland führten. Fünf Vorstandsmitglieder, darunter ich, übersiedelten nach Berlin.

Im Zentralrat der FDJ bekam ich die Verantwortung für die Kulturabteilung der Kindervereinigung, die am 13. Dezember 1948 den Namen »Junge Pioniere« erhielt. Da ich meine in Berlin gesammelte Erfahrung und Kritik 1949 vor Walter ausbreitete, möchte ich sie hier anführen. Seltsam mutete es mich an, daß es beim Zentralrat der FDJ, der damals in der Kronenstraße seinen Sitz hatte, drei verschiedene Mittagessen, für höhere und mittlere Funktionäre sowie für technische Angestellte, gab. Obwohl ich mich auf Marx berufen konnte, wurde ich, unter Berufung auf Lenin, der »Gleichmacherei« beschuldigt. Schlimmer erschien mir die Umwandlung des Geschichtsbildes, die ich 1949 auf dem ersten Zirkelleiterlehrgang auf der SED-Partei-Bezirksschule Berlin-Kaulsdorf erlebte. Inzwischen waren »umgewendete« Offiziere aus den Antifa-Schulen der Kriegsgefangenenlager in der Sowjetunion zurückgekehrt und unterrichteten nicht nur Stalins Fälschungen der Geschichte der KPdSU(B), sondern auch ältere russische Geschichte an Schulen der FDJ und der SED. Hatte die deutsche Linke die »Freiheitskriege« gegen Napoléon und die daraus resultierende »Heilige Allianz« zwischen Zar, Kaiser und Preußenkönig kritisch gesehen, hatte man nun, wohl ursprünglich, um konservative Kreise zu gewinnen, damit begonnen, die Geschichte der Zaren mit »Iwan dem Gewaltigen« und »Peter dem Großen« zu vergolden. Wir aber, die wir Friedrich II. dieses »epitheton ornans« trotz gewisser »aufgeklärter Züge« nicht zugestehen wollten, waren um so weniger gewillt, gewalttätige Zaren damit zu schmücken. So war es kein Wunder, daß mehrere Lehr-

- 
- 7 Ernst von Salomon hat all diese Fragen der Kapiteleinteilung seiner Autobiographie »Der Fragebogen«, Hamburg 1951, zugrundegelegt.
- 8 Die Französische Militärregierung verzögerte die Anerkennung der FDJ noch um Monate. Immer wieder mußte ich nach Koblenz kommen, obwohl aus den eingereichten Fragebögen hervorging, daß die Antragsteller im Sinne der alliierten Bestimmungen unbelastet, aber alle vier während des Krieges mit dem NS-Staat in Konflikt gekommen waren.
- 9 Siehe Emmi Wolf/Klaus Hammer: »Cyankali« von Friedrich Wolf. Eine Dokumentation. Berlin, Weimar 1978; »Cyankali« von Friedrich Wolf. Eine Dokumentation mit dem berühmten Theaterstück gegen den »Abtreibungsparagrafen«. Berlin 1986. – Klaus Hammer (Hrsg.): Wolf. Eine Lesebuch für unsere Zeit. Berlin, Weimar 1979. – Lew Hohmann (Hrsg.): Friedrich Wolf: Bilder einer deutschen Biographie. Berlin 1988.

gangsteilnehmer bald darauf in den Westen gingen.<sup>10</sup>

Als ich Walter bei einem seiner Berlin-Besuche in der Cafeteria der Staatsbibliothek (oder der Mensa der Universität) traf, brachte ich all dies vor, ebenso wie ich es Friedrich Wolf und anderen Freunden sagte, bevor ich in den Westen zurückging. Walter widersprach mir kaum, aber er nannte die Anlässe meiner Kritik »Übergangerscheinungen«. Er hatte damals bereits Schwierigkeiten mit der Partei bekommen, da er sich für Wilhelm Alffs Übersiedlung nach Leipzig eingesetzt hatte. Wilhelm studierte bei Walter Geschichte und bei Werner Krauss Romanistik. Er hatte für seine freiheitliche marxistische Auffassung sein Leben unter den Nazis riskiert und vertrat seinen Standpunkt auch jetzt.<sup>11</sup> Man billigte wohl Opfern des Faschismus, wie Alff, Krauss, Markov, Bloch, Mayer, ebenso wie Anton Ackermann, Wolf Biermann, Robert Havemann und vielen anderen, eine Art »Narrenfreiheit« zu, aber diese hatte ihre Grenzen. Walter war auch schon des »Titoismus« beschuldigt worden, was 1951 zu seinem Parteiausschluß führen sollte. Immerhin wurde wegen dieser Beschuldigung in der DDR niemand hingegerichtet! Das Schicksal Slánskýs und anderer hingebungsvoller Kommunisten in Prag blieb Walter erspart. Er hatte schon einen guten Ruf als marxistischer Historiker und konnte daher bis zu seiner Emeritierung in Leipzig lehren. Aber er blieb ausgeschlossen und war zu stolz, vor der Parteileitung zu Kriechen zu kriechen, um wieder aufgenommen zu werden.

In seinem letzten Brief an mich erinnerte Walter daran, daß auch ich 1949 wegen »Spionage« ausgeschlossen worden sei. Ich darf dies hier modifizieren. Als ich im Januar 1950 nach Neuwied zurückgekehrt war, versagte mir das rheinisch-pfälzische Kultusministerium nicht nur eine Anstellung als Lehrer, sondern sogar das Weiterstudium an der Landesuniversität Mainz, das doch sogar jedem ehemaligen SS-Offizier offenstand. Die KPD-Bezirksleitung Koblenz bestellte mich zu einem Gespräch und versuchte, mich zur Rückkehr nach Berlin zu überreden. Da ich dies ablehnte, bat man mich, meine Kritik an der DDR schriftlich zu fixieren, was ich gerne tat. Aus meinen 30 Punkten braute dann die Redaktion der KPD-Landeszeitung in Ludwigshafen einen völlig entstellenden Artikel zusammen. Darin benutzte man meine häufigen Besuche bei der Militärregierung Koblenz von Anfang 1946, die doch zur Zulassung der FDJ nötig gewesen waren, um mir Spionage für die Sureté (die französische Staatssicherheit) vorzuwerfen.<sup>12</sup>

Leider begann ich zu spät damit, Walter wieder zu suchen. Ich war zwar in den 70er und 80er Jahren öfter in Leipzig, als Leiter von Jugend- und Lutherreisen, aber immer nur kurz. Als ich endlich dazu kam, Walter in Holzhausen zu suchen, war er gerade nach Berlin verzogen. Dort suchte ich ohne Erfolg seine Adresse in der Konrad-Wolf-Straße. Ich fand mich mit dem Berliner System der Straßennumerierung nicht zurecht und traf auch keinen Passanten, der mich aufgeklärt hätte. Als ich zum zweiten Mal mein Glück dort ver-

10 Diese völlig unmarxistische Geschichtsauffassung hatte in der Sowjetunion gleich nach dem faschistischen Überfall 1941 eingesetzt, als man, um den Verteidigungswillen zu fördern, den »Vaterländischen Krieg« ausrief. Sehr klar wird dies in Wolfgang Leonhards Erlebnisbericht »Die Revolution entläßt ihre Kinder« (Köln 1950).

11 Wilhelm Alff ging in den Westen zurück. Er promovierte in Köln mit einer Arbeit über den Aufklärungsphilosophen Antoine de Condorcet. Seine Habilitationsschrift 1966 handelt von dem Historiker Jules Michelet. Von 1962 bis 1968 arbeitete er am Institut für Zeitgeschichte in München. Seine Aufsätze aus dieser Zeit erschienen 1971 in Frankfurt am Main unter dem Titel »Der Begriff Faschismus und andere Aufsätze zur Zeitgeschichte«. Im Jahre 1968 wurde er Professor in Braunschweig.

12 Diesen Vorwurf erhob die SED gegen jeden ehemaligen West-Emigranten, der nur um ein Jota von der Parteilinie abwich. Andere kommunistische Parteien, wie die italienische oder die schwedische, waren viel selbständiger gegenüber dem Moskauer Kurs und protestierten z. B. im August 1968 gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in der ČSSR.

suchte, war niemand zu Hause. Ein paar Tage, bevor ich ihn dann in Mühlenbeck-Summt besuchen wollte, sah ich den Nachruf in der »Zeit«. Ein Wiedersehen war uns nicht vergönnt. Aber ich bin froh darüber, heute hier den Historiker und aufrechten Menschen, meinen Freund Walter Markov ehren zu dürfen. Ich will abschließen mit den Zeilen, die er zum Jahreswechsel 1992/1993 an mich richtete: »Lieber Freund aus alten Tagen! Wie Du 1949 als ›Spion‹, wurde ich 1951 als ›Ti-

toist‹ ausgeschlossen, bin aber trotzdem im Lande geblieben und habe hier als Greis die so verpatzte ›Wende‹ erleben müssen. Der Rest ist für die, die nach uns kommen. Wir haben unseren Part in der Geschichte leider zu schlecht gespielt. Was solls, nicht jedes Bemühen kann Frucht tragen. Die ›Zwiesprache‹ signiere ich gern, wenn Frau Ernst damit vorbeikommen will. Und nicht zuletzt ein erträgliches Neues Jahr 1993 wünscht Dir Dein Walter Markov.«



Eberhard Wächtler

## Erinnerungen an die Fachrichtung Geschichte der Universität Leipzig im Jahre 1951

Im Jahre 1951 war ich der FDJ-Sekretär der Philosophischen Fakultät, jener damals studierenden Matrikel, die, von Wilfried Adling und Alfred Anderle bis zu Christa Wolf, nach dem furchtbaren Erleben des Krieges studieren und eine neue Gesellschaft errichten wollte. Menschlich und vor allem friedlich sollte sie sein. Den Kapitalismus hielt die übergroße Mehrheit von uns dafür nicht für fähig.

Für die FDJ stand im Frühjahr 1951 vor allem die Vorbereitung der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Berlin auf der Tagesordnung. Ich war dann auch Leiter des 1. Marschblockes der Universität zu jenen Weltfestspielen.

Der zweite Höhepunkt, von dem wir aber im Frühjahr noch nichts wußten, war die zweite Hochschulreform. Es galt, verglichen mit dem bis dahin gewohnten Studienbetrieb, nunmehr die »Massenausbildung« zu organisieren. Die Immatrikulationszahlen stiegen. Und ehe wir uns versahen, mußte mancher von uns als »Hilfsassistent« in einer völlig neuen geschichtswissenschaftlichen Institutsstruktur in Forschung und Lehre tätig sein. Im übrigen gab es außer dieser »Hochschulrevolution« auch eine nicht zu übersehende Arbeitskontinuität. Wir bildeten vor dem Wintersemester 1951/1952 Studenten als Lehrer und Diplomanden aus. Natürlich blieben der Grundausbildungsplan und die Vorlesungsbezeichnungen im wesentlichen die gleichen. Und daß an der Eingangstür, wo bisher »Kultur- und Universalgeschichte« stand, jetzt »Allgemeine Geschichte. Abteilung Neuzeit« zu lesen war, bewegte uns wenig. Schließlich war der Direktor der gleiche: Prof. Dr. Walter Markov.

Manches Mitglied der mit dieser »Revolution« förmlich aus dem Boden gestampften, für den Massenbetrieb notwendigen, wissenschaftlichen

Hilfsassistentengarde hat in seinem späteren akademischen Leben als berufener Ordinarius nie wieder ein solche wöchentliche Lehrbelastung gehabt wie ab 1951. Zu den Professoren, die uns damals halfen, unsere »Seminare«, die nichts weiter als bessere Vertiefungsveranstaltungen des Vorlesungsstoffes waren und natürlich die richtigen Pro-, Haupt- und Spezialseminare der Hochschullehrer nicht überflüssig machten, erfolgreich zu gestalten, zählte Walter Markov. Er vertraute unserer Generation.

Indem ich dies niederschreibe, überfällt es mich, daß unser Leben im Jahre 1951 noch von etwas Anderem, etwas Ungewöhnlichem, mit dem mancher zunächst nichts so richtig anzufangen wußte, außerordentlich beeinflußt wurde. Ich meine die sogenannte Parteiüberprüfung. Sie sollte die Fachrichtung Geschichte besonders hart treffen und dort vieles seit 1946 Geschaffene in Frage stellen. Über ihre Auswirkungen insgesamt, dachten wir, auch ich, ungenügend nach. Die Partei sollte nach der Überprüfung etwas ganz neues sein, hieß es. Aber, es blieben doch die gleichen Menschen. Uns beschäftigte das alles sehr, lebhaft Diskussionen waren an der Tagesordnung. Manchen Abend verbrachten wir zechend und debattierend im Burgkeller. Starkbier, Bock und Porter waren neben preisgesenkten Bockwürsten in der HO auch für Studenten erschwinglich geworden. Im übrigen rangen wir ehrlich mit unseren Problemen. Auch Witz und Humor kamen dabei nicht zu kurz. Aber es kam eine Zeit, wo uns das Witzereißen vergehen sollte!

Es begann an einem meteorologisch wunderschönen Frühlingstag. Beim Frühstück warf ich einen Blick in die »Leipziger Volkszeitung«. Und was las ich? Staatsfeind Prof. Dr. Markov aus der Partei ausgeschlossen! Das Frühstück war zu

Ende. Noch glaubte ich kein Wort, ich wollte es nicht glauben – bestimmt ein Irrtum, allerdings ein böser.

In der Straßenbahn, auf dem Weg in die Leipziger Historikerburg, das alte Amtsgericht, ging mir vieles durch den Kopf. Was war mir Walter Markov in diesem Moment? Er hatte mich in den ersten fünf Semestern meines Studiums am meisten überzeugt. Beispielsweise, daß das meiste, was ich bis dahin von Geschichte verstand, falsch bzw. unzureichend war. Er hatte mich gelehrt, alles, auch mich selbst, kritisch zu befragen. Außerdem hatte er eine Biographie, die für mich denkmalwürdig war. Er benahm sich jedoch völlig anders. Man mußte bei einer Begegnung immer aufpassen, daß er nicht als erster den Gruß entbot. Bei ihm hatte ich das Wesen des Begriffes »Genosse«, über alle notwendigen Unterschiede zwischen Student und Professor hinweg, verstehen gelernt.

Er hatte mir auch schon manche Phrasen angekreidet. So belächelte er den FDJ-Wettbewerb um neue Studienmethoden, besonders um die fast heilig gesprochenen sowjetischen. Er kannte und akzeptierte nur eine: möglichst viel lesen und dann sehr viel davon merken. Diskutieren hielt er für gut, aber ohne individuelle Arbeit für nutzlos.

Mir fiel in diesem Zusammenhang auch unsere erste Begegnung ein, die ich 42 Jahre später in meinem Beileidsbrief am 9. Juli 1993 an Irene Markov wie folgt geschildert habe: »Aufgeregt ging ich im Herbst 1948, eben gerade in der Ritterstraße frisch immatrikuliert, zu meiner ersten Vorlesung in die Handelskammer zum Genossen Markov. Natürlich wußte ich nicht, wo die Handelskammer war. Da begegnete ich zwei Personen, die ich auch im Verdacht hatte, dahin zu wollen. Der eine trug, für die Nachkriegssituation erstaunlich, einen relativ eleganten Hut, der andere eine Baskenmütze und einen nicht mehr ganz neuen, durchaus auch im Herbst tragbaren Sommermantel. Zu ihm faßte ich Vertrauen und fragte, ob er wußte, wo die Handelskammer wäre und der bewußte Vorlesungssaal. Er bejahte und frag-

te, ob ich das erste Mal käme und was ich über Markov gehört hätte. Was ich wußte, es war nicht viel, erzählte ich, unter anderem auch, daß mir ein paar Studenten gesagt hatten, es wäre so kompliziert, bei ihm die Vorlesung nachzuschreiben. Mein Gesprächspartner war erstaunt, der Herr mit dem Hut (Karl Eugen Wädekin) grünte. Als wir im Hörsaal waren, fragte ich meinen Partner, ob ich mich vielleicht neben ihn setzen könnte, um das Nachschreiben zu lernen, bei ihm abzukupfern. – Später – , meinte er, erst müsse er 'mal die Vorlesung halten!«

Nein, ich glaubte nicht an das gefährliche kriminelle Prädikat »Staatsfeind«. Jeder der im Amtsgericht Diskutierenden verstand das Vorgehen der Partei und ihrer Zeitung nicht. Plötzlich tauchte das Phantom eines Vorlesungsstreikes, zumindest als theoretische Möglichkeit, in den Diskussionen auf. Was war zu tun? Einige befragten den Kreissekretär. Letzterer versicherte, er habe damit nichts zu tun. Er wußte auch nichts. Seine Meinung, kurz gesagt: Die »normale« Arbeit geht weiter. So geschah es. Walter Markov hielt seine Vorlesungen und Seminare. Wir arbeiteten mit ihm weiter. Wir? Wer waren wir? Die Mehrzahl von uns waren ehemalige Soldaten der Hitlerwehrmacht, Hitlerjugendführer und ähnliches. Freilich, eine große Zahl Arbeiter- und Bauernkinder waren darunter. Politische Erfahrungen im Widerstandskampf oder »einfach« als langjähriges KPD- bzw. SPD-Mitglied hatte fast keiner. Ein konsequent antifaschistisches Elternhaus war die Ausnahme, keinesfalls die Regel. Wir kämpften auch mit uns selbst gegen das uns zwölf Jahre lang anerzogene Ausführen von Befehlen. Kants kategorischen Imperativ und den Katechismus für den deutschen Soldaten von Clausewitz kannten wir bestenfalls vom Hörensagen. Für unsere Neuorientierung spielte noch die Ablehnung des Alten – die Kriegserlebnisse, alliierten Bombenangriffe auf Dresden und Leipzig, die Flucht aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die Vertreibung aus anderen europäischen Ländern, das »Nie wieder!« – eine größere Rolle als das

sozialistische Ziel. Noch bezeichneten wir unser neues Leben als antifaschistisch-demokratische Ordnung. Solche Gemeinheiten, wie die an Walter Markov begangene, trauten wir unserem neuen Deutschland nicht zu. Wir verließen ihn nicht. Letztlich hielt auch die Parteileitung der Historiker zu ihm.

Aber seither empfanden wir auch irgendwie Unbehagen, ja Angst vor einer Macht, die wir nicht mochten, für die wir in unserem Traum vom Neuen keinen Platz hatten, gegen die wir uns allerdings auch nicht konsequent zu wehren vermochten, weil wir mit ihr nicht gerechnet hatten. Wir hofften, sie würde eine einmalige Erscheinung bleiben und waren darauf bedacht, nie wieder Anlaß für derartige »Parteikritiken« zu bieten. Andererseits gaben wir nicht auf, Klarheit zu erlangen. Nach zwei Jahren, im Herbst 1953, wurde der Parteileitung endlich erlaubt, in die Parteiakte »Markov« Einsicht zu nehmen. Wir blätterten, aber über die Vorgänge des Jahres 1951 war nichts Aussagekräftiges zu finden. Handelte es sich um die richtige Akte? War sie »frisiert«? Niemand von uns wußte etwas genaues. Das Aktenstudium führte zu keinem Ergebnis.

Doch bleiben wir beim Jahr 1951. Professoren durften bzw. sollten an den Weltfestspielen teilnehmen. Einer der Begründer der Freien Deutschen Jugend in Bonn fuhr mit – Walter Markov. Er wurde Mitglied unseres Marschblockes und erschien pünktlich 22 Uhr mit einer Stallaterne am Zug. Frau Klein, seine Sekretärin, hatte sie, nachdem ich bei der Beschaffung versagte, für ihn besorgt. Er suchte und erhielt in einem auf diese Weise beleuchteten Viehwagen mit Skatspielern seinen Platz. Dieses »olympische Turnier« dauerte bis Berlin und kannte nur einen Sieger – Walter Markov. In Berlin drängte er sich nicht auf. Ich benötigte ihn aber mehrmals als Ratgeber in Konflikten mit der FDJ-Orthodoxie. Am zweiten oder dritten Tag des Festivals bestanden 24 Studenten der Kunstgeschichte und Ethnographie darauf, in Westberlin Museen zu besuchen. Aus diesem Grunde führten sie neben den blauen Blusen auch

Ersatzhemden im Reisegepäck. Walter Markov bestärkte mich darin, diesen Studienkollegen zu vertrauen.

Vielleicht denkt jetzt mancher Leser: Nun ja, aufgrund seiner Situation gab sich Walter Markov als Vorzeigeprofessor. Dem würde ich stets widersprechen. Er wollte das gleiche wie die meisten von uns – einen menschenwürdigen Sozialismus. Dieses sozialistische Miteinander demonstrierte er in den folgenden Jahren auch in komplizierten Situationen immer wieder.

Im übrigen: Arbeit ist Arbeit, und Schnaps ist Schnaps. Die Prüfungen bei ihm waren kein Kinderspiel. Er wußte einfach zu viel und dachte weiter als wir es gewohnt waren. Ich weiß noch, als einer von uns, ich glaube es war Ernstgert Kalbe, mir sinngemäß sagte: Hat mich der Markov doch ernsthaft gefragt, warum ich einen Krieg zwischen China und Rußland in der Zukunft von vornherein völlig ausschlosse? An unsere, heute nur schwer wiederzugebende Reaktion auf solche »teuflichen« Gedanken dachte ich viel später, als China in Vietnam militärisch intervenierte und meine letzten Illusionen – Kriege zwischen »sozialistischen« Ländern seien ausgeschlossen – über den Charakter »unseres« Drittels der Erde zerstoben.

Walter Markov hörte nicht auf, die Geschichte zu befragen. Seine Gedanken etwa über die Rolle von Kapital im Sozialismus hätte keine Zeitschrift gedruckt. Er aber diskutierte sie. Er akzeptierte als Sozialist keine Dogmen, auch wenn sie noch so sozialistisch drapiert waren. Leute von seinem Format haben es schwer. Sie werden selten zum erforderlichen Zeitpunkt begriffen. Seiner Zeit vorauszudenken, das zeigt das Leben Walter Markovs, erfordert vor allem Mut. Nein, ich bin nicht froh, dieses vor allem für ihn, aber auch für mich und meine Studienkollegen komplizierte Jahr 1951 in seiner Nähe erlebt zu haben. Ein anderer Verlauf der Geschichte wäre besser gewesen. Dennoch, im nachhinein betrachtet: Es hat mir und anderen, die Walter Markov noch näher standen, viel gegeben. In seinem Buch »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« bezeichnet er sich seit die-

#### 44 Eberhard Wächtler

ser Zeit als »parteiloser Kommunist«. Diese erzwungene »formale« Emigration aus dem Bund der der sozialen Gerechtigkeit Verschworenen, dem er in Wirklichkeit immer treu geblieben war,

treuer als viele, die darin das große Wort führten, konnte er erst nach vier Jahrzehnten, im Jahre 1990, beenden.

## Walter Markov und die SED-Bezirksleitung Leipzig im Dezember 1956

Im November 1956 teilte Walter Ulbricht dem 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Leipzig Paul Fröhlich brieflich mit, daß bei Professor Ernst Bloch und wahrscheinlich auch bei einigen anderen Mitarbeitern der Universität Leipzig die ideologische Ausstrahlung des Petöfi-Kreises und einiger polnischer Zeitschriften »nicht ohne Wirkung«<sup>1</sup> geblieben sei. Er befahl Fröhlich, in Diskussionen und Aussprachen in Erfahrung zu bringen, wer von den Assistenten und Studenten diese »feindlichen ideologischen Positionen«<sup>2</sup> unterstütze. Mit Ernst Bloch und seiner Frau Karola sollten persönliche Gespräche geführt werden. Unter das Dokument fügte Ulbricht nachträglich handschriftlich hinzu: »Auch Besprechungen mit Professor Markow wären von Nutzen«.

Der Ordinarius der Leipziger Universität Markov war für Ulbricht – auch wenn er seinen Namen falsch mit »w« schrieb – durchaus kein Unbekannter. Der Erste Sekretär des ZK der SED maß der Geschichtswissenschaft beim Aufbau des Sozialismus in der DDR große Bedeutung bei. Vor allem der jungen Generation sollte ein neues, marxistisches Geschichtsbild vermittelt werden. Für die Erarbeitung und Verbreitung dieser Vergangenheitssicht benötigte die SED ausgebildete Historiker, die die Geschichte vom marxistischen Standpunkt aus betrachteten.<sup>3</sup>

Als Parteimitglied galt Walter Markov der SED als marxistischer Historiker. Anfang 1951 änderte sie jedoch ihre Einschätzung. Der in Jugoslawien aufgewachsene Markov bekam die Auswirkungen der Auseinandersetzungen zwischen der stalinistischen Sowjetunion und dem Jugoslawien Titos zu spüren. Im Rahmen der Säuberungen in der SED 1950/1951 wurde Markov am 15. Januar 1951 wegen »Verbindungen zu anglo-amerikanischen Agenten« und des »Verdacht auf Agententätigkeit«<sup>4</sup> aus der Einheitspartei ausgeschlossen. Die »Leipziger Volkszeitung« warf ihm »titoistische« Anschauungen vor.<sup>5</sup> Markovs Einspruch gegen den Ausschluß wurde von der Landespartei-Kontrollkommission Sachsen abgelehnt. Die bereits besiegelte Entlassung aus dem Hochschuldienst konnte der Markov-Freund und kurz zuvor ernannte Staatssekretär für Hochschulwesen Gerhard Harig gerade noch verhindern.<sup>6</sup>

Von nun an stand Markov als parteiloser Hochschullehrer, der als »Parteifeind« aus der SED ausgeschlossen worden war, am Katheder. Obwohl er im akademischen Lehramt bleiben durfte, hatte der Ausschluß dennoch Auswirkungen auf seine Tätigkeit als Leipziger Ordinarius. Zwar verbot das Leipziger Kreissekretariat der SED im Januar 1951 den SED-Geschichtsstudenten, die Markovschen Vorlesungen zu boykottieren, doch

---

1 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (im folgenden StAL). SED. IV 2/9/02/524.

2 Ebenda.

3 Da in den ersten Jahren nach 1946 die Marxisten unter den Lehrkräften an den historischen Instituten der Universitäten der SBZ/DDR nur einen verschwindend geringen Teil stellten, mußte die SED zunächst auch noch auf die in der SBZ/DDR gebliebenen nichtmarxistischen Historiker zur Ausbildung des Nachwuchses zurückgreifen.

4 StAL. SED. IV 5/01/271.

5 »Leipziger Volkszeitung« vom 17. Januar 1951.

6 Information von Frau Irene Markov vom 4. November 1993. – Siehe auch Veit Didczuneit: Geschichtswissenschaft an der Universität Leipzig. Zur Entwicklung des Faches Geschichte von der Hochschulreform 1951 bis zur »sozialistischen Umgestaltung« 1958. Phil. Diss. Universität Leipzig 1993. Teil 2. S. 23 (Anmerkung 31).

mußte Markov mit der Tatsache leben, daß das ZK forderte, ihm gegenüber erhöhte Wachsamkeit an den Tag zu legen. Ab sofort gab es für die SED neben ihren »roten« Geschichtsprofessoren, die Mitglieder der SED waren, und den nichtmarxistischen Historikern, denen sie das Epitheton »bürgerlich« verlieh, nun auch noch die Kategorie des zu beobachtenden und politisch schwankenden Professors mit materialistischer nichtmarxistischer Geschichtsauffassung. Das Stigma der politischen Unzuverlässigkeit behielt Markov bis 1957/1958. Erst nachdem die »sozialistische Umgestaltung« der Leipziger Universität abgeschlossen war und Markov sich eindeutig zu ihr und zum Sozialismus bekannt hatte, mißtraute ihm die SED nicht mehr.

Die von Ulbricht angeregte Besprechung der Leipziger SED-Bezirksleitung mit Walter Markov fand am 4. Dezember 1956 statt. Bereits seit der zweiten Novemberhälfte holte Ulbricht, der sich durch die Niederschlagung des ungarischen Aufstandes durch die Sowjetarmee in seinem Kampf gegen die vom XX. Parteitag der KPdSU ausgehenden Reformbestrebungen bestärkt sah, zum Schlag gegen die antistalinistischen Intellektuellen in der DDR aus. Ende November 1956 war der Berliner Philosoph Wolfgang Harich verhaftet worden.

Obwohl die studentischen Proteste an der Universität Leipzig im Herbst 1956 bei weitem nicht die Ausmaße der Berliner Ereignisse annahmen und es an den historischen Instituten ruhig blieb, intensivierte die Leipziger SED-Bezirksleitung im November und Dezember 1956 ihre Anstrengungen, an der Alma mater für Ordnung zu sorgen. Ende Dezember hielt Ulbricht die Verhältnisse an der Universität schon wieder im Sinne der SED für so weit gefestigt, daß er Leipzig aussuchte, um die »ideologische Säuberung der gestürzten

Festung Wissenschaft« in der DDR einzuläuten. Sein Auftritt auf der Delegiertenkonferenz der SED-Universitätsorganisation am 21. Dezember 1956 legte jedem offen, daß die SED künftig von allen Universitätsangehörigen ein klares Bekenntnis zur »sozialistischen Universität« verlangen würde.<sup>7</sup>

Für das Gespräch mit Walter Markov setzte die Abteilung Propaganda und Agitation drei Schwerpunkte: *erstens* Situation in der Abteilung für Geschichte der Neuzeit des Instituts für Allgemeine Geschichte, *zweitens* politische Einschätzung der Professoren der Philosophischen Fakultät, *drittens* Markovs Parteiausschluß 1951.<sup>8</sup>

Die gespannte politische Situation in der DDR im Herbst 1956 verlangte von Markov, in der Unterredung äußerste Vorsicht an den Tag zu legen. Zwar hatte seine Tätigkeit als Hochschullehrer von 1951 bis 1956 Befürchtungen innerhalb der SED verringert, daß er nicht nur »Parteifeind«, sondern auch »Staatsfeind« wäre, doch hatte es genügend Auseinandersetzungen mit der SED-Parteiorganisation der Leipziger Historiker gegeben<sup>9</sup>, die die Bezirksleitung zum Anlaß nehmen konnte, auch an ihm ein Exempel zu statuieren.

Vorerst wollte die Leipziger SED-Führung um Paul Fröhlich von Markov nur Informationen über die Lage am Institut und die Diskussionen unter den Professoren sowie über Markovs politische Auffassungen. Dagegen versuchte Markov, seine Handlungsspielräume zu vergrößern, sie auf alle Fälle jedoch nicht kleiner werden zu lassen, der Bezirksleitung kein Material für eine Untersuchung an den historischen Instituten zu liefern und für bestimmte Professorenkollegen politische Unbedenklichkeitserklärungen abzugeben.

Markov sprach sich in der Besprechung grundsätzlich für den Aufbau des Sozialismus aus, gab aber auch zu bedenken, daß man Fehler beseiti-

7 Siehe Walter Ulbricht: Was wir wollen und was wir nicht wollen. In: »Neues Deutschland« vom 30. Dezember 1956.

8 Siehe StAL. SED. IV 2/9/02/524.

9 Siehe Veit Didczuneit: Geschichtswissenschaft an der Universität Leipzig. Zur Entwicklung des Faches Geschichte von der Hochschulreform 1951 bis zur »sozialistischen Umgestaltung« 1958. Phil. Diss. Universität Leipzig 1993. Teil 1. S. 108ff.

gen müsse und nicht alles schematisch und dogmatisch als Agententätigkeit bezeichnen dürfe. Er hob weiter hervor, daß Studenten, die in der DDR Geschichte studieren, a priori wissen, daß das bedeutet, auch einen gewissen politischen Standpunkt zu haben. In der Abteilung für Allgemeine Geschichte der Neuzeit hätten die Ereignisse in Ägypten eine viel größere Rolle gespielt als die Geschehnisse in Ungarn. Ernst Bloch habe sich nur schlecht orientiert, unterstrich Markov, und nicht genügend Sorgfalt bei der Beurteilung der politischen Situation walten lassen. Gemeinsam mit Hans Mayer und der Ethnologin Eva Lips stünde er auf der Seite der DDR. Dagegen hätten Ausländern mit dem Ägyptologen Siegfried Morenz und dem Kunsthistoriker Heinz Ladendorf keinen Zweck, da sie unbelehrbar seien.

Hinsichtlich seines SED-Ausschlusses bemerkte Markov, in gewissen Zeiten sei es durchaus notwendig, daß sich die Partei von bestimmten Genossen trenne. Er könne sich aber nicht damit einverstanden erklären, daß er als Karrierist bezeichnet worden sei und daß man ihm die Anerkennung als Opfer des Faschismus entzogen habe.

Grundsätzlich stand Markov einer Wiederaufnahme in die SED nicht abgeneigt gegenüber.<sup>10</sup>

Der Leipziger Bezirksleitung erklärte er, daß vorher jedoch alle Grundfragen geregelt werden müßten. Scherzhaft äußerte Markov, daß die SED ihn bei einer möglichen Wiederaufnahme »nicht immer für das Gute wie für das Falsche Titos verantwortlich machen könne«<sup>11</sup>. Außerdem betonte er, die SED habe zu entscheiden, was für sie günstiger sei: entweder als Parteiloser auf Konferenzen und bei Auslandsreisen positiv über die DDR zu sprechen oder wieder Mitglied der Partei zu werden.<sup>12</sup>

Mit dem abschließenden Urteil der Abteilung Agitation und Propaganda über Walter Markov, er befürworte den Aufbau des Sozialismus in der DDR, konnte Markov zufrieden sein. Die Situation an der Universität Leipzig – und in der DDR – blieb für ihn als Hochschullehrer und Historiker erträglich.<sup>13</sup> Den Status als Opfer des Faschismus bekam Walter Markov zurückerkannt.<sup>14</sup> Seinen Parteiausschluß wollte die SED-Führung stillschweigend aufheben. Über die Nachzahlung der Mitgliedsbeiträge, schlug sie Markov vor, sei noch zu verhandeln. Damit erklärte sich Markov nicht einverstanden. Er bestand auf den öffentlichen Widerruf der SED. Diese Forderung nach breiter Öffentlichkeit seines Falles lehnte die SED jedoch strikt ab.<sup>15</sup> Markov blieb parteilos.

10 Nachdem das 28. Plenum des ZK der SED im Juli 1956 den Beschluß des Politbüros der SED zum Verhalten gegenüber Westemigranten vom August 1950, in dessen Folge 1950/1951 sehr viele Parteimitglieder ausgeschlossen oder von der Mitgliederliste gestrichen wurden, revidiert hatte, offerierte die SED den Betroffenen wieder die Mitgliedschaft.

11 StAL. SED. IV 2/9/02/524. – Nach dem Tod Stalins änderte sich unter Chruschtschow auch das Verhältnis der Sowjetunion zu Jugoslawien. Im Mai 1955 hob Moskau das Verdammungsurteil über die »faschistische Tito-Clique« auf und nahm wieder diplomatische Beziehungen zu Jugoslawien auf. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU, der zur weiteren Entspannung der Beziehungen zwischen beiden Staaten beitrug, entkrampfte sich auch das Verhältnis der SED zu Tito. Das 28. Plenum des ZK der SED hob alle antititoistischen Beschlüsse auf.

12 Walter Markov bestätigte dem Verfasser in einem Gespräch am 12. Oktober 1992 die Richtigkeit des Protokolls der SED-Bezirksleitung.

13 So konnte er auch die Angebote des Göttinger Historikers Percy Ernst Schramm ausschlagen, in die Bundesrepublik zu gehen und dort eine Professur anzunehmen – Information Walter Markovs vom 12. Oktober 1992.

14 Hierbei unterstützte Markov vor allem die Frau Hermann Budzislawskis.

15 Informationen von Walter Markov vom 12. Oktober 1992 und von Irene Markov vom 29. Juni 1994.



Peter Sebald

## Das Markovsche »atmosphärische Umfeld«

Im Frühjahr 1988 brachte ich Professor Markov das erste Exemplar meines Buches »Togo 1884–1914. Eine Geschichte der deutschen »Musterkolonie« auf der Grundlage amtlicher Quellen« nach Leipzig-Holzhausen. Nach drei Jahrzehnten konnte ich auf diese Art Professor Markov meinen tiefempfundenen Dank abstaten und erlaubte mir – angesichts der über 800 Seiten – die Bemerkung, daß auch die unscheinbaren Pflanzen in des Herrn Professors Garten zuweilen ansehbare Früchte hervorbringen.

Der Professor faßte seine Rückschau in die Worte zusammen, er habe für meine wissenschaftlichen Arbeiten wohl mehr das »atmosphärische Umfeld« geschaffen. Einmal mehr hatte er mit sicherem Urteil das Wesentliche getroffen.

Das »atmosphärische Umfeld«! Die von Menschen bedingten bedrohlichen Situationen in der Natur haben uns allen nachdrücklich die Umwelt-Problematik vor Augen geführt. Mehr und mehr wird uns aber auch bewußt, wie notwendig auch auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften und der Historiographie ein richtiges »atmosphärisches Umfeld« ist. Deshalb erscheint es mir angebracht, kurz auf das Markovsche »atmosphärische Umfeld« für Sebald einzugehen.

Als ich 1952, gerade 18 Jahre alt, das Studium der Geschichte in Leipzig aufgenommen hatte, gehörte ich zu jenen, die in den folgenden vier Jahren durch die Vorlesungen und Seminare Markovs sowie seiner inzwischen prominent gewordenen Assistenten wie Manfred Kossok und Lothar Rathmann in den faszinierenden Bannkreis der Geschichte Afrikas, Asiens und Lateinamerikas sowie der nationalen Befreiungsbewegung gezogen wurden. Schließlich entschied ich mich für Afrika, ohne zu jener Zeit durch besondere Leistungen als Student auf mich aufmerksam zu machen. Mehr noch Pennäler als Studiosus, erschien mir der Professor als der hochverehrte Lehrer, um so mehr als hinter den von ihm vertretenen Lehr-

meinungen seine ganze Persönlichkeit mit vollem Engagement stand. Ließ jedoch in der Vorlesung Markov in für uns charakteristischer Art seinen Blick von den vor ihm versammelten Studenten gen Decke des Raumes schweifen, so sah ich darin eine solche Diskrepanz im Wissen wie in der ganzen Persönlichkeit, die ich nie glaubte überbrücken zu können. Wechselten wir dann im Gespräch persönliche Worte, so stand ein befangener Schüler unbeholfen und wortkarg neben seinem Lehrer. Die persönlichen wissenschaftlichen Anregungen, die auch ich als sein Student von Markov erhielt, erfaßte ich damals noch nicht und sah nicht manche wissenschaftliche Chance, die gereifere Mitstudenten ergriffen.

Der Professor erkannte die damaligen Grenzen meiner Leistungsfähigkeit, überforderte mich nicht, verstieß mich jedoch auch nicht. Ich blieb gleichsam in seinem äußeren Beobachtungsfeld, wohin ich mich selbst eingeordnet hatte, und ich war es zufrieden. Mich schmerzte an diesem Zustand eigentlich nur, daß ich, ein fanatischer Skatspieler, nicht ein einziges Mal von Markov zum Skatspielen aufgefordert wurde. Aber ich wußte, daß wissenschaftliche Leistung die Voraussetzung für diese Art der Anerkennung war.

Eine akzeptierte Leistung erbrachte ich jedoch erst zum Abschluß mit meiner Diplomarbeit. Hingelenkt von Markov auf die deutschen Kolonien und die gerade der historischen Forschung freigegebenen Akten des ehemaligen Reichskolonialamtes, legte ich eine Staatsexamensarbeit zur deutschen Kolonialpolitik in Kamerun vor. Professor Markov bewertete die Arbeit sowie meine Leistungen auf dem von mir gewählten Spezialgebiet der Geschichte Afrikas mit der Note »Sehr gut«. Was das für mich bedeutete, bedarf keines Kommentars.

Wenn ich nun auch für ein Jahrzehnt von 1956 bis 1965 in Berlin beim Dietz Verlag als Lektor, verantwortlich für Literatur über die nationale Be-

freiungsbewegung, arbeitete, so blieb ich im wissenschaftlichen Wirkungsbereich des Professors. Als ich 1960 am Verlag und an der Universität in Leipzig eine Außerplanmäßige Aspirantur erhielt, da wurde – mit Selbstverständlichkeit von beiden Seiten – Markov mein Doktorvater. »Arbeiten Sie ruhig drauf los, Sebald, bei Ihnen wird schon etwas Vernünftiges herauskommen«, etwa mit diesen Worten ward ich damals in Holzhausen verabschiedet. Diese so zum Ausdruck gebrachte Anerkennung war für mich 26jährigen ein unerhörter Ansporn, der allerdings auch notwendig war, um in den nächsten fünf Jahren die etwa 700 Togo betreffenden Akten im Archiv in Potsdam systematisch durchzuarbeiten.

Das »Arbeiten Sie!«, »Schreiben Sie!« – übrigens ohne die ja sonst übliche Aufforderung nach Konzeptionen – war sicherlich in dem Wissen und in dem Vertrauen ausgesprochen, daß Sebald sich in der richtigen Richtung Markovscher Gedankengänge bewegen würde. Aber der Professor behielt die Übersicht, denn er wußte, daß der junge Doktorand damals noch nicht über das Wissen und die Voraussetzungen verfügte, um die Geschichte der »Musterkolonie« komplex darstellen zu können. Zur gegebenen Zeit grenzte der Professor das Forschungsfeld ein. Damals lehrte Markov an der Universität in Nsukka, Nigeria (hier wurde im »Journal of the Historical Society of Nigeria« ein gemeinsamer Artikel »The Treaty between Germany and the Sultan of Gwandu« veröffentlicht). Von dort gab er mir die Anregung, meine Dissertation über den antikolonial gesinnten Afrikawissenschaftler Gottlob Adolf Krause (1850–1938), in Westafrika Malam Musa genannt, zu schreiben. Nachdem ich in Leipzig 1966 dieses Dissertationsthema mit »magna cum laude« verteidigt hatte, setzte sich der Professor für die Aufnahme der Dissertation in die Reihe »Studien zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas« ein, so daß das Buch 1972 gedruckt vorlag.

Die Präzisierung des Themas auf diesen Afrikaforscher hätte ich in der Bedeutung der wissenschaftlichen Tragweite damals allein nicht erfaßt.

Und wäre die Entscheidung allein von mir abhängig gewesen, so hätte ich die Dissertation nicht zum Buch überarbeitet. Denn von 1966 bis 1971 war ich zur Liga für Völkerfreundschaft übergewechselt, hatte somit eine sehr arbeitsintensive Tätigkeit übernommen. Aber auch bei diesem Wechsel ist das »atmosphärische Umfeld« des Professors zu beachten.

Als 1961 die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft, angeschlossen der Liga für Völkerfreundschaft, in Berlin gegründet wurde, fanden wir beide uns auch in diesem Gremium wieder. Indem der Professor die Würde des ersten Präsidenten dieser Freundschaftsgesellschaft übernahm, dokumentierte er so, vor allem vor den Repräsentanten der nationalen Befreiungsbewegung Afrikas, daß es für einen marxistischen Afrikawissenschaftler keine vom Leben losgelöste Beschäftigung mit Afrika geben kann. Inzwischen ist dieser Wirkungsbereich des Professors längst abgeschlossen. Indessen: vergessen ist er nicht. Als ich am 8. August 1987 in Accra (Ghana) – rein zufällig – an der Abschiedsparty der Freundschaftsgesellschaft Ghana – DDR für den scheidenden Stellvertretenden Botschafter Wolfgang Zielke teilnahm, wurden – natürlich zu meiner großen Freude – hier unter Palmen Fotos von Markov, wie er als Präsident Gäste aus Ghana empfang, herübergereicht.

Anfang der 60er Jahre hatte das Wirken eines prominenten Wissenschaftlers als Präsident der Freundschaftsgesellschaft auch andere »atmosphärische« Nebenwirkungen: »Praxisorgane« der DDR zogen auch Afrikawissenschaftler heran. So durfte ich mich glücklich schätzen, in einer Zeit, da auf der wissenschaftlichen Ebene kaum Chancen für einen Afrikaaufenthalt gegeben waren, 1966 als einer der ersten aus dem Kreis der Leipziger zum Direktor des »Hauses der Freundschaft« in Tansania/Sansibar berufen zu werden; kurz darauf folgte auf gleichem Wege der spätere Professor Siegmund Brauner nach Westafrika.

Endgültig zurückgekehrt aus Afrika, berief man mich 1972 zum Chefredakteur der neu zu grün-

denden Zeitschrift des Zentralen Rates für Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften der DDR »Asien, Afrika, Lateinamerika«. Dabei hatte der Vorsitzende des ZENTRAAL, Prof. Rathmann, einen entscheidenden Anteil: Das »atmosphärische Umfeld« Markovs entfaltete bereits über die nächste Wissenschaftlergeneration seine Wirkung. In dieser wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichte Markov »Erinnerungen an den Beginn« der Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften in der DDR (Heft 3/1973); aber dies ist das einzige Beispiel, daß ich den Professor zu einer wenn auch nur umfangmäßig geringen, so doch nicht unwichtigen Publikation angeregt habe. Denn inzwischen hatte sich der Professor aus der ersten Reihe dieses von ihm so geförderten Wissenschaftsbereichs zurückgezogen.

Aber das Interesse des Emeritus an afrikanischen Problemen bestand fort, so fand ich bei Professor Markov aufmunternde Worte, als ich – neben meiner Arbeit als Chefredakteur – nunmehr die Togo-Exzerpte zu einer Habilschrift aufzuarbeiten begann und 1978 wegen einer kritischen Rezension zu einer in der DDR erschienenen Publikation zum Neokolonialismus von meiner Funktion als Chefredakteur enthoben wurde. Als

ich 1978 zum Zentralinstitut für Geschichte (später Institut für Allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften) in Berlin überwechselte, konnte ich zum ersten Mal auf meinem Spezialgebiet der Geschichte Afrikas hauptamtlich arbeiten. Zwar zog sich dieser Abschluß der Habilschrift noch einige Jahre hin (Togo war für DDR-Instanzen kein Schwerpunktland), und Sebald (der fleißig aus Afrika Ansichtskarten schrieb) wurde – nach den Worten des Professors – »zu den letzten noch zu erledigenden Überhängen in meinem Leben«. Aber schließlich fand 1984 mit Markovs Gutachten auch dieser Überhang seine Erledigung. Mit diesem Gutachten hatte er auch das »atmosphärische Umfeld« für die Drucklegung des für DDR-Papier-Kontingente außergewöhnlich umfangreichen Togo-Buches geschaffen, und mit dem Buch wiederum ist in der Unzahl wissenschaftlicher Publikationen seiner Schüler ein unübersehbarer Wälzer vorgelegt worden.

Nichts Spektakuläres ist somit aus vier Jahrzehnten zu berichten, aber ist nicht die behutsame Stetigkeit eines solchen Markovschen »atmosphärischen Umfeldes« alles, was man jedem für seine wissenschaftliche Tätigkeit nur wünschen kann?



Bärbel Plötner

## Erinnerungen an Walter Markov

Gedankensplitter zum Kolloquium

»Jakobinismus und Volksbewegung«

zu Ehren seines 80. Geburtstages im Oktober 1989

**W**ir wollten für ihn und mit ihm über die Französische Revolution sprechen, gerade als sich vor den Fenstern unserer Universität und zunächst weit weniger in ihr etwas zusammenbraute, von dem wir noch nicht wußten, ob es und vor allem was für eine Revolution es diesmal werden würde. Wir waren ihm zu Ehren zusammengekommen, zu Walter Markovs 80. Geburtstag.

Wir, d. h. einige Vertreter seiner Schule aus nah und fern, mittlerweile in Generationen von Professoren, Doktoranden und Studenten. *Jakobinismus und Volksbewegung* lautete unser Thema, ein Sujet, von dem der Meister selbst oft gehandelt hatte, mit besonderer Liebe wohl in seinen Arbeiten über Jacques Roux. Außenstehende hätten uns entweder voller Abscheu oder aus mehr oder minder nobler Distanz, vielleicht immerhin nicht ohne Anerkennung für den Wissenszuwachs und die Denkanstöße, die aus unserer Richtung gekommen waren, betrachtet. Einige wenige beinahe brüderlich. Wir galten kurz gesagt als Vertreter der sogenannten jakobinischen Interpretationslinie einer Zweihundertjährigen.

Walter Markov und Albert Soboul standen aus unserer Perspektive der Jüngeren für die Nachkriegszeit am Anfang dieser Tradition und zwar vor dem Hintergrund des deutschen Antifaschismus und der französischen Résistance. Dazu gesellten sich, je nach unserem persönlichen Werdegang, andere Klangfarben, die uns aus den Namen der Toten wie Marc Bloch und Werner Krauss aufleuchteten oder an die Fortgeekelten wie Hans Mayer erinnerten.

Als geborene Ostdeutsche trafen wir mit Notwendigkeit zunächst einmal ausschließlich auf

eine marxistische Geschichtswissenschaft, sofern wir uns überhaupt nach einigermaßen schadenfreiem Überstehen des Geschichtsunterrichts in der Schule noch ein Interesse bewahrt hatten und uns an die akademische Beschäftigung mit der Historie herantasten wollten. Oder soweit wir eine geschichtliche Ausbildung genossen, um die es für meinen Bereich, den der Sprach- und Literaturwissenschaft, denkbar schlecht bestellt war.

Je älter ich wurde, um so klarer hatte ich erkannt und mehr noch erfüllt, wie wertvoll gerade in diesem Rahmen das Klima war, das Walter Markov geprägt hatte, das er auch in den 80er Jahren nach seiner Emeritierung unvermindert weiter prägte und welches seine echten Freunde und Nachfolger nun über seinen Tod hinaus weitertragen. Doch darüber wurde schon viel geschrieben und wird noch manches zu sagen bleiben, solange der damaligen meist pauschalisierenden und selbstzufriedenen Selbstdarstellung östlicher Geisteswissenschaft wenig Einfallsreicherer gefolgt sein wird als ihre ebenso pauschalisierende Beurteilung und zumeist von außen kommende Verurteilung im Nachhinein oder das ihr nostalgische Nachtrauern von innen.

Ich bewege mich hier, ein Jahr nach dem Tod eines unersetzlichen Lehrers, nur in Gedankensplittern aus den bewegten Oktobertagen 1989 in Leipzig, die für mich gleichzeitig am Vorabend meiner ersten Reise ins »gelobte Land« standen: nach Frankreich, das mir damals noch ganz fest verschlossen war. Wenn sich Victor Klemperer zum Ziel gestellt hatte, in seine Studenten »das süße Gift« der Verzauberung durch die Romani-

stik zu gießen und sie gegenüber den romanischen Kulturen »süchtig« zu machen, so hatten für mich zunächst Leseerlebnisse mit Markov und Jahre später einige kostbare persönliche Begegnungen eine ähnliche Wirkung gezeigt und mich darin bestärkt, vielen Hindernissen zum Trotz eben dieses Gift in mir wirken zu lassen, es selbst zu brauen und an meine Studenten weiterzureichen. Schon in diesem Sinne war es eine Herausforderung, in einem Ehrenkolloquium für Walter Markov zu sprechen. Zwei befreundete junge Historiker, Katharina und Matthias Middell, und ich hatten gerade eine deutsche Ausgabe von Saint-Just für den Reclam Verlag in Vorbereitung, die später der Umgestaltung dieses Verlages zum Opfer fallen sollte. Ich hatte mich dabei an eine erste deutsche Übersetzung der »Institutions républicaines« herangewagt, einen für uns in der DDR überaus spannenden Text. Da war die tragisch empfundene Bewußtheit eines Jakobiners, der längst gewahr wurde, wie den Seinen die Macht entglitt. Eigentlich wollte ich mich während des Kolloquiums nur mit meinem aus der Sicht des Übersetzers erwachsenen Beitrag beschäftigen. Doch die Tagung begann ganz anders als erwartet. Als ich am ersten Morgen vor dem ehrwürdigen alten Senatssaal unserer Universität auftauchte, wurde ich schon gesucht, dringend gesucht, denn der französische Kulturattaché war bereits eingetroffen und hatte kundgetan, er werde auch eine Laudatio auf den Jubilar vortragen. Für mich war dies ein Auftakt mit einem unerwarteten Paukenschlag: konsekutives Dolmetschen. Ich hastete zum sogenannten *Weisheitszahn*, wie die Leipziger Bevölkerung eines der untauglichsten Gebäude unserer Universität getauft hatte, in den der gesamte Lehrkörper gepfercht war und aus dessen 24. Etage die Historiker gemessenen Abstands auf den Boden früherer und zeitgenössischer Tatsachen blicken konnten. Dort saß in diesem Moment, im Allerheiligsten des ehemaligen Fachbereichs von Markov, Robert Kalbach, seit September 1988 Kulturattaché an der Ostberliner Französischen Botschaft.

Kurzes Klopfen und tatsächlich antwortete die bekannte und für uns so selten vernehmbare tiefe, sonore Stimme: »Ja, bitte.« Nach einem kurzen »Salut, Dame Bärbel« und der systemüberschreitenden Bise trafen wir uns erneut im Dunstkreis der Französischen Revolution. Ich bekam ausschnittsweise die bevorstehende Rede verlesen und fand meine Vorahnungen bestätigt. Die inhaltlich zusammengehörigen Passagen waren lang, die Satzkonstruktionen komplex und durchaus etwas poetisch angehaucht, ganz wie es einem so glänzenden Stilisten wie Markov gebührte. Es würde also schwierig werden. In solchen Augenblicken könnte von mir unbemerkt die Welt zusammenbrechen. Auch fallen jegliche auf gesellschaftlicher Hierarchie basierenden Schranken. So erappte ich mich erst im nachhinein, gewohnheitsmäßig in dem vorliegenden Papier *glossopolitique* in *glottopolitique* korrigiert zu haben, weil es zwar griechisch *glossos*, jedoch in der französischen Terminologie der Linguisten *glottopolitique* heißt. Es sprach für den außergewöhnlichen Charakter des Kulturattachés, von Haus aus Anglist, wie für die Außergewöhnlichkeit der Situation, daß Kalbach ob dieser Anmaßung nicht mit der Wimper zuckte, sondern offenbar auch nur eines im Kopf hatte: einen würdigen Text zu Markovs Ehren.

Wir kamen natürlich nicht einmal bis zur Hälfte, dann mußten wir eiligst gemeinsam zum Senatssaal aufbrechen. Unterwegs konnten wir uns wenigstens noch kurz zu den Montagsdemonstrationen, dem Aufruf von Kurt Masur und anderen brennenden Fragen verständigen, die nicht nur uns Leipziger gerade bewegten und deren lebensverändernde, rettende, aber in einigen Punkten auch vernichtende Tragweite vielen damals noch nicht vollkommen bewußt war. Wir sprachen von zaghaften und sinnvollen nächsten Schritten, die eine gefährliche Explosion verhindern, aber endlich die tödliche Starrheit behutsam lösen könnten. Derartige Gespräche mit einem Vertreter der französischen Botschaft fanden für einen Normalsterblichen immer zwischen Tür und Angel statt,

möglichst im Freien, wo nicht irgendwelche Wände Ohren haben konnten, in über Vertrauenspersonen beförderten heimlichen Briefen oder bei einem privat vereinbarten Rendezvous in irgendeinem versteckten Restaurant: jedenfalls immer in gemessenem Abstand von jeder Art von Offizialität. Ich erfuhr in diesem Moment noch bei einem Augenzwinkern am Rande, daß mir Frankreich für Oktober 1989 ein dienstliches Einreisevisum ausstellen werde. Der freudige Schock, daß nach zehn Jahren vergeblicher Anläufe irgendwo ein Irgendwer darüber entschieden haben mußte, mir ein Ausreisevisum zuzubilligen, kam damit unmittelbar vor der Eröffnung des Markov-Kolloquiums über mich. Ich hatte weder Kraft noch Zeit, dies zu glauben, zu begreifen.

Ich sah überhaupt niemanden in dem bis zum Brechen gefüllten Senatssaal, versteckte mich auf einer Bank am Eingang und kritzelte einige Stichpunkte vor mich hin, als die feierliche Eröffnung des Kolloquiums anhub. Manfred Kossok sprach zur Begrüßung. Dann nahm der Rektor das Wort und die erste Laudatio ihren Lauf, ohne daß ich mehr davon registrierte als einzelne Signalwörter, die mir dazu dienten, meine gänzlich andere Zeitrechnung zu kalkulieren. Es folgte noch der Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, so daß ich mich wieder fassen und sogar einige Gedanken darauf verschwenden konnte, Lösungen für die poetischeren Stellen der Kalbachschen Rede zu finden. Wie würde sich Markov darüber freuen, sie aus französischem Munde zu hören. Ich durfte nichts stilistisch verstümmeln. Gerade noch rechtzeitig schlich ich mich dann hinter den Fernsehkameras vorbei, die das Geschehen für die Nachwelt festhielten – u. a. für einen Film über Markov, an dem ich einige Wochen zuvor auch mit gebastelt hatte und dabei in die groteske Situation geraten war, mit dem Perfektionisten Markov völlig überflüssige, ihn aber wohl dennoch beruhigende französische Ausspracheübungen zu veranstalten. Ich spielte Kalbach im letzten Moment sein Manuskript wieder in die Hände, als er sich erhob.

Dann trat der Kulturattaché ans Rednerpult, und die Scheinwerfer waren auf ihn gerichtet. Doch irgendwie stand ich selbst in diesem Licht, hatte meine Mappe vom letzten Linguistenkongreß schützend vor meinen Körper gepreßt und komplettierte mein Gerüst aus Stichworten. Das Lampenfieber war gebannt wie glücklicherweise bisher immer, wenn ich als Kind oder Student im Theater die Szene betrat. Ich gab mir Mühe, das geschliffene Französisch nicht zu verderben, außerdem den Blick zum Publikum, besonders aber zu Markov zu heben und meine Stimme sorgfältig zu modellieren, damit auch in der Übersetzung die innere Anteilnahme spürbar würde, die Kalbach hineingelegt hatte. Mit einem Wort, ich war vollkommen in einem Beruf, der eigentlich nicht meiner Ausbildung als Romanistin entsprach.

Es war nicht leicht, doch meine Stimme trug. Im Hinterkopf fühlte ich die Präsenz derer im Saal, die meine Augen jetzt nicht bewußt sahen: alles, was bei uns zulande Rang und Namen hatte in der französischen Geschichte oder Romanistik, darunter sämtliche Professoren, die natürlich selbst französisch verstanden, da oder dort ein einzelnes deutsches Wort angeboten hätten und es doch alle nicht auf sich nehmen mußten, ganz nebenbei einmal Dolmetscher zu sein, immerhin also Leistungssportler und *aus der Kalten heraus*, wie man so schön sagt. Vor allem aber hatte ich den Eindruck, als müßte ich bereits in diesem Moment, statt später in meinem Vortrag, Walter Markov mein Geburtstagsgeschenk darbringen.

Irgendwann war es getan, und ein Aphorismus von Rabelais hatte auch im Deutschen nicht seine Wirkung verfehlt. Kalbach überreichte symbolisch ein Exemplar aus einer größeren Büchersammlung an den Jubilar. Langanhaltender Beifall erfüllte den Raum. Als ich diskret von der Szene zurücktrat, sah mir ein strahlender Kossok ins Gesicht und hob deutlich seinen linken Daumen zum: »Voilà, c'est fait«. Der offizielle Eröffnungsteil war damit beendet. Dann auf einmal, obwohl man ihn von allen Seiten umringte und Geburtstagswünsche nachreichte, trat der große, nur körperlich

kleine und zerbrechliche Meister Markov an mich heran und bedankte sich, indem er mir die Hand drückte und sagte: »Es war schon gut, daß Sie's so schön übersetzt haben und bestimmt nützlich, denn diesen schönen aber vertrackten Text hätten im Saal doch etliche nicht wirklich verstanden.« Da hatte ich wenigstens ein einziges Mal Markov etwas schenken wollen und war doch wieder selbst die Beschenkte.

In den folgenden Tagen nahm das Kolloquium seinen Lauf, ich hielt wie jeder andere meinen Beitrag und diskutierte ausführlich mit den anwesenden Franzosen und Italienern, wie das so üblich ist. Es wäre überhaupt ein ganz normales Kolloquium gewesen, wenn nicht jedes Gespräch auch wieder in Bezug zu Markov gestanden hätte, der jeden Morgen treu und brav, ja pünktlicher als viele andere, »dahergewackelt« kam, wie wir Jüngeren nicht ohne eine gewisse innere Bewegtheit sagten. Für meine eigenen Studenten, die ich zu dieser Tagung mitgenommen hatte, war es wohl das erste und gleichzeitig letzte Mal, daß sie Markov persönlich sehen und hören konnten, denn zu diesem Zeitpunkt schrieb er zwar noch unvermindert, trat jedoch aus gesundheitlichen Gründen bereits weniger persönlich an die Öffentlichkeit.

Am letzten Tag des Kolloquiums, als Matthias Middell sein Referat gehalten hatte, vermerkte ich in meinem Tagebuch: »Nach der Mittagspause hatte Matthias seine Stunde, Markovs und Kossoks jüngster Meisterschüler, soviel ist gewiß. Vielleicht werden wir wieder einmal zusammensitzen, wenn wir für ihn ein Ehrenkolloquium zu seinem 50. oder 60. Geburtstag begehen. Möge es so sein, daß uns keiner aus der Familie durch Krankheit oder politische Nöte verloren geht und daß wir selber Jüngere ausbilden, damit die Leipziger Schule am Leben bleibt. Markovs Schule.« Damals dachte ich an die Borniertheit unserer Obrigkeiten. Heute, 1994, sind Kossok und Markov kurz nacheinander und weitestgehend unbeachtet gestorben, in einer Atmosphäre, in die sich nach dem Zusammenbruch eines unhaltbar gewordenen Regimes die Diskussion um persönliche Mit-

verantwortung an wissenschaftlichen und politischen Entgleisungen leider für die Geisteswissenschaften ein Tonfall eingeschlichen hat, den ich zumindest intolerant nennen würde. Um bei Markov zu bleiben: Sein Werk kann selbstverständlich nicht losgelöst von einer aus dem Antifaschismus erwachsenen tiefen marxistischen Überzeugung betrachtet werden, die er in seinen Büchern niederlegte und die nichts mit Liebedienerei gegenüber der Obrigkeit zu tun hatte. Seine unorthodoxe Haltung hatte im Gegenteil schon in den 50er Jahren dazu geführt, daß er beizeiten von Erzstalinisten aus seiner Partei ausgeschlossen wurde. Vor allem aber genügt es nicht, eine große Persönlichkeit wie die seine auf das selbstverständlich grundlegende Moment der marxistischen Methode zu beschränken und aus ihrem kreativen Gebrauch womöglich nichts als ein Symbol für die blinde Hinnahme eines Herrschaftssystems zu machen. Wir Jüngeren waren gebürtig aus Leipzig oder Dresden und haben im Normalfall die dortigen Schulen und Universitäten besucht, soweit unsere Eltern, die unsere Großeltern pflegten, die Gärten bestellten und in Krankenhäusern Menschen heilten, das Land nicht verließen. Wir konnten von großem Glück sagen, wenn wir da und dort nicht nur unter gewissen Schriftstellern und anderen Dissidenten, sondern auch innerhalb des etablierten Bildungswesens Lehrmeister fanden, die uns zu denken, nicht blind zu glauben lehrten.

Freilich ist es nicht unerheblich, wohin wir Jüngeren, die ich damals die »Familie« nannte, schließlich in unseren eigenen, sicher wohlunterschiedenen politischen Überzeugungen gelangten. Doch es will mir scheinen, das Wichtigste vollzog sich auf einer anderen Ebene. Eingeschlossen in ein fest ummauertes Land, verbürgte eine aufrechte Persönlichkeit wie Walter Markov Licht und Glanz, nicht nur, weil seine Arbeiten ernsthaft nach einer geschichtlichen Wahrheit suchten, international diskutiert wurden und Gäste nach Leipzig lockten, sondern vor allem, weil in seinem Umfeld die hohlen Phrasen vom sozia-

listischen Vaterland verstummten und wir auf der Suche nach unserem eigenen Weg in die Zukunft uns nicht ganz heimatlos fühlen mußten. Wir konnten Achtung empfinden, das stärkte unsere eigene Würde. Als Joseph Rován trotz seiner anrührenden und toleranten Arbeiten zur deutsch-französischen Geschichte knapp zwei Jahre nach dem 1989er Kolloquium in eben demselben Senatssaal öffentlich vor jedermann und vor Walter Markov bemerkte, es habe niemals ernstzunehmende geisteswissenschaftliche Forschung in der DDR gegeben, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mich der weiße Schopf des Geohrfeigten an das Gefieder jenes Schwanes bei Kleist erinnerte, der schmutzbeworfen in die Fluten taucht und weiß wieder an die Oberfläche gelangt.

Doch im Oktober 1989 ging zunächst einmal ein Kolloquium zu Ende. Markov war von seinem Platz aufgestanden und etwas unsicher nach vorn gegangen, bewegt. Er schaute nur wenig hinter dem Rednerpult hervor, dafür fiel das Licht auf seine kleinen, immerwachen und sprechenden Augen in dem ein wenig vom Alter gezeichneten schmalen, blassen Gesicht. Mit dünner Stimme hub er leise an zu sprechen, dankte für die Dankesworte der anderen, die sich für ihn zusammengefunden hatten. Er dankte den Weggefährten und Freunden, die er zum Teil schon 1950 um sich hatte. Er dankte auch deshalb, und da wurde die Stimme noch brüchiger, weil man nicht sicher sein könnte, daß die Runde nochmals in dieser Form vereint sein werde. Es wurde still im Raum,

sehr still. Da faßte sich Markov wieder und gab, zweifellos ein winziges Zettelchen von Middell in der Hand, technische Einzelheiten zur Abgabe der Manuskripte bekannt. Doch zum Schluß sagte er noch auf französisch: »Mes chers amis et collègues«. Eine Sekunde lang herrschte Schweigen, bedrückendes Schweigen. Er kämpfte mit innerer Erregung und wollte einen Augenblick das Wort nicht finden. Die Menge bangte. Dann aber klang nochmals der Dank als *remerciements* auf, es folgten die Namen seiner toten und seiner lebendigen Mitstreiter, und noch einmal wagte er selbst auszusprechen, was alle sich zu denken scheuten. Den Grauhaarigen hatte keine Träne übermannt, als er, eine stille Umarmung nach der anderen entgegennehmend, sich verabschiedete.

Der Zufall wollte, daß einige Minuten später Markov gerade durch meine Stuhlreihe zum Ausgang strebte und mir noch zuraunte: »Sehen Sie, jetzt fehlt mir doch manchmal das Wort. Aber ich bin ja auch nicht vom Fach.« Es war nicht Koketterie, nicht in diesem Moment. Wir vermieden einen Satz über das Alter. Ich konnte nichts antworten als: »Das müssen gerade Sie sagen. Nein, nein, es war schon gut.« Aber er hielt meine Hand noch einen Augenblick umfassen, und wir sahen uns in die Augen. Er konnte nicht umhin bemerken zu müssen, was in den meinen geschrieben stand. So drückte ich nur seine Hand ganz fest und dachte mir, daß die Jugend das Alter hält und das Alter die Jugend. Das Leben bleibt so ein Wunder ohnegleichen.



Werner Bramke

## »Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...«

Walter Markov und die Widerstandsforschung in der DDR

In wahrscheinlich keinem anderen Land, das vom Faschismus bedroht oder unterworfen war, ist die Auseinandersetzung mit dem nationalen Widerstand gegen den Faschismus so polarisiert und weitgehend vom politischen Standort des Betrachters abhängig wie in Deutschland. Die durch den Kalten Krieg bedingte Spaltung zerstörte hier früh die Illusion von der Einheit der Antifaschisten. Die Entwicklung im Nachkriegsdeutschland schien den Sinn des Widerstandes gegen das Naziregime selbst oder doch dessen Nachwirkung auf die Gestaltung der Perspektive in Frage zu stellen, wie Aktivisten im Kampf gegen Hitler schon 1947 befürchteten. Günther Weisenborn schrieb von der »umfassende[n] Enttäuschung, die uns die Entwicklung der Welt nach dem Krieg aufzwang«<sup>1</sup>. Walter Markov fragte: »Ende des Antifaschismus?«<sup>2</sup> und argumentierte: »Ist der Faschismus tot, so entbehrt auch die gegen ihn gerichtete Front ihrer weiteren Daseinsberechtigung. Sie löst sich in ihre natürlichen Bestandteile auf.«<sup>3</sup> Das traf zwar für die meisten anderen der in die Auseinandersetzung mit dem Faschismus verwickelten Länder auch zu, doch zumindest in den westlichen Ländern Europas etwas später, und der Respekt zueinander blieb überwiegend auch dann erhalten, wenn sich die ehemals Verbündeten in verschiedenen politischen Lagern wiederfanden.

Es gab bis in das Jahr 1949 hinein auch in Deutschland nicht wenige Versuche, die gemein-

samen Ideale der Antifaschisten gegen die drohende Spaltung – die staatliche wie die der demokratischen politischen Kultur – einzubringen. Aufschlußreich sind diesbezüglich Autorenschaft und Beiträge der in Ostberlin herausgegebenen Zeitschriften »Aufbau« und »Ost und West« sowie vergleichbarer Periodika in Westdeutschland wie »Der Ruf« (München), »Ende und Anfang« (Augsburg) und die »Frankfurter Hefte«<sup>4</sup>, für die charakteristisch ist, daß sie bis auf die erst- und letztgenannte Zeitschrift das Jahr 1949 nicht überlebten. Auch Walter Markov war in den Bemühungen engagiert, den Antifaschismus als Klammer für demokratische und politische Gegensätze überbrückende Bündnisse lebendig zu erhalten, so im Kulturbund oder durch seine Teilnahme an Diskussionen der »Gesellschaft Imshausen« 1948. Sein Realismus hinsichtlich der Zeitbegrenztheit des Antifaschismus hinderte ihn nicht daran, im zitierten Artikel von 1947 die Hoffnung auszudrücken: »Dem Antifaschismus könnte es zufallen, sich aus seinen Erfahrungen heraus dem Wiederaufflackern einer wiederholten Völkerhetze entgegenzuwerfen und eine Toleranz der Tat vorzulegen ehe ein neues Verhängnis einen gequälten Erdteil nochmals auf den Kehrtritt fegt. Er müßte freilich [...] die Größe besitzen, das wohlverdienene historische Verdienst auf sich beruhen zu lassen und jenes Vertrauen, das ihm heute nur spärlich gespendet wird, dort erweisen, wo ihn die

---

1 Günther Weisenborn: Memorial. Der gespaltene Horizont. Niederschriften eines Außenseiters. Berlin, Weimar 1982. S. 11.

2 Walter Markov: Ende des Antifaschismus? In: Walter Markov: Kognak und Königsmörder. Historisch-literarische Miniaturen. Berlin und Weimar 1979. S. 200.

3 Ebenda. S. 203.

4 Eine Kurzcharakteristik der genannten Zeitschriften ist zu finden bei Christoph Kleßmann: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955. Bonn 1984. S. 161–171.

Verantwortung für das Heute und Morgen hingestellt hat.«<sup>5</sup>

Der letzte Satz klingt wie die ahnungsvolle Sorge eines Machtmißbrauchs der antifaschistischen Vergangenheit, wie sie heute der DDR fast allgemein und zu einem guten Teil berechtigt angelastet wird, aber auch in der BRD keinesfalls fremd war, was der in Israel lebende Historiker Frank Stern anlässlich der Erinnerungsveranstaltungen zum 50. Jahrestag des Attentats vom 20. Juli 1944 mit ungewohnter Schärfe bloßlegte.<sup>6</sup> War es das Unbehagen, ein eigener Beitrag zur Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus und damit – bei aller dabei gezeigter Bescheidenheit – zur persönlichen Lebensgeschichte in schwerer Zeit könnte als Anspruch auf besondere Würdigung ausgelegt oder von weniger Bedenklichen an der Macht für deren Legitimation genutzt werden, das Markov lange Zeit daran hinderte, sich substantiell in der Widerstandsforschung der DDR zu Wort zu melden? Oder hielt sich der verantwortungsbewußte Historiker ganz einfach aus der Einsicht zurück, persönliche Betroffenheit könne das Urteil zu subjektiv färben, und außerdem sei die zeitliche Distanz noch zu kurz? Wie dem auch sei, es ist jedenfalls bemerkenswert, daß namhafte Wissenschaftler, die die Geschichtswissenschaft der DDR maßgeblich prägten und die in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus ehrenvoll bestanden hatten, sich zum antifaschistischen Widerstand als Historiker kaum oder vergleichsweise knapp äußerten. Das betrifft neben Walter Markov auch Ernst Engelberg und Heinrich

Scheel. Letzterer sagte zwar durchaus Gewichtiges zur »Roten Kapelle«<sup>7</sup>, aber eben doch wenig im Vergleich zu seinem Lebenswerk über die Mainzer Republik. Aber, so mag eingewendet werden, es gab auch Walter Bartel, der an der Leipziger Universität als Professor lehrte und u. a. das bemerkenswerte Projekt zur »Republik Schwarzenberg«<sup>8</sup> betreute. Bartels Rolle als Historiker von Einfluß war aber episodisch kurz, wenngleich in der Zeit, als er sie spielte, Weichenstellungen mit Langzeitfolgen vorgenommen wurden, gerade für die Zeitgeschichtsforschung. Wie groß seine Einflußnahme dabei war, ist schwer abzuschätzen. Daß er dabei die Parteilinie in der Zeitgeschichtsforschung durchzusetzen half, ist kaum zweifelhaft.<sup>9</sup> Ebenso aber auch, daß er vor Ort (in Leipzig) Forschungen förderte, die etwas außerhalb des Hauptinteresses der SED-Führung lagen.

Weniger Enthaltensamkeit der genannten Historiker gegenüber der DDR-Widerstandsforschung hätte dieser vielleicht gutgetan. Andererseits behielten die Genannten vielleicht durch ihr Disengagement dort die Bewegungsfreiheit, um der Geschichtswissenschaft der DDR insgesamt einigen Glanz zu verleihen.

Walter Markovs Einfluß auf die geschichtswissenschaftliche Arbeit in Leipzig und darüber hinaus muß hier nicht begründet werden. Er liegt nicht wenig in der persönlichen Ausstrahlung begründet, welcher sich auch der nicht entziehen konnte (und auch nicht wollte), der mit Markov nicht eben täglich zusammenarbeitete. Was für mich galt, der ich 1972 von außen (Potsdam) kam

5 Walter Markov: Ende des Antifaschismus? In: Walter Markov: Kognak und Königsmörder. Historisch-literarische Miniaturen. Berlin und Weimar 1979. S. 204.

6 Siehe Frank Stern: Wolfsschanze versus Auschwitz. Widerstand als deutsches Alibi? In: Das andere Deutschland. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Mythos und Vermächtnis. Hrsg. von der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung. Berlin 1994. S. 95–102.

7 Siehe besonders Heinrich Scheel: Die »Rote Kapelle« und der 20. Juli 1944. In: ZfG 33(1985)4. S. 325–337.

8 Siehe Werner Groß: Die ersten Schritte. Der Kampf der Antifaschisten in Schwarzenberg während der unbesetzten Zeit Mai/Juni 1945. Berlin 1961.

9 Siehe Werner Bramke: Widerstandsforschung in der Regionalgeschichtsschreibung der DDR. Eine kritische Bilanz. In: Klaus Schönhoven/Dietrich Staritz (Hrsg.): Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Köln 1993. S. 458.

und nicht über die Große Französische, sondern hauptsächlich über die vertrackte deutsche Zeitgeschichte arbeitete. Wer an dem von ihm und Manfred Kossok geleiteten Kolloquium zur vergleichenden Revolutionsgeschichte, das einmal monatlich und je nach Thema in unterschiedlicher Zusammensetzung zusammenkam, ab und zu teilnahm, verspürte diese Ausstrahlung: Sie äußerte sich in den intellektuellen Anforderungen an die Teilnehmer und in der Orientierung auf Welt-offenheit, die dieses Kolloquium zum sicher interessantesten und anspruchsvollsten Diskussionsforum der DDR-Historiographie machten. Die auch in den 80er Jahren noch sehr häufige Teilnahme Markovs gab den Zusammenkünften eine besondere Würze. Allein durch sein da sein, das auf nur schwer erklärbare, unauffällige Weise etwas von seiner Biographie vermittelte. Dann durch seine ruhig-freundliche Art des Zuhörens, auch wenn nicht gerade eine Koryphäe sprach, durch seine knappen, treffenden, nicht selten humorvollen Bemerkungen.

In einer dieser Sitzungen sprach ich ihn an, es muß im Frühherbst 1984 gewesen sein, damit er mir seine Meinung zu meinem Manuskript über den »unbekannte[n] Widerstand in Westsachsen 1933 bis 1945« sage, das dann im folgenden Jahr in der »Wissenschaftlichen Zeitschrift der Karl-Marx-Universität«<sup>10</sup> und 1986 in erweiterter Fassung im »Jahrbuch für Regionalgeschichte«<sup>11</sup> veröffentlicht wurde. Der Arbeit am Manuskript waren seit Anfang der 80er Jahre eine von Karl Czok angeregte intensive Beschäftigung mit der Geschichte Sachsens und das Studium von Akten des Leipziger NS-Sondergerichts, auf die mich Manfred Unger gelenkt hatte, vorausgegangen. Der antifaschistische Widerstand war für mich seit

der Schulzeit ein besonders fesselndes Thema gewesen, und freundschaftliche Beziehungen zu Kurt Finker, der meinen wissenschaftlichen Weg maßgeblich beeinflusste, verstärkten mein Interesse. Die eigene Auseinandersetzung mit dem Widerstand wurde durch den Umstand gefördert, daß seit den frühen 80er Jahren die Diskussion in der DDR um Inhalt und Breite des Antifaschismus den Anschluß an die internationale Diskussion gewann. Den Höhepunkt dieser Diskussion bildete ein internationales Kolloquium in Sellin (Rügen) Anfang 1984<sup>12</sup>, das die Definition des Antifaschismus von der Bindung an den Klassenkampf entkoppelte. Zwar nicht unwidersprochen, aber mit einiger Verbindlichkeit, wie die Neubewertung des 20. Juli 1944 im Sommer 1984 durch das »Neue Deutschland« und die parteioffizielle Zeitschrift »Einheit« einer ziemlich überraschten Öffentlichkeit demonstrierten.

Von diesen Diskussionen, meinen eigenen mit Kollegen und mit Lesern der »Leipziger Volkszeitung« nach Erscheinen eines Beitrages von mir über den 20. Juli 1944 am 40. Jahrestag des Attentats, als ich eine gerechtere Bewertung Carl Goerdelers angemahnt hatte, sprach ich mit Walter Markov, um den Kontext für mein Manuskript verständlich zu machen. Höchstens 14 Tage nach dem Gespräch, am 15. Oktober 1984, schickte er mir einen handgeschriebenen Brief, in dem er meinen Text billigte und zu den aufgeworfenen Fragen Stellung nahm. Er warnte mich vor dem in der DDR strapazierten »Blödsinn«, zwischen »Antifaschisten« und »Hitlergegnern« zu unterscheiden. Noch deutlicher wurde er mit dem folgenden Satz: »*Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt, zählte das mehr als die schönste linke Ideologie hinter dem Ofen.*« (Kursiv vom Verf. – W. B.)

10 Siehe Werner Bramke: Der unbekanntete Widerstand in Westsachsen 1933 bis 1945. Zum Problem des Widerstandsbegriffs. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 34(1985)2. S. 190–206.

11 Siehe Werner Bramke: Der unbekanntete Widerstand in Westsachsen 1933 bis 1945. Zum Problem des Widerstandsbegriffs. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte. Bd. 13. Weimar 1986. S. 220–253.

12 Siehe Kurt Pätzold/Wolfgang Meinicke: Der Kampf gegen den Faschismus. In: ZfG 32(1984)7. S. 718f.

Zu bemerken ist noch, daß mein »unbekannter Widerstand« von der DDR-Forschung nur am Rande und an der Leipziger Universität, wo er in der Erstfassung erschienen war, so gut wie gar nicht zur Kenntnis genommen wurde. Anders in der BRD, wo man mir seitdem einiges Interesse als Experte für dieses Thema entgegenbrachte.

In der Endphase der DDR, als Walter Markov sein Lebenswerk zu bilanzieren begann, versuchte er offenbar, seine eigenen Erfahrungen im Widerstand mehr als bisher zum Nachdenken für andere nutzbar zu machen. Das läßt jedenfalls seine »Zwiesprache mit dem Jahrhundert«<sup>13</sup> vermuten. Das Buch, veröffentlicht im beginnenden Umbruch 1989, hätte bei einem früheren Erscheinen, welches bei einer schnelleren Gestehtungspraxis durchaus möglich gewesen wäre, vielleicht als literarische Sensation gewirkt. So bleibt nur zu hoffen, daß es für spätere Historiker einmal ein wichtiges Zeitdokument bei ihrer Zwiesprache mit dem Jahrhundert oder vielleicht mit der deutschen Geschichte in diesem sein wird.

Es war wohl nicht nur die ihn kennzeichnende persönliche Bescheidenheit, die ihn in dem Rückblick auf den Widerstand seine eigene Rolle ganz unheroisch darstellen ließ. Er wollte damit wohl überhaupt auf Entscheidungssituationen, in denen ganz alltäglich Menschliches und der große Atem des Jahrhunderts sich sehr widersprüchlich begegnen, aufmerksam machen. So antwortete er auf die Frage, ob ihm die Entscheidung für den Widerstand schwergefallen sei: »Was heißt schwergefallen? Wir ›Gründungsväter‹ der Bonner Antifa von 1934 gingen fröhlichen Herzens an die für notwendig erachtete Arbeit, mit einer gewissen Spitzbüberei, den Nazis eine Nase zu drehen.«<sup>14</sup>

Diese Spitzbüberei, in der sehr ernste Arbeit verpackt war, erlebte ich selbst im Oktober 1987. Damals wurden die ersten Seiten der »Zwiespra-

che« für einen Vorabdruck in »Sinn und Form« vorbereitet. Darin äußerte sich Markov über die Grenzen in der Arbeit der Historiker, indem er ausführte, daß sie »niemals wirklich geschehene Geschichte abbilden können [...] Das erlebe ich oft, wenn jüngere Kollegen Geschichte aufarbeiten anhand von Büchern, von Dokumenten, gelegentlich auch von Befragungen. Da gibt es dann Szenen – über den antifaschistischen Widerstand zum Beispiel –, in denen meine Generation selber vorkommt, und man merkt, in bestimmten Dingen weiß der junge Mann sogar mehr, als wir damals wissen konnten, weil wir ja nur ein Segment überblickten. Andererseits wird mir bewußt, daß dieser Nachwuchswissenschaftler die Atmosphäre, in der damals gehandelt und gestritten wurde, so, wie sie wirklich war, nicht nachempfinden kann. Dazwischen liegt ein Graben der Epoche, vielleicht auch der Erlebnisqualität, des geistigen Umfeldes, über den Berichte der Handelnden als Zeitzeugen eine Brücke schlagen. Die kann man nicht ersetzen, weder durch Synthesen, die zu Abstraktionen führen, noch durch statistische Aufrechnungen mit Hilfe von Computern, auch nicht allein durch fleißiges Wühlen in Dokumenten.«<sup>15</sup>

Besagter Nachwuchswissenschaftler war ich, 49 Jahre alt und wenige Wochen zuvor Direktor der Sektion Geschichte geworden, weshalb Walter Markov mich denn auch wenig später den »Alten« nannte. Ich hatte ein unbändiges Vergnügen, an der Darstellung ebenso wie an der Art, wie er mir die Seiten zukommen ließ. Sie lagen eines Vormittags, als die Sekretärin gerade nicht in meinem Vorzimmer war, auf deren Tisch, ohne irgendeine Bemerkung dazu. Als ich im nächsten Gespräch darauf anspielte, reagierte Walter Markov mit einem nur spitzbübisches zu nennenden Lächeln.

In den Gesprächen, die wir 1988 über das Gesamtmanuskript der »Zwiesprache« führten, ver-

13 Siehe Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989.

14 Ebenda. S. 44.

15 Ebenda. S. 12.

suchte er mehrfach unaufdringlich zu verdeutlichen, daß wir DDR-Historiker die Geschichte des Faschismus in Deutschland und der Entwicklung danach zu grob konturiert, zu wenig in den widersprüchlichen Zusammenhängen und Verästelungen des alltäglichen Lebens dargestellt hätten, mit Verständnis für unsere Probleme, aber darauf be-

harrend, vor ihnen nicht wegzulaufen. Bezeichnend für seine Sicht, daß es damals nicht nur die Alternativfrage für oder gegen gegeben habe und überhaupt selten gäbe, ist die Bemerkung: »Es war aber viel komplizierter: Es ist meistens alles viel komplizierter.«<sup>16</sup>

---

16 Ebenda. S. 45.



Volker Külow

## Von Holzhausen nach Summt

### Anmerkungen zum letzten Lebensabschnitt Walter Markovs

**M**it meiner Wortmeldung möchte ich einige Anmerkungen zum letzten Lebensabschnitt Walter Markovs machen. In den Jahren 1990–1993 konnte ich wiederholt die Gastfreundschaft der Familie zunächst in Holzhausen und dann auch in Summt genießen. Das für mich augenfälligste Moment der von Irene Markov maßgeblich geprägten Atmosphäre bildete die menschliche Wärme, die dem Besucher trotz des gewaltigen Bildungs- und Erfahrungsunterschiedes stets ein Gefühl der Gleichwertigkeit vermittelte und den oft floskelhaft gebrauchten Begriff des Gesprächs*partners* im besten Sinne des Wortes ausfüllte.

Trotz schwerer Krankheit und des zunächst drohenden, dann aber schmerzlich erfahrenen Verlustes des jahrzehntelangen Domizils bewahrte sich Walter Markov auch unter widrigen Umständen seinen bescheidenen, liebenswürdigen und aufrechten Charakter: Welche Tatsache vermag gerade über den letztgenannten Wesenszug beredter Zeugnis abzulegen als sein Eintritt in die PDS? Zu Beginn des Jahres 1990, in einer der wohl schwierigsten Entwicklungsphasen dieser Partei, als die Wogen des Hasses alles hinwegzuspülen drohten und selbst auf der Brücke einige Steuerleute das Schiff bereits im Sinken wähten, ging Walter Markov mit dem Credo, man könne »Gysi nicht im Dreck stecken lassen«, demonstrativ an Bord. Mit diesem öffentlichen Schritt bekundete er nicht nur seine Verachtung für jeglichen Opportunismus, sondern auch seine Zuversicht in die Lebensfähigkeit der PDS, die keineswegs ungeboren war. Immer wieder wurde der Besucher, der in dieser Zeit ein wenig Verantwortung in und für die übel beleumundete Oppositionspartei trug, mit den bangen Fragen des wohl prominentesten sächsischen PDS-Mitgliedes überschüttet. Sie bezogen sich auf die damals aktuellen, auch heute

noch erinnerlichen Kalamitäten: ob Finanzskandal oder Existenzgefährdung des »Neuen Deutschland« durch Zwangsverwaltung, ob hausgemachte Intrigen im heimischen Landesverband oder Fehlentscheidungen der Berliner Zentrale – stets litt der inzwischen 80jährige sichtlich unter den schlechten Nachrichten.

Obwohl seine Kräfte rapide abnahmen, stand Walter Markov mit Rat und Tat zur Verfügung. In einer Gesprächsrunde mit Gregor Gysi und Manfred Kossok in seinem Holzhausener Domizil regte er beispielsweise an, das »Neue Deutschland« mit einer Samstagskolumne weltläufiger zu gestalten.

Seit Anfang 1991 überschatteten die Verschlechterung des Gesundheitszustandes und die drohende Vertreibung aus dem Haus im Weißdornweg 4 das Familienleben der Markovs. Für Walter Markov verbot sich der Weg in die Öffentlichkeit. Meine Fühlungnahme mit der Universitätsleitung endete ergebnislos. Obwohl Prorektor Wartenberg Verständnis bekundete, vermochte die Alma mater lipsiensis ihrem namhaftesten Emeritus nicht zu helfen. Dies vollbrachte ein inzwischen zum Wohnungspolitiker avancierter früherer Studienkollege. Doch wirkliche Nestwärme konnte Walter Markov im neuen Domizil in Berlin-Hohenschönhausen – umgeben vom Kernbestand seiner legendären Privatbibliothek – nicht mehr gewinnen.

Während der künftige Wohnort im Frühjahr 1991 noch im Ungewissen lag, das Baugeschehen und die finanziellen Forderungen des Hausbesitzers das Leben in Holzhausen immer unerträglicher gestalteten, sann der Universalhistoriker darüber nach, wie das aus dem akademischen Bereich zunehmend ausgegrenzte linksintellektuelle Potential außerhalb des Wissenschaftsbe-

triebes erhalten werden könne. Gemäß seiner Lebensmaxime »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen!« initiierte er die Gründung der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Zu Markovs integrierter politisch-moralischer Haltung gehört die radikale Abrechnung mit den Fehlern der sozialistischen Weltbewegung – eingeschlossen die selbstkritische Wertung eigener Versäumnisse: »Der reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts«, so gab er in seinem letzten Interview im August 1992 zu bedenken, »entpuppte sich als untaugliches, als widerlegtes Experiment und verrannte sich folgerichtig in einer Sackgasse [...] ›Wir‹ sind [...] nicht gleich auf die nächsten hundert Jahre dornröschentot, aber wir sollten uns auch nicht auf eine garantiert nur fünfjährige Durststrecke einstellen [...] Vielleicht stehen wir alle erst ganz am Beginn.«<sup>1</sup> Im folgenden benannte er die strukturellen Defizite, deren gründliche historische Aufarbeitung für uns unabdingbar ist: das unkritische Verhältnis zur Macht; die Gretchenfrage nach dem Preis des Fortschritts und last not least die auch von ihm selbstkritisch eingestandene Unterschätzung des »Nationalfaktors«. Diesem Problemkreis hatte er ja bekanntlich bereits seine Dissertation »Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897–1908« gewidmet, übrigens im Jahr 1934 die erste von mehr als 50 Markov-Schriften, die im Verlauf eines halben Jahrhunderts den Weg in die British Library finden sollten. Das vorzeitige Siegesgeschrei vom Ende der Geschichte quitierte der Universalhistoriker

mit einem Lächeln und dem Einwand: »Die Probleme, mit denen die Menschheit ringen muß, werden dafür sorgen, daß die Geschichte nicht aufhört, auch wenn sie unter Umständen einige finstere Züge mehr annehmen wird. Hungernde kennen keine guten Sitten und werden nicht in weißen Lederhandschuhen die ihnen zustehenden Rechte einklagen.«<sup>2</sup>

Im Frühjahr 1992 zog Familie Markov nach Berlin. Seine letzten Lebensmonate verbrachte Walter Markov jedoch – unterbrochen von vergeblichen Krankenhausaufenthalten – auf dem Grundstück im malerischen Summt. Trotz gesunder Landluft und täglicher Spaziergänge am See verließen ihn die körperlichen Kräfte in raschem Tempo, jeder Schritt wurde ihm zur Qual. Die mit Worten kaum zu würdigende Pflege des Patienten durch seine Frau Irene, die gleichzeitig ihre todkranke Schwester betreute, bildete den Motor der letzten, von schlaflosen Nächten zermarterten Lebensphase. Bewundernswert wird mir für immer das trotz aller Schmerzen zumeist ironisch-distanzierte Verhältnis Walter Markovs zu seiner Krankheit – fernab von jeglichem Selbstmitleid – in Erinnerung bleiben.

Die für Sonntag, den 4. Juli 1993, geplante Fahrt nach Summt sollte zum ersten Kondolenzbesuch bei der Familie werden. In der Nacht war »einer der ganz großen deutschen Historiker dieses Jahrhunderts«<sup>3</sup>, wie »Die Zeit« Walter Markov in ihrem honorigen Nachruf treffend charakterisierte, sanft entschlafen.

1 Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külöw. Berlin 1994. S. 135, 137 und 144.

2 Ebenda. S. 140.

3 Volker Ullrich: Kommunist ohne Partei. Zum Tode des Historikers Walter Markov. In: »Die Zeit«. Hamburg vom 16. Juli 1993. S. 41.

Jean Suret-Canale

## Hommage à Walter Markov

**J**e voudrais d'abord remercier bien vivement les organisateurs de ce colloque d'avoir fait appel à moi, tout en m'excusant de l'impossibilité où je me trouve d'y être présent matériellement.

Walter Markov fut pour moi un ami très cher, et c'est pour moi un grand honneur que de pouvoir m'associer à l'hommage qui lui est rendu.

D'autres interviendront sans doute, avec plus de compétence que moi, sur les thèmes très divers de ses travaux et recherches.

Mon témoignage sera plus personnel: l'itinéraire d'une amitié, ce qui me conduira à parler probablement plus de moi-même que de Markov: mais comment faire autrement?

Une amitié naît nécessairement d'une certaine communauté de vues, d'une similitude d'esprit, accessoirement de destin. Bien que Markov ait été mon aîné d'une bonne dizaine d'années, nous avons traversé à peu près la même période historique. Nous avons partagé les mêmes options politiques, celles du marxisme et de l'antifascisme. Nous nous sommes rencontrés sur le terrain de l'histoire, moins celui de l'histoire de la Révolution Française, dans lequel je ne me suis impliqué que marginalement, mais auquel je suis sensible en tant que Français et historien, que celui de ce qu'il fut convenu d'appeler le »Tiers-Monde«, le monde colonial et post-colonial. Avec Yves Benot (qui avait fait l'essentiel du travail), nous avons préparé la traduction pour l'édition en français de »Sistemi coloniali e movimenti di liberazione«, paru en italien aux »Editori Riuniti« en 1961. Il nous avait écrit pour cela de copieuses adjonctions et mises à jour, dont la traduction ne fut pas des plus aisées, car elles étaient écrites tantôt en allemand, tantôt en français, tantôt en italien! Le projet n'aboutit pas, et j'ai encore dans un carton le manuscrit inutilisé.

Quand ai-je fait la connaissance de Walter Markov? Peut-être en 1957, lors de mon premier

voyage en R. D. A., comme représentant du Parti communiste français (j'étais alors responsable adjoint de la »section des intellectuels et de la culture«). Mais c'est à partir de ma venue en Guinée, en 1959, que les contacts devinrent plus étroits: c'est alors que, grâce à lui, Akademie-Verlag publia les deux premiers volumes de mon »Afrique noire« en traduction allemande. C'est aussi grâce à lui que la même maison d'édition prit en charge pendant quelques années la publication de la revue guinéenne »Recherches africaines«.

Je dus rentrer en France en 1963, sous menace – au cas où je n'obtempérais pas – de déchéance de la nationalité française et d'interdiction à vie d'avoir accès au territoire français, ceci pour m'être mis au service d'un gouvernement étranger – celui de la Guinée – sans l'accord du gouvernement français!

J'eus alors l'occasion de rencontrer Markov à Paris lors de ses voyages pour travailler sur les archives, séjours difficiles – le ou les premiers, illégaux, le passeport de la R. D. A. n'étant alors pas reconnu par le gouvernement français –, tous gênés par la limitation des moyens financiers qui lui étaient alloués!

Et aussi lors de mes séjours à Leipzig sur invitation de l'Université.

Ainsi est née une amitié, sur le terrain d'expériences et de centres d'intérêts communs, avec en plus quelque chose de personnel qui ne s'explique pas, qui fait que l'on se trouve en sympathie, et que Montaigne exprimait, à propos de l'amitié qui l'avait lié à La Boétie, par la formule: »Parce que c'était lui, parce que c'était moi«.

Mais, l'amitié, à partir de convergences, tient aussi à la reconnaissance dans l'autre de ce que l'on n'a pas, de ce que l'on n'est pas.

Je dois d'abord reconnaître à Walter Markov la supériorité de son esprit critique. Je dois confesser pour ma part une certaine naïveté: dans mon

enfance, j'ai cru au »Père Noël« beaucoup plus tard que la plupart des enfants de mon âge, et cela m'a suivi ... Markov n'avait pas ce défaut, et il en subit les conséquences.

Je n'ai appris que tardivement (ni lui ni personne ne m'en avait parlé) son incroyable exclusion du S. E. D. en 1951 sous prétexte de tendances »titistes«! C'est en sollicitant son avis, que j'eus l'occasion de percevoir la force et l'indépendance de son esprit critique, tant dans une collaboration pour un rapport à un Congrès mondial des sciences historiques, que dans ses observations à des textes que je lui avais soumis (mes contributions à l'»Histoire universelle« publiée par Salvat à Barcelone).

Autre différence (et sujet d'admiration), de caractère plus marginal: son extraordinaire capacité linguistique!

En dehors de l'allemand, il écrivait et parlait couramment une demi-douzaine de langues (au moins): pour moi qui suis incapable d'écrire ou de soutenir une conversation en allemand, la seule langue que j'ai apprise à l'école, c'était un sujet d'étonnement admiratif.

Nos contacts par correspondance n'avaient jamais cessé, et la dernière lettre que j'ai reçue de lui, relative à la disparition prématurée de son élève Manfred Kossok, date de quelques semaines avant sa propre disparition.

J'arrive à l'âge où l'on voit peu-à-peu disparaître ceux qui ont constitué notre univers.

De Walter Markov, je garde l'admiration pour l'homme, pour l'historien, et la nostalgie d'une fraternelle amitié.

*La Roquille, le 28 février 1994.*

Fernand L'Huillier

## Souvenirs personnels

J'ai fait la connaissance de Walter Markov en 1959, à Leipzig, lors d'une assez brève rencontre d'historiens français et allemands désireux de se retrouver sur le terrain scientifique, celui d'une discussion et d'une information sur quelques points de l'époque révolutionnaire et napoléonienne. Mais c'est de 1966 que datent nos rapports personnels et amicaux. Walter Markov a participé très activement à la mise sur pied d'une «association européenne d'histoire contemporaine», élaborée à Strasbourg et réalisée en 1968–1969. Le premier colloque de la jeune association – «Dimensions et résonances de l'année 1871» – le ramenait dans notre ville en 1971. Dans la suite, je l'ai revu dans plusieurs colloques ou congrès, mettant au service de la recherche ou de la mise au point historique ses qualités exceptionnelles d'analyse et de conciliation, en dépit des graves soucis de santé qu'il connaît depuis 1975.

Entre les rencontres, nos échanges épistolaires, toujours brefs, maintiennent le contact. «Ce jour, m'écrit – il le 31 mars 1982, je suis devenu grand père pour la septième fois: quoi de meilleur?» Bien qu'il se mette volontairement en retrait à partir de 1982, remplacé par Fritz Klein, il ne délaisse pas l'association, devenue dans l'intervalle «association internationale d'histoire contemporaine de l'Europe». Nous avons la joie

de nous retrouver à Potsdam en 1984. Mais nous sentions l'un et l'autre le malheur de la division du continent. Me répondant le 20 janvier 1986, à l'époque des vœux habituels, il se résignait, en reprenant un mot que j'avais employé: «Oui, notre terre n'est pas encore voyageable ... malheureusement et je doute que nos enfants». Surpris comme tout le monde par les événements de l'automne 1989, il décide de «suivre ceux-ci avec distance et avec patience, avec bonne volonté» (5 décembre 1989). Mais si «l'unification des Allemagnes» était bien «à la longue inévitable», elle ne pouvait dissiper en lui la nostalgie de «ses trois patries toutes trois disparues, périmées, l'Autriche impériale, la Yougoslavie, la R. D. A.» (18 février 1991).

Ce ne sont là que quelques souvenirs personnels, le témoignage d'une amitié née de la collégialité. Permettez-moi, en terminant, d'évoquer la dernière oeuvre de Walter Markov, l'autobiographie originale – «Zwiesprache mit dem Jahrhundert» – qu'il a publiée en 1989, un résumé d'une vie active, généreuse, exemplaire à plus d'un titre, en quelque sorte un testament et tout autant une référence précieuse pour les hommes de bonne volonté.

*Strasbourg, le 12 mars 1994.*



## **II. Studien zur Geschichte der ost- und südosteuropäischen Länder**



## Und der schwierige Balkan blieb immer im Blick

**L**. Von Herkunft und Jugenderfahrungen in Graz, Ljubljana, Belgrad und Sušak (Rijeka) vorgeprägt, war es folgerichtig, daß sich Walter Markov zunächst in Berlin bei Otto Hoetzsch und dann bei Fritz Kern in Bonn auf osteuropäische Geschichte spezialisierte und dort noch 1934 über »Serbien zwischen Österreich und Rußland (1897–1908)« zum Dr. phil. promovierte. Folgerichtig erscheint auch, daß der engagierte Antifaschist nach langer Haftzeit und Selbstbefreiung 1945 aus Siegburg schon 1946 nach Ostdeutschland übersiedelte und sich in Leipzig voller Bewunderung für Titos Partisanenheer, das – wie er schreibt – auf bravouröse Weise gesiegt und »sich regelrecht in die Weltgeschichte hineingeschossen«<sup>1</sup> hatte, erneut an seine ost- und südosteuropäischen Wissenschaftsinteressen anknüpfte. Im Frühjahr 1947 reichte er nach nur viermonatiger Vorbereitungszeit seine Habilitationsschrift »Grundzüge der Balkandiplomatie« ein, die ihm angesichts des kalten Hungerwinters 1946/1947 im Selbstzeugnis als »qualvolle Geburt«<sup>2</sup> erschien. Dem Leipziger Prorektor Lendle galt sie als »vergleichende Balkansozio-logie« von »vordringlicher Bedeutung«, auch in methodischer Hinsicht, »da sie eine bestimmte Geschichtsauffassung auf ihre konkrete Leistungsfähigkeit hin zu beurteilen gestattet«<sup>3</sup>.

Auch die Lehrtätigkeit Walter Markovs als Dozent in Leipzig und gleichzeitiger Gastprofessor in Halle (1947–1949) begann mit osteuropäischer Geschichte, so z. B. mit einer Vorlesung »Russische Geschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis Stalingrad«, ehe der Leipziger Ordinarius für mittelalterliche und neuere Geschichte (seit 1949) und Direktor des Instituts für Allgemeine

Geschichte (seit 1951) sein Wissenschaftsinteresse vorrangig der umfassenderen Revolutionsgeschichte zuwandte.

Aber auch dann blieb Walter Markov der osteuropäischen Geschichte eng verbunden. Dies bezeugt nicht nur seine Präsidentschaft in der Leipziger »Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion« (1948/1949), sondern auch sein kommissarisches Direktorat zuerst des Instituts für Geschichte der UdSSR (1951–1955) und danach (1955–1958) des reorganisierten Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien. Dieses ging 1968 unter dem Vorwand der dritten Hochschulreform, real am Revisionismusvorwurf im Zusammenhang mit den tschechoslowakischen Ereignissen, unter.

Freilich hatte Walter Markov lange vorher, im Zusammenhang mit den 1951 wahrheitswidrig gegen ihn erhobenen Vorwürfen der Parteifeindlichkeit und des Titoismus, nach eigenem Zeugnis sein »ursprüngliches Interesse an Osteuropa unter den gegebenen politischen Umständen etwas einschränken«<sup>4</sup> müssen. Die von ihm für diese historische Region interessierten Nachwuchskräfte bekamen diesen Umstand dennoch niemals negativ zu spüren. Das gilt für Alfred Anderle, Gerd Voigt und Johannes Kalisch (osteuropäische Geschichte) meines Erachtens ebenso wie für Margot Hegemann, Eva Steinmüller-Hermann und Ernstgert Kalbe (südosteuropäische Geschichte), was ich nicht zuletzt aus eigener Anschauung von der Diplomarbeit bis zur Habilitation bezeugen kann. Freilich begegnen deren Namen in der von Michael Zeuske dokumentierten Stammliste der Markov-Schüler sämtlich nicht<sup>5</sup>, sei es wegen der

---

1 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin 1989. S. 120.

2 Ebenda. S. 158.

3 Ebenda. S. 155.

4 Ebenda. S. 186 und 197.

5 Siehe Michael Zeuske: Zur Institutsgeschichte nach 1945. In: *Comparativ* (1991)4. S. 62 (Universalgeschichte – gestern und heute).

vom Verfasser als negativ bewerteten Ausgliederung der russischen bzw. osteuropäischen Geschichte aus der allgemeinen Geschichte und dem mitteleuropäischen Kulturraum, sei es wegen deren aus Gründen *sui generis* besonderen Verhaftung in »sozialistischer Systemnähe«.

Jedenfalls bemerkte Walter Markov bei den ersten Schritten des Verfassers auf dem schwierigen Terrain südosteuropäischer Geschichte, daß dafür Kühnheit – vielleicht gemeint als Tollheit – sowie langer Atem nötig seien und bot etwa zehn Jahre später die gemeinsame Druckbearbeitung seiner Habilitationsschrift an – eine leider unterbliebene Versuchung, nachdem das Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien Ende der 60er Jahre auf den Index geriet.

Aus eigener Anschauung darf indessen gesagt werden, daß die Geschichte Osteuropas, insbesondere die schwierige Geschichte des Balkans, bis in die 70er Jahre hinein immer im Blickfeld Walter Markovs geblieben sind.

**II.** Die Faszination der Geschichte des Balkans hat Markov bereits in seiner diplomatiegeschichtlichen Dissertation »Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897–1908«<sup>6</sup> vorgeführt. Er spannt hier den Bogen vom österreichisch-russischen Balkanabkommen 1897 über den Erhalt des territorialen Status quo (respektive Interessenausgleich bei eventuellen Gebietsänderungen) bis zur bosnischen Annexionskrise 1908/1909. Das österreichisch-russische Abkommen von Buchlau, das die russische Zustimmung zur Habsburger Annexion von Bosnien-Herzegowina fixiert, sichert Rußland nur eine wertlose Neutralität der Doppelmonarchie bei einer beabsichtigten Korrektur des Meerengenregimes zu.

In diesen weitgespannten Aktionsradius eingebettet, werden handelnde Figuren, politische Ereignisse und historische Prozesse zwischen bürgerlicher nationaler Konstituierung Serbiens

und großserbischer Irredenta gegen die Habsburger Monarchie vorgestellt. Von Gewicht waren dabei vor allem die Abschüttelung der Habsburger Vorherrschaft gemäß der österreichisch-serbischen Konvention von 1881 durch die Offiziersverschwörung von Oberst Dragutin Dimitrijević-Apis und den Königsmord an Alexander Obrenović 1903, die nachfolgende Anlehnung des neuen Monarchen Petar Karadjordjević an Rußland, die Zuspitzung der serbisch-österreichischen Beziehungen bis zum österreichisch-serbischen Zollkrieg 1906–1911, wegen der Behinderung des serbischen Agrarexports auch Schweinekrieg genannt. Behandelt wird die Ausprägung der antihabsburgischen politischen Kräftekonfiguration um den großen alten Mann der serbischen Irredenta Nikola Pašić, aber auch um die serbisch-kroatische Koalition 1905 im Habsburgerreich, bis hin zum offenen Konflikt während der bosnischen Annexionskrise 1908 und dem inszenierten Agramer Hochverratsprozeß von 1909.

Dabei begegnen anschauliche Charakteristiken der handelnden Personen, etwa des Radikalen Pašić, des kroatischen Serbenführers Pribicević oder des Verschwörers Apis, oder der österreichischen Diplomaten Dumba und Forgach in ihrem Hochmut bzw. der russischen Diplomaten Gubastow und Tscharikow in panslawistischer Courtoisie in Belgrad.

Apropos Bosnien-Herzegowina: Die Aktualität der Markovschen Analyse ergibt sich schon daraus, daß der heutige Nationalitätenkrieg in Bosnien-Herzegowina – je nach Optik des Betrachters – als Fortsetzung der serbischen Irredenta seit 1878 bzw. 1908 oder aber – seit den kroatisch-muslimischen Föderations- respektive Konföderationsplänen als dritter Anlauf nach 1878 – nämlich 1908, 1941 und 1994 – zur Eingliederung dieser multinationalen Provinz in den katholisch-abendländischen (früher habsburgisch-deutschen) Einflußbereich erscheint. Dabei stehen hinter beiden Varianten – wie eh und je – auch Großmachtinter-

6 Sie erschien noch 1934 im Kohlhammer Verlag Stuttgart.

essen innerhalb wie außerhalb der Europäischen Union.<sup>7</sup>

In seiner Habilitationsschrift von 1947<sup>8</sup>, die auf 384 Manuskriptseiten drei chronologische Teile (1878–1912, 1912–1918 und 1918–1939) sowie Beilagen zu *Personalia* vereint, knüpft Markov mit wesentlich erweitertem Gegenstand und auf sechs Jahrzehnte ausgedehnter Chronologie an die Thematik der Dissertation an. In den Mittelpunkt rückt er nun das generelle Problem der internationalen Stellung von Kleinstaaten einer geschlossenen Region im Beziehungsgeflecht rivalisierender Großmächte. Auch diese Problematik erweist sich angesichts der Implosion des staatssozialistischen Blocks in Ost- und Südosteuropa und der nachfolgenden Nationalitätenkonflikte auf dem Balkan über den Zweiten Weltkrieg hinaus als von aktueller Relevanz.

Wegen des Verlustes der Schrift in Leipziger Bibliotheken muß sich der Verfasser bei der Erörterung der »Grundzüge der Balkandiplomatie« auf eigene Exzerpte und Aufzeichnungen aus den frühen 60er Jahren stützen, die im Kontext der beabsichtigten Druckbearbeitung entstanden. Außerdem steht eine Teilpublikation zur Verfügung.<sup>9</sup>

Thematisch werden in der Darstellung, die in außerordentlich komprimierter Sprache geschrieben ist, vor allem folgende Fragestellungen abgehandelt:

- die Lösung der orientalischen Krise durch Interessen- und Machtkompromisse der europäischen Großmächte auf dem Berliner Kongreß 1878, nicht durch national-revolutionäre Befreiungsbewegungen, die freilich Einfluß hatten;

- Nationwerdung, Staatenbildung und nationale Irredenta der südosteuropäischen, vor allem slawischen Balkanvölker zwischen 1878 und 1912,

die Markov in der Funktion quasi nach außen gekehrter bürgerlicher Revolutionsbewegung sieht;

- die Rolle der Balkankriege und des Ersten Weltkrieges in Südosteuropa in ihrer differenzierten Funktion als partiell nationale, partiell imperialistische Kriege zwischen 1912–1918, wobei Markov im wesentlichen den Leninschen Einschätzungen folgt<sup>10</sup>, diese jedoch durch die historische Analyse der Stellung sozialer Schichten, Parteien und Dynastien zu Großstaat-Ambitionen (*idea megale*), demokratischen Föderationsplänen und revolutionär-sozialistischen Antikriegsbewegungen bzw. bourgeoisen Machtinteressen weiter aufschlüsselt;

- schließlich der politische und territoriale Revisionismus oder Antirevisionismus von Balkanstaaten in der Konsequenz der Versailler Vorortverträge von 1919/1920 in seinen innen- und außenpolitischen Wirkungen, die sich einerseits gravierend in inneren Kräftekonstellationen niederschlugen und andererseits äußere Orientierungen präjudizierten. Während die Kriegsverlierer Bulgarien und Ungarn schließlich in die Fänge der faschistischen Achsenmächte und ihrer Neuordnungspläne gerieten, verteidigten die Siegerstaaten Jugoslawien, Rumänien und Griechenland im System der Kleinen bzw. Balkanente den Status quo. Dabei geht Markov zugleich der Frage nach, warum der Übergang zu diktatorischen Herrschaftsformen, zu monarchistischen oder Militärdiktaturen, ja sogar zu Regimes faschistoiden Typs, in den Verliererstaaten früher (und ausgeprägter) erfolgte als in den Siegerstaaten.

Jedenfalls beeindruckte uns die Weite des historischen Diapasons ungemein, die der damals 38jährige Habilitand nach langer Haftstrafe und

7 Siehe Ernstgert Kalbe: *Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt*. Leipzig 1993 (Texte zur politischen Bildung, Heft 7).

8 Siehe Walter Markov: *Grundzüge der Balkandiplomatie 1878–1939*. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse. Phil. Diss. habil. Leipzig 1947. 384. S.

9 Siehe Walter Markov: *Akteure der Balkandiplomatie 1878–1912*. In: *Jahrbuch für Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen und Geschichte Ost- und Mitteleuropas*. Bd. 2. Halle 1958. S. 226–262.

10 Siehe W. I. Lenin: *Werke*. Bd. 18. S. 341ff., 361f. und 390ff. und 19. S. 20f.

zwölfjähriger Unterbrechung wissenschaftlicher Arbeit seit der Promotion 1934 als 25jähriger demonstrierte. Daraufhin angesprochen, bemerkte Markov lakonisch, daß zehnjähriges Lesen einer leidlichen Anstaltsbibliothek bildet. Das war aber wohl übertrieben, denn Bücherkalfaktor wurde er erst 1944.

Zu einigen Problemstellungen in Markovs Habilitationsschrift sollen, freilich in ganz subjektiver Sicht und Bewertung, wenige inhaltliche Anmerkungen vortragen werden:

*Erstens* unternimmt Walter Markov für die Periode 1878–1912 eine detaillierte Analyse der Haltung der europäischen Großmächte zur süd-osteuropäischen Region und beleuchtet deren Wandlungen. Nachdem er Interessen, Aktionsradius und jeweilige Antagonismen der einzelnen Großmächte unter- und gegeneinander abgewogen hat, trifft er die generalisierende Feststellung, daß Orientalische und Donaufuge nach 1878 – über das Ende der Osmanischen Großmacht, ja sogar über das Ende Österreich-Ungarns hinaus, eng miteinander verknüpft waren. Da eine weltpolitisch amorphe Türkei nicht ewig am Leben zu erhalten war und auch die Habsburger Doppelmonarchie seit der Entkräftung des Lehensprinzips zunehmend labiler wurde, rückte – nach Markov – für die rivalisierenden Großmächte in den Vordergrund, die jeweils andere an der Festsetzung in ökonomischen und strategischen Schlüsselstellungen (Meerengen, Donaumündung, Adriaufhäfen, Saloniki, Korfu) zu hindern: »Dem war am einfachsten begegnet, wenn ein neuer pufferfähiger Staat die Türkei ablöste, mochte er im übrigen Rumänien, Serbien, Bulgarien oder Griechenland heißen [...] Verwehrte das Vorhandensein Rumäniens und Bulgariens dem Zaren den Weg nach der Hagia Sophia, so legte

sich Serbien quer vor Österreich-Ungarns Drang nach Saloniki; enttäuschten interne Balkankontroversen England bei der Aufrichtung einer rußlandfeindlichen Bündnisgruppe an dessen ökonomisch lebenswichtiger Südflanke, gestatteten sie hingegen Frankreich allseitige Kapitalanlagen ohne politisches Engagement und Deutschland industrielle Absatzmärkte ohne koloniale Händel.«<sup>11</sup> Sorge bereiteten dagegen den meisten Großmächten die »nordwärts gerichteten Aspirationen einiger Balkanvölker, indem sie hinter dem nahöstlichen das bis ins Herz des Kontinents greifende österreichische Testament aufrollten«<sup>12</sup>. Damit wurden sie zu Totengräbern eines Staates, »von dem kein Palacky mehr sagte: wenn es kein Österreich gäbe, müßte man es erschaffen«<sup>13</sup>.

Was die gegenseitigen Beziehungen der Balkanstaaten untereinander betrifft, so weist Markov nach, daß der Gedanke des Gleichgewichts von den Balkanpolitikern großgeschrieben wurde: »Eifersüchtig wachten die Regierungen Serbiens, Bulgariens, Griechenlands und Rumäniens auf ihre Parität, glaubten an eine Verlagerung der Weltachse, wenn ungleichmäßige Entwicklung eingespielte Verhältnisse verschob.«<sup>14</sup> Die historische Untersuchung von Balkandiplomatie und Balkanbeziehungen führte Markov zu dem geschichtstheoretischen Schluß, daß Kleinstaaten in Spannungsregionen rivalisierender Großmächte Pufferfunktionen mit begrenzter Bewegungsfreiheit erfüllen können, indem sie zwar »nicht für eine bestimmte Großmachtanlehnung zu optieren brauchen, aber eben doch für die eine oder andere Partei ergreifen müssen«<sup>15</sup>. In Paraphrase: Erinnert die Diplomatie im gegenwärtigen Balkankonflikt nicht beträchtlich an vergangene Konstellationen, indem einerseits die Großmächte zwar Konsens gegenüber den Kleinen demonstrieren,

11 Walter Markov: Akteure der Balkandiplomatie 1878–1912. In: Jahrbuch für Geschichte der deutsch-slavischen Beziehungen und Geschichte Ost- und Mitteleuropas. Bd. 2. Halle 1958. S. 227f.

12 Ebenda. S. 228.

13 Ebenda.

14 Ebenda. S. 237.

15 Ebenda. S. 232.

jedoch untereinander auf die Sicherung der jeweils eigenen Position bedacht sind, während andererseits die Kleinen gegeneinander um Positionsgewinne im Gleichgewichtsinteresse rangeln, sei es um bosnisches Territorium oder mazedonische Orientierung.

*Zweitens:* Ein weiteres Problem ist schwieriger zu behandeln, da mit mehr Bitterkeit für Walter Markov verbunden. Ich meine die im Teil III (1918–1939) seiner Habilitationsschrift angestellte Analyse der sozialökonomischen Struktur und der darauf fußenden Charakteristik der politischen Herrschaftssysteme im Südosteuropa der Zwischenkriegsperiode. Nachdem Markov eine – mit Abstufungen – agrarische Rückständigkeit der Balkanregion nachgezeichnet sowie eine erst um die Jahrhundertwende verspätet und zudem schwach einsetzende industrielle Umwälzung, dagegen aber eine zunehmende Überfremdung der Wirtschaft durch Auslandskapital festgestellt hatte, das sich zudem vorwiegend in der Zirkulationssphäre – Banken, Versicherungen, Außenhandel –, auch im Eisenbahnwesen, der Rohstoffextraktion und der schnellen Profit versprechenden Verarbeitungsindustrie landwirtschaftlicher Erzeugnisse angesiedelt hatte, gelangte er zu dem wohlbegründeten Schluß, daß die innere Konzentration von Produktion und Kapital kein solches Ausmaß erreicht hätte, um von »Balkanimperialismus« sprechen zu können. Erst in den 20er Jahren entstehen überhaupt in nennenswertem Maße Aktiengesellschaften, die – sofern sie nicht Juniorgründungen des Auslandskapitals sind – im Schnitt wenig kapitalkräftig sind.<sup>16</sup> Daran schließt Markov den Gedanken an, daß die Ökonomie des Balkans quasi halbkoloniale Züge trägt und häufig

in die Westentasche imperialistischer Eigner- oder Gläubigerländer wirtschaftet. Von dieser Einschätzung der ökonomischen Gegebenheiten ausgehend, gelangt er zu einer Kennzeichnung der politischen Systeme als wohl nuancierten, insgesamt aber reaktionär-monarchistischen und militär-diktatorischen Charakters samt unterschiedlich ausgeprägter faschistoider Züge, verneint aber – gestützt auf die Leninsche Imperialismus- und Dimitroffsche Faschismusanalyse – einen genuinen »Balkanfaschismus«<sup>17</sup>. So bemerkt er z. B. mit Bezug auf den Einfluß des italienischen Faschismus in den 20er Jahren, daß »unsolide Ideen häufig schneller als solide transportiert werden und so faschistisches Gedankengut auch an die Gestade der Adria angespült wurde, um am Balkan einzuwurzeln«<sup>18</sup>, während er für die 30er Jahre auf die Anfälligkeit grenzrevisionistischer Balkanländer für faschistische Neuordnungspläne Hitlerdeutschlands verweist. Im Zusammenhang mit der Parteiüberprüfung von 1951 las sich das damals in der »Leipziger Volkszeitung« so: »Die Kommission ist der Meinung, daß seine Anschauungen ›titoistisch‹ sind. So steht er auf dem Standpunkt, daß der Imperialismus heute nur ein ›Westentaschenimperialismus‹ ist.«<sup>19</sup> Damit werde die Gefährlichkeit des Imperialismus heute verniedlicht. Auf dem gleichen Argumentationsniveau bewegte sich die Markov zugeschriebene These vom »Halbfaschismus«.

Es gehörte zu Markovs Charakter, sich durch politische Repressionen nicht von sozialistischen Überzeugungen abbringen zu lassen, wie jüngst in seiner persönlichen »Bilanz der sozialistischen Utopie« erneut und auch für die Nachwendezeit nachzulesen.<sup>20</sup>

16 Siehe Ivan Sakázov: Bulgarische Wirtschaftsgeschichte. Berlin, Leipzig 1929. Teil V. S. 265ff. – S. Dimitrijević: Das ausländische Kapital in Jugoslawien vor dem zweiten Weltkrieg. Berlin 1963. S. 204ff.

17 Siehe Walter Markov: Grundzüge der Balkandiplomatie 1878–1939. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse. Phil. Diss. habil. Leipzig 1947. Teil III.

18 Ebenda. S. 305ff.

19 »Leipziger Volkszeitung« vom 17. Januar 1951. S. 3.

20 Siehe Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Vorwort von Heiner Müller. Berlin 1993. S. 69ff.

Freilich hat sich Walter Markov auch nach dem Verdikt Tito-Jugoslawiens nicht davon abhalten lassen, die jugoslawische Entwicklung und ihre Nachkriegshistoriographie aufmerksam zu verfolgen, wie zwei umfangreiche und fundierte Literaturberichte in der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft« über neue Forschungsrichtungen zur Geschichte der jugoslawischen Völker sowie zum jugoslawischen Volksbefreiungskrieg 1941–1945 belegen<sup>21</sup>, die noch im Jahr des XX. Parteitages erschienen und ihre Leser durch Detailkenntnis und differenziertes Urteil zu einer vielschichtigen Problematik verblüfften.

III. Ein weiterer Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses von Walter Markov an Südosteuropa, das sich nicht auf Dissertation und Habilitation beschränkte, waren die südslawische Aufklärung und der Prozeß von Nationwerdung in diesem Kontext. Diese Thematik, gewiß geprägt von seinen übergreifenden Forschungen zur französischen Revolution, beschäftigte ihn seit den 50er bis hinein in die 70er Jahre. Dabei sind es vor allem drei Problemstellungen, die seine Aufmerksamkeit finden: einmal die südslawische Aufklärung als kulturelle Bildungs- und Literaturbewegung von Obradović bis Karadžić im nationalen Formierungsprozeß<sup>22</sup>, zum anderen der Einfluß der verschiedenen europäischen Aufklärungsströmungen, einschließlich des aufgeklärten Absolutismus im Habsburgerreich (Josephinismus) auf

die entstehende südslawische Intelligenz, die nicht zufällig vorrangig in Wien, aber auch in Göttingen, Halle und Leipzig, später auch in Petersburg und Moskau studierte<sup>23</sup>, und schließlich das Beispiel der Illyrischen Provinzen Napoleons 1809–1814 auf geistige und politische Prozesse der Nationwerdung bei den Südslawen in der Habsburger Monarchie<sup>24</sup>. Bei dieser Systematik sind die Arbeiten zu ungarischen Reformern, Jakobinern und zur ungarischen Revolution von 1848 noch nicht einmal erfaßt<sup>25</sup>. Zu diesem Metier sollen hier nur einige Anmerkungen gesetzt werden, zumal Werner Bahner – sicher nicht nur zur rumänischen Aufklärung – sprechen wird.

Eigentlich gruppiert sich diese ganze Problematik um die von Markov gestellte Frage, *wer braucht warum in Südosteuropa im späten 18. und im 19. Jahrhundert Aufklärung* angesichts der Existenz feudal-despotischer und bäuerlich-patriarchalischer Verhältnisse südlich der türkischen Kulturschwelle, angesichts eines aufgeklärten Habsburger Absolutismus und des baldigen Rückfalls in eine Metternichsche Restaurationsperiode, angesichts eines nur embryonalen südslawischen, mehr händlerischen, denn produktiven Bürgertums, das – soweit es nicht von Deutschen, Ungarn, Juden, Griechen und Armeniern national überfremdet war – mehr in den adriatisch-kroatisch-voivodinischen Randzonen des Habsburgerreichs als in den serbisch-mazedonisch-bulgarischen Provinzen des Osmanischen Reiches angesiedelt war.

21 Siehe Walter Markov: Neue Literatur zur Geschichte der Völker Jugoslawiens. In: ZfG 4(1956)5. S. 1077ff.; Ein Aktenwerk über den jugoslawischen Volksbefreiungskrieg 1941–1945. In: ZfG 4(1956)6. S. 1276ff.

22 Siehe Walter Markov: Dimitrije Obradović, ein serbischer Aufklärer an der Universität Halle-Wittenberg. In: Festschrift zur 450-Jahrfeier der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Bd. 2. Halle 1952. S. 101–108; Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung. In: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten. Eduard Winter zum 60. Geburtstag. Berlin 1956. S. 349–366.

23 Siehe Walter Markov: Die Brücke der Aufklärung. In: Revue des Etudes Sud-Est-Européennes. Bukarest 10(1972)2. S. 373–383 (Nachdruck in: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Berlin 1982. S. 71–79).

24 Siehe Walter Markov: Napoleonisches Illyrien und slowenische Nationwerdung. In: Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 1971/1972. Berlin 1974. S. 149f.; Zum Stellenwert des Napoleonischen Illyrismus. In: Revue des Etudes Sud-Est-Européennes. Bukarest 17(1979)2. S. 269–281.

25 Siehe Walter Markov: Jakobiner im Habsburgerstaat. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Berlin 1982. S. 160–183; Die ungarische Revolution. In: Ebenda. S. 389–394.

Abgesehen von dem adriatisch-ionisch-griechischen Küstenbereich mit seinen levantinischen Fernhandelsanschlüssen begann sich merkantiles Frühbürgertum eben erst im Habsburger Einflußbereich, auch in den Donaufürstentümern, auszubilden, während die bulgarisch-serbischen *čorbadžij* im Gebiet des Halbmondes noch immer Viehhändler und Wucherer eines vorrangig lokalen Marktes sind. So ist Aufklärung lange ein eher nationalkulturelles denn nationalökonomisches Bedürfnis einer über Schule oder Kirche, Freischar oder Loge, Kloster oder Handelskontor heranwachsenden schmalen Oberschicht, die ihren Bildungshunger im europäischen Ausland befriedigt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß angesichts der sozialstrukturellen Rückständigkeit Südosteuropas weniger die konsequent revolutionären bzw. liberalen Anschauungen der französischen Aufklärung, eher schon der gemäßigte Rationalismus Wolffs oder der Hallesche Pietismus der Franckesche Schule, stärker noch die deutsche Romantik Herderscher Prägung, oder aber gleich die russischen revolutionären Demokraten und später der utopische Bauernsozialismus rezipiert werden.

Allen Strömungen südslawischer Aufklärung, die natürlich zeitlich versetzt und inhaltlich differenziert wirken, sind solche Entlehnungen oder Brechungen eigen. Das gilt für die serbische Aufklärung des Dositej Obradović, die stammesübergreifende südslawische Romantik, verkörpert von France Prešeren (Slowene), Vuk Karadžić (Serbe) und Petar Njegoš (Montenegriner) und den kroatischen Illyrismus um Ljudevit Gaj und Janko Drašković in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenso wie für die serbische Omladina mit ihrem liberalen Flügel (Vladimir Jovanović) und revolutionär-demokratischen Flügel (Sveto-

zar Marković), den kroatischen Jugoslawismus des Bischofs Josip Juraj Strossmayer, die mazedonischen Aufklärer und Volksliedsammler Dimitar und Konstantin Miladinov oder auch für die bulgarischen Nationalrevolutionäre Ljuben Karavelov, Georgi Stojkow Rakovski, Vasil Levski und Christo Botev in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Inhaltlich folgen fast überall – zeitversetzt zwar – eine aufklärerische Bildungsbewegung für ein weltliches Schulwesen, eine nationalkirchliche Bewegung für von Konstantinopel oder Rom unabhängige Landeskirchen und schließlich politische nationalrevolutionäre Autonomie- oder Unabhängigkeitsbewegungen<sup>26</sup> aufeinander.

»Alle Aufklärung« – beantwortet Markov seine eingangs gestellte Frage – »zielte letztendlich auf Abtragung feudaler Hypotheken und Freilegung der bürgerlichen Nation. Verschiedenartigkeit in den gesellschaftlichen Voraussetzungen führte indessen nicht nur zu zeitlichen Verschiebungen, sondern ebenfalls zu Veränderungen der konkreten Aufgabenstellung«<sup>27</sup>. Sie floß – nach Markov – entweder in die Festigung der bürgerlichen Ordnung oder sie bereitete die unmittelbare Machtübernahme vor, oder aber sie schuf auch nur geistig-kulturelle Voraussetzungen für bürgerliche Nationwerdung. Insofern erschien ihm der spätabsoolutistische Josefinismus als »Brücke der Aufklärung« zwischen französischer Aufklärung des 17./18. Jahrhunderts und der südslawischen Aufklärung des 19. Jahrhunderts, besonders auch zu den ungarischen Jakobinern und den revolutionären Erhebungen von 1848 bei den nichtdeutschen Völkern der Habsburger Monarchie.<sup>28</sup> Aufklärung – bürgerliche Revolution – Nationwerdung erweisen sich als historische Triade von zeitlich und räumlich differenzierter Gewichtung, was den Reiz der von Walter Markov begründeten verglei-

26 Siehe Ernstgert Kalbe: Südosteuropa als kulturhistorische Region. In: Kultursoziologie. Ambitionen, Aspekte, Analysen. Leipzig 2(1993)1. S. 44ff.

27 Walter Markov: Die Brücke der Aufklärung. In: Revue des Etudes Sud-Est-Européennes. Bukarest 10(1972)2. S. 373 (Nachdruck in: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Berlin 1982. S. 71).

28 Siehe ebenda sowie Jakobiner im Habsburgerstaat. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Berlin 1982. S. 160ff.; Die ungarische Revolution. In: Ebenda. S. 389ff.

chenden Revolutionsgeschichte in universalhistorischer Dimension ausmacht, wobei gerade auch die komparative Sicht auf analoge Prozesse in West-, Mittel- und Ost- bzw. Südosteuropa von besonderer Faszination ist.

Apropos Revolutionsforschung: Das von Walter Markov initiierte und dann von Manfred Kossok geleitete Leipziger Zentrum für interdisziplinäre Revolutionskomparatistik umfaßte Arbeitskreise für bürgerliche, nationaldemokratische und sozialistische Revolutionen. Wenngleich freilich die Untersuchungen zum bürgerlichen Revolutionszyklus große wissenschaftliche Erudition aufweisen und die Versuche sozialistischer Revolutionsanalyse häufig mit ideologiegebundenen Fehleinschätzungen befrachtet waren, so trugen doch neuartige methodologisch-methodische Fragestellungen zu den Kriterien sozialistischen Revolutionsvergleichs zur Durchbrechung allzu vereinfachter oder auch DDR-zentrierter Revolutionsvorstellungen bei und fanden durchaus nicht immer öffentlichen Beifall.<sup>29</sup>

Vielleicht ist der Bogen zu weit gespannt: Aber offensichtlich dauern Prozesse nationaler Formierung historisch wesentlich länger als landläufig unterstellt. Wie sie längst vor der Konstituierung bürgerlicher Nationalstaaten begannen, so dauern sie unter Bedingungen sozialökonomischer Rückständigkeit, langwährender Einbindung in Vielvöl-

kerstaaten sowie imperialer Abhängigkeit auch langfristig an.<sup>30</sup>

Nachzudenken wäre auch über einen Nachvollzug von Nationwerdung unter realsozialistischen Bedingungen, dort, wo die Konstituierung bürgerlicher Nationen wegen gesellschaftlicher Rückständigkeit unvollendet blieb und nationale Formierungsprozesse an sozialistische Umwälzungen bzw. Teilmodernisierungen gebunden waren. Insofern erscheinen mir gegenwärtige nationale Identitätssuche und nationale Konflikte in Südosteuropa auch als Ausdruck fortwirkender nationaler Formierungsprozesse, nicht schlechthin als in Großmachtüberhebung unterstellter barbarischer Balkanatismus.

Die Forschungen Walter Markovs zur südosteuropäischen Aufklärung vermitteln unter solchen Aspekten auch methodologischen Zugang zu aktuellen Prozessen nationaler Konstituierung und damit verbundener Konflikte. Für die Aufhellung des Zusammenhangs von sozialökonomischer Stagnation und Nachvollzug von Nationwerdung in Südosteuropa ist schließlich auch die Untersuchung der Auswirkungen der militärbürokratischen Feudaldespotie des Osmanenreiches auf die Balkanvölker relevant, der sich Walter Markov gemeinsam mit Ernst Werner in den 70er Jahren zugewandt hatte.<sup>31</sup>

29 Siehe Ernstgert Kalbe: Methodologische Probleme des Revolutionsvergleichs von Oktoberrevolution und volksdemokratischer Revolution. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 22/1. Berlin 1978. S. 25ff; Aspekte einer vergleichenden Untersuchung des sozialistischen Revolutionszyklus. In: Leipziger Beiträge zur Revolutionsforschung. Heft 1. Leipzig 1982. S. 27ff.; Voprosy sravnitel'nogo izučenija Velikoj Oktjabr'skoj socialističeskoj revoljucii i revoljucii 40-ch godov. In: Sovetskoe slavjanovedenie (1985)4. S. 23ff. – Ernstgert Kalbe/Joachim Kuhles: Methodologische Fragen der historischen Analyse des sozialistischen Revolutionszyklus. In: Vergleichende Revolutionsgeschichte – Probleme der Theorie und Methode. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1988. S. 115ff.

30 Siehe Ernstgert Kalbe: Methodologische Überlegungen zur Untersuchung von Nationwerdung in Südosteuropa. In: Kultursociologie. Ambitionen, Aspekte, Analysen. Leipzig 3(1994)1. S. 20ff.

31 Siehe Ernst Werner/Walter Markov: Geschichte der Türkei. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Berlin 1979. Kapitel VI–VIII.

Werner Bahner

## Zu einigen spezifischen Aspekten der rumänischen Aufklärung in Siebenbürgen

**W**alter Markov hat der Erforschung der Aufklärungsbewegung in Südosteuropa wesentliche Impulse vermittelt. Indem er das dialektische Ineinandergreifen von allgemein sozialen und spezifisch nationalen Faktoren in den Mittelpunkt rückte, gelang es ihm, charakteristische Züge der regional als auch in sich differenzierten Aufklärungsbewegung jeweils herauszuarbeiten. Auch für die Aufhellung der rumänischen Aufklärung ergeben sich aus seinen grundsätzlichen Bemerkungen wichtige Hinweise. Von besonderem Gewicht sind dabei folgende Studien von ihm: »Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung«, »Die Brücke der Aufklärung« sowie seine tiefloftenden Diskussionsbemerkungen auf dem 2. und 3. Kolloquium von Mátrafüred 1972 und 1975 über »Les Lumières en Hongrie, en Europe centrale et en Europe orientale«<sup>1</sup>.

Mit Recht hat Walter Markov darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufklärung in einzelnen Ländern zwar unterschiedliche Ausprägungen erfuhr, doch eine einheitliche Grundtendenz besaß, welche letztendlich auf »Abtragung feudaler Hypothesen und Freilegung der bürgerlichen Nation«<sup>2</sup> zielte. Unterschiedliche gesellschaftliche Voraussetzungen führten hierbei nicht nur zu zeitlichen Verschiebungen, sondern auch zu Veränderungen der konkreten Aufgabenstellung.

Die rumänische Aufklärungsbewegung setzte um 1780 in Siebenbürgen und bald danach im Banat ein. Diese Gebiete gehörten damals zur Habsburger Monarchie, in der eine vom Josephinismus

geprägte Aufklärung sich artikulierte. Die Bestrebungen der rumänischen Aufklärer waren auf die politische und kulturelle Selbstbehauptung ihrer Landsleute in der Donaumonarchie gerichtet. Die Rumänen stellten zwar 60 Prozent der Gesamtbevölkerung Siebenbürgens, doch im Gegensatz zu den Ungarn, Sachsen und Szeklern galten sie nur als geduldete Nationalität, nicht als »konstitutionelle Nation« der ständisch geprägten siebenbürgischen Verfassung. Sie forderten die rechtliche Gleichstellung mit den anderen Nationalitäten und legten ein entsprechendes Programm vor in dem 1791 abgefaßten »Supplex Libellus Valachorum Transsilvaniae«, dessen Realisierung die ungarischen Magnaten verhinderten. Mit ihren Werken wollten die rumänischen Aufklärer zur Volksbildung beitragen. Sie engagierten sich für Prinzipien des Josephinismus, nach denen zumindest formal die Gleichberechtigung der Rumänen mit den Ungarn, den Szeklern und den Sachsen in Siebenbürgen legitim erschien. So wirkte Samuil Micu für die Verbreitung der Wolffschen Philosophie, der nahezu offiziellen Philosophie des aufgeklärten Absolutismus in der Donaumonarchie. Gheorghe Şincai schrieb eine Abhandlung gegen den Aberglauben hinsichtlich der Naturereignisse. Petru Maior verfaßte 1783 sein Werk »Procanon«, das, auf Ideen des Weihbischofs Johann Nikolaus von Hontheim fußend, die Unfehlbarkeit des Papstes angriff und für eine weitgehend von der Kurie unabhängige Staatskirche plädierte.

---

1 Siehe Walter Markov: Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung. In: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten. Eduard Winter zum 60. Geburtstag. Berlin 1956. S. 349–366; Die Brücke der Aufklärung. In: Revue des Etudes Sud-Est-Européennes. Bukarest 10(1972)2. S. 373–383 (Wiederabdruck in: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979. S. 71–79); Gesellschaft, Nation und Kultur in Mittel- und Osteuropa. In: Les Lumières en Hongrie, en Europe centrale et en Europe orientale. Actes de Deuxième Colloque de Mátrafüred 2–5 Octobre 1972. Budapest 1975. S. 45–47; Système de l'absolutisme éclairé. In: Ebenda. S. 56–59.

2 Siehe Walter Markov: Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung. S. 71.

Die aufklärerisch gesinnten Intellektuellen der einzelnen Nationalitäten in der Donaumonarchie erblickten in der Volksbildung eine ihrer wesentlichsten Aufgaben. Zugleich waren sie sich bewußt, daß in diesem Zusammenhang der Sprachpflege eine grundlegende Bedeutung zukam. Es galt die eigene Volkssprache zu einer für alle Lebensbereiche ausdrucksfähigen Schriftsprache zu entwickeln, damit sie voll als Bildungsfaktor wirksam werden konnte. Der Josephinismus begünstigte zum einen von seiner Grundhaltung her solche Tendenzen, zum anderen wirkte kontraproduktiv, daß Joseph II. überall in der Monarchie, aus Gründen einheitlicher und zweckmäßiger Gestaltung der Verwaltung, Deutsch als Amtssprache durchzusetzen suchte. Auch die rumänischen Aufklärer Siebenbürgens unternahmen bemerkenswerte Anstrengungen, ihre Muttersprache zu einer modernen Literatursprache zu formen, wollten sie doch ihren Landsleuten moderne Bildung vermitteln und ihnen zum Bewußtsein ihrer nationalen Würde verhelfen. Samuil Micu fand eine Situation vor, die nach grundlegendem Wandel verlangte. Obgleich sich seine Landsleute mit Recht auf ihr römisches Erbe berufen können, monierte er, scheuten sich viele, sich als Rumänen zu bekennen. Sie schämten sich sogar, rumänisch zu reden und unterhielten sich lieber in einer anderen Sprache. Er machte vor allem den rumänischen Klerus und die Bojaren in den beiden Fürstentümern dafür mitverantwortlich, daß sie keine Initiative zur Pflege und Förderung des Rumänischen ergriffen. Die Kreise des Adels und des Klerus' sollten sich mit großer Energie um eine allgemeine Volksbildung kümmern und hierbei selbst nachahmenswerte Beispiele schaffen, verkündete er und ging selbst mit gutem Beispiel voran. In den Klöstern mußten Bücher für die Volksbildung verfaßt werden, postulierte Micu. Es genüge nicht, nur den Gottesdienst durchzuführen und gut zu singen.

In soziologischer Hinsicht war es bezeichnend, daß die meisten rumänischen Aufklärer Siebenbürgens eine theologische Ausbildung erhalten

hatten. In der Mehrzahl waren sie Söhne rumänischer Popen. Zugleich war es charakteristisch, daß viele von ihnen aus dem geistlichen Dienst ausschieden oder nach ihrem Theologiestudium in der kaiserlichen Verwaltung und Justiz tätig waren. Ein beträchtlicher Teil der aufklärerisch gesinnten rumänischen Intellektuellen war »uniert«, also gräco-katholisch. Durch die auf Rekatholisierung ausgerichtete Politik der Habsburger Monarchie um 1700 hatten sich Teile der Siebenbürger Rumänen griechisch-orthodoxen Bekenntnisses der katholischen Kirche unter Beibehaltung althergebrachter liturgischer Formen als »Uniierte« angeschlossen. Viele ihrer Priester wurden fortan in Wien und Rom ausgebildet. Die katholische Kirche ließ nichts unversucht, in dieser Konstellation mit sprachlichen und historischen Argumenten das Band zwischen Rom und dem Rumänentum neu zu knüpfen. Die Latinitätsidee war zwar schon früher auch in den unter türkischer Oberhoheit stehenden rumänischen Fürstentümern, Moldau und Muntenien, vorgebracht worden, doch erhielt sie nun weitere Impulse. Es war jedoch bezeichnend, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der aufkommenden Aufklärungsbewegung die Latinitätsidee von Siebenbürger Rumänen zu einem umfassenden nationalen Geschichtsbild entwickelt und mit politischen Forderungen verbunden wurde. Konfessionelle Schranken traten hierbei kaum zutage. Intellektuelle aus Kreisen der Uniierten als auch solche griechisch-orthodoxen Bekenntnisses vertraten dieselben Ideen und verfolgten gleiche Ziele. Betont antiklerikale Tendenzen tauchten nicht auf. Nur der Dichter Budai-Deleanu, der an kaiserlichen Gerichten als Beamter tätig war, wagte es vorsichtig, der herrschenden Geistlichkeit Intoleranz vorzuwerfen und Widersprüche zwischen Dogmen und Lebenserfahrungen anzudeuten.

Walter Markov unterstrich in seinem Aufsatz »Die Brücke der Aufklärung« nachdrücklich eine Spezifik Südosteuropas: »Säkularisierung des Kirchengutes, Ersetzung der Sakral- durch die Umgangssprache, weltliche Volkserziehung anstelle

des theologischen Bildungsmonopols schlossen kein *écrasez l'Infâme!* ein. Im Gegenteil: im Ringen um Nationwerdung gegen Türken- wie Habsburgerherrschaft mühten sich die Aufklärer im Sog des Deismus um philosophische Durchdringung einer geläuterten Volkskirche und erzielten auch einen gewissen Einbruch.<sup>3</sup> Schließlich hat Walter Markov noch auf ein Desiderat der Forschung hingewiesen, dessen Klärung auch auf die aufklärerischen Emanzipationsbemühungen der Rumänen in Siebenbürgen Licht zu werfen vermag. Es geht um die Rolle der Freimaurerlogen. In Sibiu bestand die Loge St. Andreas zu den Drei Seeblättern, zu deren Mitgliedern auch einzelne Rumänen zählten, so vor allem der aufklärerische Arzt Ion Piuariu Molnar. Wie Walter Markov mit Recht betont, waren diese Logen damals weder Nester der Konspiration noch ideologische Kommissionen, sondern vor allem Treffpunkte: »Orte des persönlichen Kontakts von Reformern und

Revolutionären in spe, Umschlagplätze für Ideen und begehrte Bücher [...], Leitstellen zu Lesekabinetten, Gelehrten Gesellschaften und Redaktionen.«<sup>4</sup> Hier begegneten sich unterschiedliche Nationalitäten und Konfessionen als Gleiche unter Gleichen. Es dürfte symptomatisch gewesen sein, daß ausgerechnet Piuariu Molnar 1784 zu den aufständischen rumänischen Bauern als Unterhändler geschickt wurde. Bezeichnend war auf alle Fälle auch, daß die meisten rumänischen Aufklärer Siebenbürgens zwar die Leibeigenschaft und miserable Situation der rumänischen Bauern als ungerecht herausstellten, den mächtigen Aufstand der unterdrückten Bauern im Jahre 1784 jedoch nicht billigten und deren Anführer Horia, Cloşca und Crişan verurteilten. Ihre zum Josephinismus neigende Position zeigte so Grenzen auf, die typisch für die rumänische Aufklärungsbewegung waren.

---

3 Walter Markov: Die Brücke der Aufklärung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979. S. 73.

4 Ebenda. S. 75.



## Markov liest Karamsin – eine Miszelle

Als der Literaturwissenschaftler Georgi Makogonenko und ich im Rahmen der Universitätspartnerschaft Leipzig – Leningrad 1975 begannen, einen gemeinsamen Sammelband zu konzipieren, der aus der Sicht russischer und deutscher Gelehrter unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen unbekannte Materialien vorlegen oder strittige Punkte aus dem Leben und Schaffen des russischen revolutionären Schriftstellers und Aufklärers Alexander Radistschew (1749–1802), Student der Leipziger Universität in den Jahren 1767–1771, beleuchten sollte, wurde damals auch Walter Markov zur Mitwirkung eingeladen. Die Hoffnung bestand darin, die Meinung des prominenten Historikers zu der bis heute umstrittenen Revolutionsauffassung von Radistschew zu erfahren. Das geschah nicht von ungefähr, da Markovs Interesse für russische Revolutionsgeschichte und Aufklärung vorausgesetzt werden durfte, auch wenn er meines Wissens nie gesondert über russische Probleme wissenschaftlich publiziert hat, sieht man von der Herausgabe eines Dokumentenbandes über die russischen Bauernbewegungen des Jahres 1861 ab.<sup>1</sup> Vor allem aber erfolgte die Bitte um Mitarbeit, weil Markov ein – wie der Hallenser Rußlandhistoriker Erich Donner<sup>2</sup> schrieb – »treffliches« Nachwort zu Nikolai Karamsins »Briefen eines russischen Reisenden« publiziert hatte, in dem auch der Name Radistschew Erwähnung fand (zuerst Berlin 1959 im Verlag Rütten & Loening).

Markov lehnte in einem Brief an den Verfasser vom 31. Oktober 1975 eine Mitwirkung ab: »Über

Radiščev fehlt mir leider jegliches Material, zumal der Versuch zu dem gewünschten Thema, den Karjakin/Plimak unternahmen, ziemlich gründlich danebengegangen ist.

Zu Karamzin schrieb ich seinerzeit ein *populärwissenschaftliches* Vorwort (sic! – E. H.), das ist natürlich ganz etwas anderes. Falls also Bedarf vorläge für ein sehr *allgemein* gehaltenes »Geleitwort« von 4–5 Seiten, ohne Fußnoten etc., wäre ein solches eventuell möglich, doch scheint mir das kaum der Sinn Ihrer Anfrage zu sein. Eine solche Aufgabe fiel ja wohl auch dem oder den Hrsgn. zu. Mit freundlichen Grüßen W. Markov.«<sup>3</sup>

So geschah es denn auch. Der Radistschew-Band erschien 1977 zum 175. Todestag des Dichters als Heft 4 der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig in der Gesellschafts- und sprachwissenschaftlichen Reihe. Bedauerlich, muß ich aus heutiger Sicht sagen, denn auch eine allgemeiner gehaltene Äußerung Markovs über Radistschew hätte in den damaligen Diskussionen um dessen Revolutionsauffassung sicher aufschlußreich und befruchtend wirken können; daß der Leipziger Historiker um die heftigen forschersischen Auseinandersetzungen wußte, zeigt ja sein knappes, eindeutig negatives Urteil über die Arbeit von Juri Karjakin und Jewgeni Plimak, auf deren Platz in der Radistschew-Forschung aber hier nicht eingegangen werden kann.<sup>4</sup>

Markovs kurzes Nachwort (es umfaßt nur knappe sechs Druckseiten) zu Karamsins Reisebriefen verdient unzweifelhaft nicht nur wissenschaftshi-

---

1 Die Bauernbewegung des Jahres 1861 in Rußland nach Aufhebung der Leibeigenschaft. Meldungen der Suiten-Generäle und Flügeladjutanten. Berichte der Gouvernementsstaatsanwälte und Konfiskale. Deutsche Ausgabe besorgt von Walter Markov. Teil I–II. Berlin 1958.

2 In seiner Rezension in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 31(1982)1. S. 135.

3 Der Brief befindet sich im Besitz des Verfassers. In einem Nachsatz verweist Markov auf Slawisten und Osteuropahistoriker in Berlin und Halle, die man für den geplanten Band gewinnen könnte.

4 Es geht um die Monographie von Juri F. Karjakin und Evgenij G. Plimak: Zapretnyj mysl' obretaet svobodu. 175 let bor'by vokrug

storische Beachtung. Es ist auch einer seiner seltenen Ausflüge in das Gebiet der schöngeistigen, noch dazu der russischen Literatur. Mir ist (als Nichthistoriker und »Mann von außerhalb«) wenig über den Leser Markov bekannt. Er selbst bemerkte nur, daß in seiner Werkstudentenzeit und sicherlich auch nach 1945 »die Zeit zum Lesen eines anspruchsvollen Buches (außerhalb der Fachlektüre) nicht immer ausreichte«. Erst in der erzwungenen Ruhe des Zuchthauses Siegburg war es anders, und er bekannte, »ich las nicht ›aus Verlegenheit‹, sondern mit Freude und Genuß«<sup>5</sup>. Im Gespräch mit dem Filmdokumentaristen Thomas Grimm äußerte sich Markov mehrfach über russische Autoren, die er vornehmlich in seiner Jugend und in der Haftzeit kennengelernt hatte: Vera Figner nannte er, aber vor allem Fjodor Dostojewski, von dem er sagte, er habe ihn »in vier Runden gelesen: als Gymnasiast, als Student und – gleich zweimal – im Zuchthaus. Hier faßt sich ein solcher Stoff natürlich existentieller, mehrdimensional an. Was sagt einem Mittelschüler Raskolnikow, abgesehen von der kriminalistischen Spannung und einer zu Herzen gehenden Sonja? Oder ein Iwan Karamasow, der Großinquisitor? So gesehen, sollte ich für diesen Aspekt meines damaligen Daseins eher Dankbarkeit fühlen, denn als es vorbei war, stürmte soviel auf mich ein, daß ich es kaum noch zu geruhsamem, nachdenklichem und luftlassendem Lesen brachte.«<sup>6</sup> In seinem letzten großen Interview 1992 bekannte er sich – neben William Shakespeare, Wilhelm Raabe und Wilhelm Busch – erneut zu Dostojewski als bevorzugter Lektüre.<sup>7</sup>

Aber über Walter Markov und die Literatur zu sprechen, wäre möglicherweise ein besonderes Thema, das wohl auch sein Interesse für Kriminalliteratur zu berücksichtigen hätte.

Markov wandte sich Karamsin sicherlich aus mehreren Gründen zu. Zum einen war das Nachwortschreiben eine angenehme Nebenbeschäftigung, der sich Markov in diesen Jahren wiederholt widmete. Ihm lag die populäre, dabei stilistisch geschliffene publizistische Arbeit sehr. Das läßt sich heute noch nachlesen in den historisch-literarischen Miniaturen, die teilweise von Manfred Kossok in dem Bändchen »Kognak und Königsmörder« (Berlin, Weimar 1979) zusammengefaßt wurden und die vor allem in der »Weltbühne« erschienen sind. Dort ist übrigens auch sein Karamsin-Nachwort aufgenommen.

Der russische Dichter interessierte den Historiker der Französischen Revolution vor allem deshalb, weil der damals 23jährige Adlige in den entscheidenden Tagen und Wochen der Revolution in Paris weilte. Nikolai Karamsin (1766–1826) war eine der führenden literarischen Persönlichkeiten des russischen Sentimentalismus und der erste Historiograph der Geschichte Rußlands von europäischem Format. Zum Zeitpunkt seiner Reise, die sein fiktiver Ich-Erzähler vom Mai 1789 bis zum September 1790 datiert (die tatsächlichen Daten müßten sicherlich einmal aus der Lokalpresse und den zeitgenössischen Erinnerungen genauer eruiert werden), war Karamsin auch in Rußland kaum bekannt. Er hatte sich zwar als Übersetzer (so von Lessings »Emilia Galotti« und von Shakespeares »Julius Caesar«) und als

---

idejnogo nasledija A. N. Radiščeva [Der verbotene Gedanke erlangt die Freiheit. 175 Jahre Kampf um das ideelle Erbe von A. N. Radistschew]. In der Diskussion zu diesem Beitrag verwies Michail Maschkin (Moskau) am 17. April 1994 auf ein Gespräch mit Markov, in dem dieser den Mut der Autoren mit ihrem Konzept (am Ende der sogenannten Tauwetterperiode in der UdSSR) hervorgehoben hatte, ohne offenbar aber wesentlich von der zitierten Position abzuweichen. – Zu Karjakin/Plimak siehe auch Peter Hoffmann: A. N. Radiščev nach der Rückkehr aus der Verbannung. In: A. N. Radiščev und Deutschland. Berlin 1969. S. 126ff.

5 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989. S. 87.

6 Ebenda. S. 87f.

7 Siehe Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külöw. Berlin 1994. S. 131–144.

Nachdichter deutscher und englischer Lyrik einen Namen gemacht und verkehrte auch in den damaligen einflußreichen Moskauer aufklärerischen und freimaurerischen Kreisen (so bei Nikolai Nowikow). Sein Eintritt in die *große* Literatur vollzog sich aber erst nach seiner Rückkehr von dieser sorgfältig geplanten und von Jakob Michail Reinhold Lenz im Programm beeinflussten Bildungsreise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, als er in der von ihm begründeten Zeitschrift »Moskowski shurnal« seine sorgfältig redigierten Reiseaufzeichnungen publizierte, dem dann in rascher Folge seine für die russische Prosaentwicklung so bedeutenden Erzählungen und Novellen folgten.

Markov berührte in seinem Nachwort die sehr komplizierte, für den Philologen höchst interessante Textgeschichte der »Briefe eines russischen Reisenden« nur beiläufig; vielleicht kannte er sie nicht einmal. Immerhin erschienen die »Briefe« zu Karamsins Lebzeiten im Verlauf von 30 Jahren (1791–1820) allein siebenmal im Druck, jedesmal mit größeren oder kleineren Textkorrekturen, die einen tiefen Einblick in das Labor des Schriftstellers ermöglichen, aber auch in die wechselnden Zensurverhältnisse unter den Zaren Paul I. und Alexander I. Die Figur des aus Taucha stammenden zeitgenössischen Übersetzers Johann Gottfried Richter (1763–1829) wird ebenfalls nur nebenbei erwähnt, obgleich es sich bei dem Herausgeber der »Russischen Miscellen« (1803/1804) um einen der wichtigsten Mittler russischer Kultur in Deutschland handelt, dessen Wirken freilich zur damaligen Zeit von der literaturwissenschaftlichen Slawistik erst erschlossen wurde und

im Grunde bis zum heutigen Tage nicht zu Ende erforscht ist.<sup>8</sup> Dieser hatte die auch von Markov benutzte deutsche Übersetzung der »Briefe« 1798 angefertigt (eine russische Einzelausgabe der ersten vier Bände war 1797 erschienen), sie 1799 Karamsin zur Autorisierung vorgelegt und im Frühjahr 1800 in Leipzig gedruckt und ausgeliefert.<sup>9</sup> Aber merkwürdig: Richters Übersetzung gelangte nicht nach Rußland; schon die Rigaer Zensur ließ das Buch nicht durch; bis am 18. April 1800 schließlich Zar Paul I. ein generelles Einfuhrverbot für ausländische Bücher verfügte.<sup>10</sup> Markovs Ausgabe (wobei offen bleibt, in welchem Maße er überhaupt Einfluß auf die vom Verlagslektorat vorgelegte deutsche Fassung nahm) folgt, stilistisch behutsam verbessert (von wem?), der Richter-Übersetzung von 1800 und ist »um wissenschaftliche Einfügungen der zweiten russischen Auflage von 1802 ergänzt«<sup>11</sup>. Gemeint kann hier freilich nur die im Rahmen der Karamsin-Werkausgabe 1803 erschienene Fassung sein, denn 1801 erschienen Band 5 und 6 der erwähnten, auf sechs Bände berechneten ersten Einzelausgabe (1797–1801).

Markov faßte die »Briefe« – ganz auf den Leser bedacht und von seinen eigenen wissenschaftlichen Interessen ausgehend – nicht so sehr als philologisch-textkritisches Problem auf; aber auch die ästhetische Analyse oder die literaturhistorische Einordnung waren begreiflicherweise nicht seine Sache. Ihn bewegte vor allem Karamsins Verhältnis zur Revolution. Karamsin glaubte »an die geschichtliche Mission der aufgeklärten Despotie: das russische Volk ohne Bruch mit scheu verehrten Traditionen – und ohne Gefährdung der

8 Zu Richter siehe zuletzt Heike Joost: Das Moskaubild Johann Gottfried Richters. In: *Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 19. Jahrhundert: Von der Jahrhundertwende bis zur Reichsgründung (1800–1871)*. München 1992. S. 100–118 (West-östliche Spiegelungen. Reihe A. Bd. 3).

9 So Hans Rothe: *N. M. Karamsins europäische Reise. Der Beginn des russischen Romans*. Bad Homburg [u. a.] 1968. S. 331 (Anmerkung 122).

10 Siehe die autoritative Akademieausgabe: *N. M. Karamzin: Pis'ma ruskogo putešestvennika [Briefe eines russischen Reisenden]*. Leningrad 1984. S. 611.

11 Nikolai Michailowitsch Karamsin: *Briefe eines russischen Reisenden*. Berlin 1959. S. 566. – Alle folgenden Verweise auf dieses Nachwort im Text.

herrschenden Klasse – vornehmlich mit den Mitteln des Geistes und der Moral auf den Weg der Reform, zu Wohlstand und Humanität zu führen. Er hoffte, ein sinnverwandtes friederizianisches, josefinisches und ludovisches Europa kennenzulernen, in dem schon frühlingshaft blühte, was im schweren, winterlichen Rußland erst Keime ansetzte.« (S. 562.) Deshalb lehnte er »die Revolution, deren Anliegen er weder damals noch später gerecht wurde, vom ersten Tag an in allen ihren Aspekten ab. Sie überfällt ihn gewissermaßen unterwegs und legt sich wie Mehltau über seine Erlebnisbereitschaft.« (S. 562f.)

Und dann folgen jene sarkastischen Sätze des Revolutionshistorikers: »Da geht also ein Augenzeuge durch die Straßen von Paris und wird nicht vom Hauch einer Größe gestreift, die bald ganz Europa versengt. Er unterrichtet uns über Kirchen, Theater, Bibliotheken und Museen, deren Beschreibung überall nachzulesen ist. Vom Atem der aufgewühlten Stadt, die ihn umflutet, vermag er zur Not ein wenig Situationskomik, bisweilen klägliche royalistische Kalauer festzuhalten.« (S. 563.) Das ist so, folgt man dem veröffentlichten Text. Und diese Einschätzung wird auch durch neuere Forschungen von Juri Lotman und Boris Uspenski nicht entkräftet, die nachweisen können (aus einem Vergleich aller bekannten Brief-Fassungen), daß Karamsin schon im August 1789 in Paris war, um den Freimaurer und Raditschew-Freund Alexej Kutusow (1749–1797), ebenfalls einen Schriftsteller und Übersetzer, zu treffen. In dieser Zeit wurde er offenbar unmittelbarer mit den revolutionären Ereignissen konfrontiert, als das im literarischen Text selbst zum Ausdruck kommt, was für das neuere Karamsinbild von nicht unerheblicher Bedeutung ist.<sup>12</sup>

Aber Markov vermerkte (bei aller negativen Beurteilung von Karamsins Haltung zur Französischen Revolution), daß diese Reiseberichte sehr »viel reicher« (S. 563) sind. Wißbegier, sorgfältig vorbereitete Begegnungen mit »manche[n] Fürsten unter den Dichtern und Denkern« Europas (S. 564) und scharfe Beobachtungsgabe machen bis heute den Reiz der Briefe aus: »Die Vielfalt der Porträts, die Karamsins Stift im Fluge zeichnet, fügt sich unversehens zu einer kulturgeschichtlichen Tafel, deren Figuren aus dem Rahmen treten und zum Betrachter sprechen.« (S. 564.) Ausdrücklich würdigte Markov auch den zwar lernbeflissenen, aber doch auch auf nationale Würde achtenden Patrioten Karamsin mit seinem geschichtlichen Augenmaß: »Er zollt England Hochachtung, Frankreich Bewunderung, Deutschland Zuneigung: sein Herz bleibt in Rußland, wie er sein Werk für Rußland verrichten will.« (S. 565.)

Karamsins »Briefe eines russischen Reisenden« wurden in der DDR mit Markovs Nachwort viel gelesen. Bei Rütten & Loening in Berlin erschienen 1959 und 1964 zwei Auflagen, die durch zwei weitere (merkwürdigerweise wieder mit den Ziffern 1 und 2 versehene) Auflagen in den Jahren 1977 und 1981 ergänzt wurden.<sup>13</sup> Diese »neuen« Auflagen sind inhaltlich identisch mit den früheren Ausgaben, wurden freilich leserfreundlicher gestaltet, so durch Übersetzung der fremdsprachigen Textstellen, einen Namensindex und ein Werkregister; die technische Qualität der 17 Abbildungen ist leider deutlich schlechter. Eine Lizenz dieser Textausgabe vergab der Verlag 1986 an Philipp Reclam jun. Stuttgart, wo es in der Universal-Bibliothek als Nr. 8 349 in einer sorgsam gekürzten Fassung herauskam. Markovs Nach-

12 Siehe die in Fußnote 10 zitierte Ausgabe mit dem Aufsatz von Ju. M. Lotman und B. A. Uspenskij: »Pis'ma russkogo putešestvennika« Karamzina i ich mesto v razvitii russkoj kul'tury [Die »Briefe eines russischen Reisenden« und ihr Platz in der Entwicklung der russischen Kultur], besonders S. 641ff. – Siehe ferner Erhard Hexelschneider: Europa und Rußland in zeitgenössischen Reiseberichten von Fonwisin bis A. Turgenew. In: Rußland und Europa. Historische und kulturelle Aspekte eines Jahrhundertproblems. Leipzig 1995. S. 49–64.

13 Eine Anfrage an den Verlag wegen Auflagenhöhen und einiger anderer Fragen blieb bis jetzt ohne Antwort.

wort wird man dort freilich vergeblich suchen. Es wurde durch eine ausführliche Darstellung von Gudrun Ziegler ersetzt, die eine umfängliche Biographie Karamsins bietet und die ästhetischen Positionen des Dichters sowie die poetologischen Besonderheiten dieses Briefromans würdigt.

Es ist nur eine kleine Episode im facettenreichen Leben eines großen Gelehrten, über die hier

berichtet wurde, die aber vielleicht doch Beachtung verdient. Es ist als erläuternd-kommentierendes Nachwort ein vorbildliches Stück populärwissenschaftlicher Prosa, das gespeist wird aus dem Universalismus des europäischen Denkers Walter Markov.



### **III. Geschichtswissenschaft in Deutschland und Universalgeschichte**



Georg G. Iggers

# Einige Bemerkungen zum historischen Denken und zur Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert in Europa

**I.** Viele Historiker haben sich mit der Herausbildung eines modernen Stils im Geschichtsdanken und in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts beschäftigt.<sup>1</sup> Sie haben die Ursprünge dieses modernen Stils im engen Zusammenhang mit der Aufklärung untersucht. Das Herz des aufklärerischen Gedankengutes sahen sie im Ersetzen der christlichen Konzeptionen über Kosmos und Weltgeschichte durch eine Weltsicht, die stolz darauf war, wissenschaftlich zu sein. Nun wurde der Mensch als derjenige gesehen, der sein eigenes Schicksal gestaltete.

Es gibt mehrere Charakteristika, die mit der modernen Geschichtskonzeption identifiziert wurden. Eines ist der von uns bereits erwähnte Versuch, die historische Welt eher in natürlichen als in übernatürlichen Begriffen zu verstehen. Ein anderes Merkmal ist die Abkehr von der Altertumsforschung, von der Chronik isolierter Ereignisse hin zu einer in sich schlüssigen, zusammenhängenden Schilderung. Diese Art von Beschreibung jedoch verlangte eine Auffassung von der Geschichte als einem zusammenhängenden Prozeß. Die Geschichte nahm eine neue Bedeutung an. Anstatt als ein Set von Geschichten oder Historien betrachtet zu werden, wurde sie nun zunehmend als einzigartig angesehen, als ein linearer

Prozeß in der Zeit, der die ganze Menschheit von ihrem Beginn<sup>2</sup> an umfaßt. In gewisser Hinsicht hat diese Vorstellung von Geschichte als einem einheitlichen Prozeß mehr gemein mit den älteren Theodizeen, allerdings in säkularisierter Form. Die neue Vision der Geschichte war einerseits universell, andererseits bezogen auf das relativ gleichentwickelte Europa mit seiner modernen Zivilisation und seinem Fortschritt. Schließlich gab es das Bestreben, die Geschichtsschreibung in eine strenge Wissenschaftsdisziplin zu verwandeln.

Das Geschichtsdanken und die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts wurden von den Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders den deutschen, häufig herablassend behandelt. Der Vorwurf der deutschen Romantiker, daß das 18. Jahrhundert und besonders die Aufklärung in ihren Einstellungen und Haltungen unhistorisch wären, ist seit langem diskreditiert.<sup>3</sup> Tatsächlich wurde der Markt, nicht nur in Deutschland, wie man erwarten würde, sondern allgemein in Europa überflutet von historischer Literatur. Und das Entstehen des Buchmarktes und einer gebildeten Öffentlichkeit, die unersättlich historische Werke las, ist ein wichtiger Aspekt der Szenerie des 18. Jahrhunderts.<sup>4</sup> David Hume konnte

---

1 Siehe Herbert Butterfield: *Man on his Past. The Study of Historical Scholarship*. Cambridge 1955. – Harry Elmer Barnes: *A History of Historical Writing*. New York 1937 [Reprint 1962]. – Ernst Cassirer: *The Philosophy of the Enlightenment*. Princeton 1951. – Peter Gay: *The Enlightenment. An Interpretation*. Vol. 1–2. New York 1975–1978.

2 Siehe Reinhart Koselleck: *Geschichtliche Grundbegriffe*. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart 1975. S. 593–717.

3 Siehe Ernst Cassirer: *The Philosophy of the Enlightenment*. Princeton 1951. Kapitel 5: »The Conquest of the Historical World«. S. 197–233. – Siehe auch Wilhelm Dilthey: *Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt*. In: Wilhelm Dilthey: *Gesammelte Schriften*. Bd. 3. Leipzig 1927. S. 209ff.

4 Siehe Genevieve Bollème/Jean Ehrard/François Furet [u. a.]: *Livre et société dans la France du 18e siècle*. T. 1–2. Paris, Den Haag 1965–1970. – Rolf Engelsing: *Der Bürger als Leser 1500–1800*. Stuttgart 1974.

mit gutem Recht sagen: »Ich glaube, daß dies das historische Jahrhundert ist und dies (Großbritannien) ist die historische Nation.«<sup>5</sup> Indem sie zugestanden, daß es ein Interesse an der Geschichte gab, haben deutsche Kritiker der Historiographie des 18. Jahrhunderts, angefangen bei Wilhelm Dilthey bis hin zu Friedrich Meinecke und erst kürzlich Ulrich Muhlack, behauptet, daß es den Historikern des 18. Jahrhunderts und besonders jenen außerhalb Deutschlands dennoch an einem Sinn für das Historische mangelt, daß ihre Einstellung, wenngleich nicht antihistorisch, so aber doch unhistorisch wäre.<sup>6</sup>

Diese Einschätzung der Historiker des 18. Jahrhunderts durch einen Teil der Kritiker des späten 19. und 20. Jahrhunderts schließt die Annahme der Überlegenheit des modernen Standpunktes ein. Für sie konnte nur durch die Umwandlung der Geschichte in eine professionelle Disziplin die historische Gelehrsamkeit den Anspruch auf den Status eines wissenschaftlichen, wenn auch humanistisch geleiteten Strebens nach Kenntnissen erheben. Aus dieser Perspektive gesehen, war die Gruppe von Historikern, die einen direkten Beitrag für das Entstehen der Geschichte als Wissenschaftsdisziplin leistete, eine Minderheit. Zu ihr gehörten Professoren der deutschen Universitäten des 18. Jahrhunderts, primär jene von der Universität Göttingen, die im Jahre 1737 neu gegründet worden war.

Es ist ein Fehler, das 18. Jahrhundert zu eng mit der Aufklärung zu identifizieren oder die Aufklärung als eine einheitliche Bewegung zu sehen, wie viele Autoren es bisher getan haben. Das 18. Jahrhundert war, wie wir wissen, auch ein Zeitalter der religiösen Wiederbelebung, vom Metho-

dismus in England bis zum Pietismus in Deutschland und Hasidismus in Osteuropa. Unter ihnen hinterließ besonders der Pietismus seine Wirkung auf die Geschichtsschreibung.

Horst-Walter Blanke und Dirk Fleischer versuchten kürzlich den Rahmen eines »Aufklärungsparadigmas« zu skizzieren. Die Historiographie der Aufklärung wird von ihnen als ein wichtiger Schritt in die Umwandlung der historischen Studien in eine wissenschaftliche Disziplin gesehen.<sup>7</sup> Aber für das historische Arbeiten im 18. Jahrhundert gab es kein Paradigma im Kuhn'schen Sinne. Es existierte damals keine Institution, die die zentrale Rolle spielen konnte, die der Universität im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zukommen sollte.

Die Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert ging verschiedene Wege, indem sie einen sozialen Zusammenhang widerspiegelte, der sich von der vorausgehenden Periode ebenso unterschied wie von der folgenden. So war das 18. Jahrhundert keinesfalls so uninteressiert oder gering-schätzend an der Zivilisation des Mittelalters, wie allgemein behauptet wurde. Ludovico Antonio Muratoris großartiges Projekt der Redigierung mittelalterlicher Quellen als Basis für die Geschichte Italiens beweist ja eben das Gegenteil. Jedoch bei weitem wichtiger als die Universitäten waren auch in Deutschland die Akademien, die im 18. Jahrhundert gegründet wurden.<sup>8</sup> So arbeitete Gibbon die 20 Bände der »Mémoires de l'Académie des Inscriptions« auf, einschließlich der kritischen Ausgaben der byzantinischen Autoren und der mittelalterlichen Chroniken. Zusammen mit Muratoris Band über die italienischen Quellen stellte diese Arbeit die kritischen Quellen für seine Ge-

5 David Hume an William Strahan, August 1770. Zitiert in Peter Gay: *The Enlightenment. An Interpretation*. Vol. 2. New York 1978. S. 369.

6 Siehe Robin George Collingwood: *The Idea of History*. Oxford 1946.

7 Siehe Horst-Walter Blanke/Dirk Fleischer: *Theoretiker der deutschen Aufklärung*. Bd. 1. S. 34: Sie sprechen von einem »Prozeß einer fortschreitenden Verwissenschaftlichung und, damit verbunden, einer Verfachlichung der Historie.«

8 Siehe Andreas Kraus: *Vernunft und Geschichte. Die Bedeutung der deutschen Akademien für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im späten 18. Jahrhundert*. Freiburg im Breisgau 1963.

schichte<sup>9</sup> bereit. Das Beispiel Gibbons, aber auch das Humes, Robertsons und Voltaires, verweist auf die enge Beziehung zwischen gebildeter Gelehrsamkeit und historischer Literatur.

Die soziale Zusammensetzung der lesenden Öffentlichkeit wandelte sich im 18. Jahrhundert<sup>10</sup> und mit ihr der Charakter der Geschichtsschreibung. Ein großer Teil der Geschichtsschreibung war vorher entweder mit der kirchlichen Ordnung oder mit fürstlichen und königlichen Höfen eng verbunden. Nun wurde der Buchmarkt wichtig. Die »Englische Universalgeschichte« war ein Unternehmen, das schnell zu nützlichen Übersetzungen ins Deutsche, Französische, Holländische, Italienische und Schwedische<sup>11</sup> führte. Die »Enzyklopédie« stellte sich als ein gleichermaßen erfolgreiches Geschäftsunternehmen<sup>12</sup> heraus. Durch Journale und literarische Gesellschaften schließlich wurde der Buchmarkt ergänzt.

Die Ideale der Aufklärung spielten eine wichtige Rolle für die Vision einer modernen Welt. Befreit von den Fesseln der Vergangenheit, drückten sie sich selbst in der Geschichtsschreibung aus. Aber, wie wir bereits andeuteten, durchdrang die Aufklärung weder alle Aspekte des Geschichtsbewußtseins im 18. Jahrhundert, noch war ihr Programm unzweideutig. Die Aufklärung tendierte oft dahin, weniger die Emanzipation aller menschlichen Wesen von willkürlicher Herrschaft als vielmehr die Legitimation der Hegemonie der Europäer auf Eigentum und Kultur zu begründen.

Dies ist eine Erklärung für die jüngsten Kritiken an der Aufklärung und ihrer Historiographie. Theo-

dor Adorno und Max Horkheimer sprachen 1944 unter dem Eindruck des Holocausts von der »Dialektik der Aufklärung«<sup>13</sup>. Indem sie beabsichtigte, alle Mythen mit den Mitteln der Vernunft und der Wissenschaft zu zerstören, hatte die Aufklärung, so argumentierten sie, tatsächlich einen neuen Mythos von Rationalität und Vernunft kreiert. Die treibende Kraft der Wissenschaft war nicht die Emanzipation der Menschen von willkürlichen, d. h. irrationalen Zwängen, sondern es war die wissenschaftlich-rationale Beherrschung der natürlichen und sozialen Welt. Wesentlich für die Aufklärungskonzeption in der Geschichte war die Idee des Fortschritts, aber der Fortschritt erzeugte seine eigene Antithese, eine Barbarei, die um so brutaler wurde, je mehr sie in der Nutzung moderner Kontrolltechniken gegründet war.<sup>14</sup>

Diese Kritiken des Aufklärungsgedankens und der Aufklärungshistoriographie waren nicht ohne einige Berechtigung, aber sie trafen kaum auf alle Aufklärungshistoriker zu. Die Aufklärungsdenker waren keinesfalls so einheitlich, wie Gay es in seinem Lob über sie schreibt oder wie Adorno und Horkheimer, geschweige denn Heidegger und Foucault, ihnen fälschlicherweise unterstellten. Zu beinahe jedem Punkt waren sie geteilter Meinung. Tatsächlich glaubten die Aufklärer an die Wissenschaft, aber, wie Peter Reill argumentierte, die Wissenschaft bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war keineswegs so von mechanischen Mustern dominiert, wie oft angenommen worden war<sup>15</sup>. Überdies wurden Vernunft und Wissenschaft keineswegs, wie Heidegger und Adorno andeuteten,

9 Siehe Arnaldo Momigliano: *Studies in Historiography*. New York 1985. – Denys Hay: *Annalists and Historians. Western Historiography from the Eighth to the Eighteenth Century*. London 1977.

10 Siehe Fußnote 7 sowie Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*. Frankfurt am Main 1970.

11 Siehe Guido Abbatisa: *The Business of Paternoster Row. Towards a Publishing History of the Universal History (1763–65)*. In: *Publishing History*. Vol. 17. 1985. S. 5–50.

12 Siehe Robert Darnton: *The Business of Enlightenment. A Publishing History of the Encyclopedie 1775–1800*. Cambridge 1979.

13 Siehe Max Horkheimer: *Dialectic of Enlightenment*. New York 1972.

14 Siehe Martin Jay: *Adorno*. Cambridge 1984.

15 Siehe Peter Reill: *History and the Life Sciences*. In: Georg G. Iggers/James M. Powell: *Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline*. Syracuse 1990. S. 21–35.

als instrumentalisierte Begriffe verstanden. Die ganze Doktrin der natürlichen Rechte, basierend auf der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Deklaration der Menschenrechte, setzte eine normative Konzeption der Vernunft voraus. Daher muß die allgemeine Annahme, daß die Aufklärung und im besonderen die Historiker der Aufklärung dem Fortschrittsgedanken verpflichtet waren, modifiziert werden. Tatsächlich glaubten nur wenige Historiker an einen uneingeschränkten Fortschritt. Viele von ihnen waren Melioristen. Ihr Optimismus war mit größeren Dosen von historischem Pessimismus versetzt, als das bei den Historikern des 19. Jahrhunderts in der Regel der Fall war.<sup>16</sup> Schließlich waren die Historiker des 18. Jahrhunderts, wie wir noch sehen werden, trotz ihres Glaubens an die Konstanz der menschlichen Natur, sich mehr oder weniger der Notwendigkeit bewußt, jede Epoche in ihrem eigenen, einheitlichen Aufbau zu sehen. Für viele ihrer späteren Kritiker aus dem 19. Jahrhundert traf dies weniger zu.

**II.** Die »Universalgeschichte von der frühesten Zeitrechnung an«, die in London 1736 begonnen wurde, bietet einen guten Einstieg in die historische Literatur des 18. Jahrhunderts, nicht nur, weil sie so viel gelesen wurde, sondern auch, weil sie die Kontinuität zwischen den älteren Formen der Historiographie und den historischen Sichtweisen des 18. Jahrhunderts widerspiegelt. Obgleich sie die Chronologie der Bibel beibehält, sind ihre Angebote derart, daß sie über einen großen Teil der Geschichte des 18. Jahrhunderts informieren. Diese »Universalgeschichte« ist nicht für eine kleine Gruppe von Gelehrten, sondern für ein breites gebildetes Publikum geschrieben. Ihr Ziel ist nicht nur zu »belehren«, sondern auch zu »unterhalten«. Der Gedanke, daß Geschichte ein Beruf ist, ist den Autoren der »Universalgeschichte« ebenso fremd wie den meisten Autoren der Auf-

klärung. Geschichte wird weit eher als ein Genre der Literatur betrachtet.

Und tatsächlich ist keine annähernd so umfassende Geschichte mehr seit damals erschienen. Die Bände handeln nicht nur von der europäischen Welt und der des Mittelmeeres, sondern von allen Gebieten des Globus, eingeschlossen Asien und Amerika, auch Afrika, südlich der Sahara. In gewisser Weise wird man an Herodot erinnert: Jeder Abschnitt beginnt mit einer ausführlichen Diskussion über die grundlegende Struktur des Stoffes, der Geographie und des Klimas, wendet sich dann den Sitten und Gebräuchen, der Familie und der Sexualität, dem religiösen Glauben und den politischen und rechtlichen Institutionen zu, ehe er mit einer großen konventionellen Berichterstattung über politische und militärische Ereignisse fortgesetzt wird. Vergleicht man diesen breit angelegten Versuch mit den Schriften von Montesquieu, Voltaire, Gibbon und Schläzer, so mangelt es ihm an einer Idee, die imstande wäre, die Menge an Stoff in ein sinnvolles Ganzes zu integrieren.

Die »Universalgeschichte« folgt weder länger der Meistererzählung der älteren religiös inspirierten Universalgeschichte, noch übernimmt sie die Typik der Meistererzählung vieler aufklärerischer Werke. Sie endet vielmehr als ein Riesenkompendium der Geschichten vieler verschiedener Völker und bietet dabei eine enorme Ansammlung von Fakten, die leider in keinen Zusammenhang gebracht sind. Aber dieser Mangel an Theodizee wie auch an Fortschrittsidee hat seine positiven Seiten. So behandelt die »Universalgeschichte« die Geschichte der antiken Völker ohne die später üblich werdende Herablassung. Die Geschichte der alten Ägypter, Äthiopier, Perser, Chinesen und Inder wird in der gleichen Weise vorgestellt wie die anderer Völker. Und: den modernen Gedanken von der europäischen kulturellen Überlegenheit wird man in fast allen ihren Darstellungen vergeblich suchen.

16 Siehe Henry Vyverberg: *Historical Pessimism in the French Enlightenment*. Cambridge 1958.

III. Die »Universalgeschichte« ist ein Werk des Übergangs. Bei meiner Beschäftigung mit der »eigentlichen, echten« Aufklärung begann ich Topoi herauszuarbeiten, die das Herangehen der Aufklärung kennzeichnen: *Erstens*: Die Historiker versuchen die Gesellschaften und Kulturen als verständliche integrierte Gefüge der menschlichen Beziehungen darzustellen. Das ist es, was Voltaire im Sinn hatte, als er vom »Geist« eines Zeitalters sprach<sup>17</sup>, der den Historiker befähigte, sich jenseits des Chronikberichtes über Könige und Schlachten hin zu einer Geschichte der Gesellschaft zu bewegen. *Zweitens*: Die Zeit wurde von ihnen als ein zusammenhängender, sinnvoller Prozeß betrachtet. Dies machte es möglich, sich von einer Idee von Geschichten hin zu einer Konzeption einer kontinuierlichen, linearen Geschichte zu bewegen.<sup>18</sup> *Drittens*: Ein großer Teil des Schrifttums des 18. Jahrhunderts, besonders in Großbritannien und Frankreich, wendet sich von der Chronik ab zur Erzählung hin. Weil der Historiker die Gesellschaften und Kulturen als bedeutungsvolles Beziehungsgefüge sieht und weil er eine sinnvolle Kontinuität in der Zeit bemerkt, kann er den Sinn im Verhalten der Individuen und Gruppen herausfinden. Die Struktur der Erzählung bringt die Erklärung mit sich. *Viertens*: Die Historiker entwickelten eine größere kritischere Sicht gegenüber ihren Quellen, indem sie über die von Pierre Bayle initiierte Ablehnung der Wunder und des Unwahrscheinlichen hinausgingen.

Innerhalb dieses breiten Rahmens kann ein Unterschied zwischen zwei Orientierungen ausgemacht werden: die eine, die wir die analytische nennen, und die andere, die genetische. Für die erste steht Montesquieu, für die zweite Herder. Während Montesquieu großen Anteil an der Aus-

bildung der klassischen historistischen Sichtweise hat, teilt Herder die Sicht der Aufklärung.

Innerhalb der Geschichtstradition der Aufklärung kommen die Autoren der Schottischen Schule engstens an das heran, was wir als analytische Orientierung beschrieben haben. Sie arbeiten auf der Basis einer Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft, die die Gesellschaft widerspiegelt, die im England ihrer Zeit bestand und in Schottland im Entstehen begriffen war. Aus ihrer Perspektive ist das Privateigentum der Kern der modernen Gesellschaft. Die Geschichte der Menschheit wird als eine fortschrittliche Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gesehen.<sup>19</sup> Die treibende Kraft dieser Entwicklung ist der Handel. Die Geschichte hat eine sichere, ihr innewohnende Logik, sie stellt mehr als nur ein zusammengewürfeltes Gemisch von planlosen Ereignissen dar. Doch die schottischen Moralisten waren weder historische Materialisten, noch erhoben sie die Forderung nach einer wissenschaftlichen Gesellschaftstheorie und -geschichte. Aber sie legten mit Nachdruck Wert auf die Anwendung von ökonomischen und sozialen Kategorien bei der Analyse der Geschichte. Was sie schrieben war eine »conjectural history«, um ihren Ausdruck zu gebrauchen, die sich eher mit den breiten Entwicklungslinien als mit dem aktuellen Verlauf der Ereignisse befaßte. Außerdem wandten die Historiker des 18. Jahrhunderts in wachsendem Maße ihre Aufmerksamkeit der Expansion Europas und des Handels zu. Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien hatten bereits einen wichtigen Impuls für die historische Literatur gegeben. Die englische »Universalgeschichte« hat ihnen mehrere Bände gewidmet. William Robertson schrieb eine Geschichte Amerikas und Indiens, wie auch James Mill<sup>20</sup>.

17 Voltaire: *The Age of Louis XIV.* Translated by Martin P. Pollack. London 1962. S. 1: Wörtlich: »the spirit of men in the most enlightened age the world has ever seen«.

18 Siehe Reinhart Koselleck: *Geschichtliche Grundbegriffe.* Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart 1975. S. 593–717.

19 Siehe Adam Ferguson: *An Essay on the History of Civil Society.* Edinburgh 1966. S. 261.

20 Siehe James Mill: *Versuch einer allgemeinen Geschichte des Handels und der Seefahrt in den ältesten Zeiten.* Rostock 1761.

Aber es war zweifelsohne Voltaire, der den größten Einfluß auf die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts ausübte. Voltaire wollte eine Geschichte des Zeitalters Ludwig XIV. schreiben, nicht über Ludwig XIV. selbst, obgleich letzterer und seine Kriege einen großen Teil des Buches einnehmen, sondern über den »Zeitgeist« jener Ära.<sup>21</sup> Aber das Buch ist in vielen Beziehungen eine Sammlung geblieben. Die Kapitel über die Wissenschaft, die Literatur, die Künste und die Religion werden schließlich nur mit geringer Anstrengung angehängt, um sie mit den vorhergehenden Teilen zu verbinden. Nicht die Ökonomie ist entscheidend, sondern die Kultur in Form von Sitten und Ideen. Der »Essay« beginnt mit der Geschichte Chinas, Indiens und Persiens. Obgleich Voltaire dem christlichen Mittelalter nicht seinen Rang zukommen läßt, erkennt er den ungeheuren Beitrag der mittelalterlichen islamischen Welt zur westlichen Kultur an. Voltaire erweitert in diesen zwei Werken eindrucksvoll die geographische Spannweite der Geschichte, quer durch die kulturellen Bereiche und Sachgebiete.

Voltaires Wirkung auf die Historiographie in Europa war tiefgreifend. In Deutschland wiesen Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer diesen Kavalier und die in ihren Augen unwissenschaftliche Art der Geschichtsschreibung zurück. Sicherlich hatten sie Ressentiments gegen seine antichristlichen Neigungen. Aber widerwillig räumten sie ihm seinen Rang bei der Wiedergeburt der Geschichtsschreibung ein.<sup>22</sup> Edward Gibbon, David Hume und William Robertson – alle fühlten sie sich Voltaires Denkanstößen verpflichtet, dennoch versuchten sie in ihrer Geschichtsschreibung die glatte Erzählung mit einer größeren Aufmerksamkeit gegenüber der wissenschaftlichen Genauigkeit zu vereinen, die Voltaires schematischem Herangehen fehlte. Gibbon, Hume und Robertson wurden von ihren deutschen

Zeitgenossen dafür kritisiert, daß sie nicht genügend wissenschaftlich waren und von einer späteren Generation von Historikern dafür, daß sie mit einer statischen Konzeption der menschlichen Natur gearbeitet hätten, die sie daran hinderte, die vergangenen Gesellschaften in deren eigenen Begriffen zu verstehen. Daher mangelte es ihnen am Sinn für das Historische.

Beide Beschuldigungen waren nur teilweise gerechtfertigt. Zweifellos spiegelte ihre Sicht des Mittelalters ihre Abneigung wider, daß sie es als ein barbarisches und abergläubisches Zeitalter betrachteten, wie Hume es bezogen auf das sächsische England tat: »Die Abenteuer der barbarischen Nationen könnten selbst, falls sie niedergeschrieben würden, wenig oder gar keine Unterhaltung für die Menschen bieten, die in einem kultivierten Zeitalter geboren wurden.«<sup>23</sup> Natürlich widmete Gibbon einen größeren Teil seiner Geschichte dem Mittelalter. Aber beider Bild des Mittelalters war nicht weniger verzerrt als die idealisierte Version ihrer Kritiker aus der deutschen Romantik. Humes Herangehen an die Geschichte Englands beharrte reflektierend darauf, daß die Vergangenheit nicht aus der Sicht der Gegenwart gesehen werden darf. Sein Ziel war es zu zeigen, daß die Whigsche Konzeption einer alten englischen Verfassung, die den Bürgerkrieg gegen die Stuarts rechtfertigte, unhistorisch war. Die Geschichte des 17. Jahrhunderts in England sei nur aus den Gegebenheiten ihrer Zeit zu verstehen. Indem er sich eng an die Quellen hielt, betrachtete Hume die Geschichte weder primär als ein gelehrtes Fach noch als ein Mittel der öffentlichen Belehrung, sondern als gute Literatur, geschrieben für ein historisch interessiertes und gebildetes Publikum.

Gibbon verband in seinem »Untergang und Sturz des Römischen Reiches« ganz ähnlich das gelehrte Fach mit großer Literatur. Er praktizierte

21 Siehe Voltaire: *The Age of Louis XIV.* Translated by Martin P. Pollack. London 1962. S. 1.

22 Siehe August Ludwig von Schlözer: *Theorie der Statistik.* Göttingen 1804. S. 94.

23 Zitiert in Donald W. Livingston: *Hume's Philosophy of Common Life* Chicago. 1984. S. 235.

nicht die geduldige Quellenanalyse, die seine deutschen Zeitgenossen gerade zu entwickeln begannen. Dennoch vertiefte er sich in die klassischen und byzantinischen Schriftsteller, in die mittelalterlichen Chroniken und in die 20 Bände der »Memoires de l'Académie de Inscriptions«. <sup>24</sup> Der holländische Historiker Frank A. Ankersmit <sup>25</sup> hat Gibbon im letzten Januar als den typischen Historiker der Aufklärung porträtiert, der den Fall des römischen Imperiums eher in den Begriffen der äußeren Gewalt als in Begriffen des Wachstums und des Niedergangs erklärte, die diesem immanent waren. Gibbon hatte darauf hingewiesen, daß ein Grund für den Niedergang des Imperiums seine unmäßige Größe war, die es dazu zwang, unter seinem eigenen reinen Gewicht zusammenzuberechnen <sup>26</sup>, eine nach Ankersmits Meinung ziemlich mechanische Erklärung. Tatsächlich vermied Gibbon eine zu simple Theorie des Untergangs. Aber er wies über die Jahrhunderte hinweg dem Imperium innewohnende Kräfte nach, die zu seinem Zerfall und schließlich zu seiner Auflösung führten und nicht rein extern oder mechanisch waren. Der Fall der Republik als Ergebnis des sozialen Konflikts und der Verarmung eines großen Teiles der Bevölkerung bewirkte für ihn wie für Montesquieu <sup>27</sup> eine Schwächung des urbanen Lebens. »Barbarei und Christentum« <sup>28</sup> waren nicht in erster Linie externe Gründe, sondern spiegelten die innere Krise des Imperiums wider.

Robertsons Geschichten befaßten sich mit seiner Heimat Schottland, dem Entstehen eines mo-

dernen Staatensystems, der Machtbalance im Europa Karls V. und der Besiedlung Amerikas. Mehr als andere englische oder schottische Historiker sammelte Robertson Archivmaterialien in spanischen, portugiesischen, österreichischen und russischen Archiven, bewertete ihre Quellen kritisch und dachte sich einen genialen Fragebogen für Missionare in Amerika aus, um Informationen aus erster Hand zu erhalten.

**IV.** Es wurde oft darauf verwiesen, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts die alte christliche Meistererzählung über den Fall und die Erlösung der Menschheit durch eine neue Meistererzählung ersetzt wurde, die von der Idee des Fortschritts handelte. Diese herrschte im Bewußtsein der westlichen Historiker bis zu dem Zeitpunkt vor, an dem sie durch das postmoderne Denken des späten 20. Jahrhunderts <sup>29</sup> in Frage gestellt wurde. Dem Fortschrittsdenken immanent war der Glaube an die zentrale Rolle der Wissenschaft und die Überzeugung, daß Geschichte in eine wissenschaftliche, d. h. professionelle Disziplin umgeformt werden müsse. Der Ruf nach einer wissenschaftlichen Methode für die Geschichte setzte die Möglichkeit eines objektiven Wissens voraus.

Der Aufklärungsgedanke war durch einen bestimmten Stolz über die Errungenschaften der Gegenwart und das Vertrauen in die Zukunft gekennzeichnet. Aber nur wenige Aufklärungsdenker formulierten explizit eine Theorie der sozialen

24 Siehe Arnaldo Momigliano: *Gibbon's Contribution to Historical Method* (1954). In: *Studies in Historiography*. New York 1985. S. 40–55.

25 Siehe Frank A. Ankersmit: *Historism. An Attempt at Synthesis*. In: *History and Theory*. Vol. 34 (1995) [im Druck].

26 Siehe Edward Gibbons Diskussion der »four causes of decay and destruction« (*The Decline and Fall of the Roman Empire*. Vol. 3. New York o. J. S. 863–872 (Modern Library edition), welche die internen Konflikte betont.

27 Siehe Charles de Montesquieu: *Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains* (1734). – Fueter kritisiert Montesquieu dafür, daß er Livy unkritisch als Quelle benutzt (S. 383–384).

28 Ebenda. S. 865. – Siehe auch John Greville Agard Pocock: *Gibbon's Decline and Fall and the world view of the late Enlightenment*. In: John Greville Agard Pocock: *Virtue, Commerce, and History. Essays on Political Thought and History, Chiefly in the Eighteenth Century*. Cambridge 1985. S. 143–156.

29 Für ältere Anschauungen zum Fortschritt siehe J. B. Bury: *The Idea of Progress*. New York 1932. – Robert Nisbet: *History of the Idea of Progress*. New York 1980. – Über die Neubewertung des Konzeptes siehe Gabriel A. Almond [u. a.]: *Progress and Its Discontent*. Berkeley 1982.

Entwicklung, wie es die schottischen Moralisten taten. Eher existierte bei den Historikern, über die wir im Hinblick auf ihre Gesellschaft und ihr Zeitalter bisher gesprochen haben, eine selbstzufriedene Übereinstimmung mit ihrer Epoche.

Aber dieses Gefühl des Stolzes über die europäischen Errungenschaften war nicht frei von einem Gefühl der Unsicherheit über die Stabilität der modernen Welt. Keiner der Historiker hielt den ungebrochenen Aufstieg der Menschheit für wahrscheinlich. Gibbon identifizierte in der Eröffnungspassage seines Werkes das Zeitalter der Antonianer als »glücklichste und blühendste [...] Periode in der Geschichte der Welt«<sup>30</sup>, aber der Abstieg folgte. Und Voltaires »Candide« mit der Schilderung des sinnlosen Abschlachtens und des Fanatismus in einem Zeitalter der Aufklärung und mit seiner Schlußfolgerung, daß man im Angesicht der Inhumanität des Menschen kaum mehr tun kann, als sich zurückziehen und den »eigenen Garten zu kultivieren«, ist eine trostlose Absage an die optimistische Leibnizsche Sicht, daß es sich hierbei um die »beste aller möglichen Welten« handele. Voltaire ist bestenfalls ein Meliorist, der glaubt, daß die rationale Kritik der bestehenden Irrationalitäten und Unmenschlichkeiten zur Reform menschlicher Verhältnisse beitragen kann.<sup>31</sup>

Seite an Seite mit diesen gedämpften Formen der historischen Entwicklung bildete sich dennoch eine richtiggehende Fortschrittsidee heraus. Für Turgot<sup>32</sup> und Condorcet<sup>33</sup>, die beide explizit Fortschrittstheorien formulierten, war die treibende Kraft mehr in der wissenschaftlichen Sichtweise als im Handel und in der Seefahrt zu finden. Für die schottische Schule und für Raynal waren die

se hingegen der erste Grund für die Überlegenheit Europas in der modernen Periode. Turgot und Condorcet erschien Wissenschaft nicht als abstrakte Vernunft, sondern empirische Forschung. Die Wissenschaft wurde für Condorcet das Mittel, die Welt zu meistern und die Gesellschaft neu zu formen. Krankheiten können besiegt, Mängel abgeschafft und soziale Probleme mit der Entwicklung der Sozialwissenschaft gelöst werden. Die Kritik von den Denkern des 20. Jahrhunderts<sup>34</sup> an dieser Wissenschaftskonzeption als instrumentalistische Vernunft übersieht, daß für Condorcet die Wissenschaft nicht Selbstzweck war, sondern ein Mittel, um eine menschliche Gesellschaft zu erreichen, in der die Männer, – und, wie Condorcet betonen würde: die Frauen, – sich emanzipieren könnten von den politischen und materiellen Beschränkungen, die sie in ihrer selbstbestimmten Entwicklung behinderten.

Wie paßt die nichteuropäische Welt in dieses Bild? Für Condorcet wird der Höhepunkt der Zivilisation in der englisch und französisch sprechenden Welt verkörpert. Für Montesquieu und Voltaire war letztlich nur China Europa ebenbürtig, obgleich letzterer bereits bemerkt hatte, daß China seit über 4 000 Jahren in Immobilität verharrte.<sup>35</sup> Diese Perspektive läßt offenbar wenig Raum für eine angemessene Wertschätzung vergangener oder gegenwärtiger Kulturen, die sich von der wachstumsorientierten Gesellschaft der Moderne unterscheiden. Dies läßt natürlich die Frage der Rechtfertigung des europäischen Imperialismus und der Überlegenheit der weißen Rasse auftauchen. Es gibt einen scheinbaren Widerspruch in Condorcets Sicht des Geschichtsbildes, einerseits der Ruf nach völliger Gleichheit der Rechte und

30 Edward Gibbon: *The Decline and Fall of the Roman Empire*. Vol. 1. New York o. J. S. 1 (Modern Library edition).

31 Siehe Theodor Bestermann: *Voltaire*. Oxford 1969. S. 449.

32 Siehe Anne-Robert-Jacques Turgot: *Turgot on Progress, Sociology and Economics. A Philosophical Review of the Successive Advances of the Human Mind*. Edited by Ronald L. Meek. Cambridge 1977.

33 Siehe Antoine-Nicholas de Condorcet: *Sketch for a Historical Picture of the Progress of the Human Mind*. Translated by June Barraclough. New York 1955.

34 Siehe Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialectic of Enlightenment*. Translated by John Cummings. New York 1972.

35 Siehe Voltaire: *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations*. Paris 1963.

Chancen für alle Rassen und Geschlechter, – so auch sein leidenschaftlicher Ruf nach der Abschaffung der Sklaverei<sup>36</sup> –, andererseits die absolute Forderung, daß alle Kulturkreise mit dem westlichen europäischen Modell übereinstimmen müssen. Aber es ist interessant genug, daß die extremsten Äußerungen einer Theorie der Dominanz der weißen Rasse nicht in den Kolonialstaaten Frankreich und Großbritannien laut werden, sondern von den Anthropologen aus Göttingen<sup>37</sup> und von Isaak Iselin<sup>38</sup> in Zürich stammen. Die Fortschrittsidee, die eine solch prägende Rolle im Denken der Historiker des 19. Jahrhunderts spielt, existierte in der Aufklärung nur in einer abgeschwächten Form.

Hinsichtlich des Kults der wissenschaftlichen Objektivität, mit dem die Aufklärung identifiziert wurde, bedeutete der Ruf nach wissenschaftlicher Redlichkeit nicht, daß es möglich wäre, Geschichte in eine strenge, von Subjektivität freie Wissenschaft umzuwandeln. Ranke und Fustel de Coulanges stellten sich im folgenden Jahrhundert vor, daß die Geschichte durch sie sprach.<sup>39</sup> Wenn überhaupt, so hatten nur wenige französische oder britische Historiker des 18. Jahrhunderts solche Illusionen. Voltaire schrieb in seinem Artikel »Geschichte« in der Enzyklopédie, daß »jede Sicherheit, welche nicht auf mathematischem Beweis beruht, nur eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit hat«. Historisches Wissen ist, so gesehen, immer nur wahrscheinlich. Nichtsdestoweniger muß der Historiker durch rationales Erfragen und kritische Prüfung der Ereignisse, frei vom Mythos

der Geschichte, seine Forschungen angehen.<sup>40</sup> Ähnlich war für Hume Geschichte nicht eine Konstruktion der Welt, die vom Historiker nur entdeckt zu werden brauchte, sondern sie entsprang einer dem Historiker eigenen Sichtweise, einem Gesichtspunkt, der keinesfalls willkürlich war.<sup>41</sup> Gatterer in Göttingen betonte in analoger Weise in seinem Artikel »Der Standpunkt der Historiker«, daß Historiker in unterschiedlichen Zeitaltern und unterschiedlichen Gesellschaften Geschichte auch unterschiedlich interpretieren würden.<sup>42</sup> Voltaire und Hume schrieben in einer Epoche, in der Geschichte in Frankreich und Großbritannien noch unprofessionell betrieben wurde und sich in Göttingen erst im sehr frühen Stadium ihrer Professionalisierung befand. Die großen britischen und französischen Historiker setzten eine Tradition des historischen Diskurses fort, die auf Thukydides zurückging und honorige Gelehrsamkeit mit literarischer Eleganz vereinte. Es ist beeindruckend, daß die deutsche Universität des 18. Jahrhunderts, als mutmaßlicher Geburtsort der wissenschaftlichen Geschichte, im Gegensatz dazu kein größeres Geschichtswerk vorzeigen kann, das gegenwärtig noch gelesen wird.

**V.** Der am ehesten gemeinsame Versuch, Geschichte in eine professionelle Disziplin umzuwandeln, fand an den deutschen Universitäten statt. Es gab eine Anzahl guter Gründe, weshalb die Umbildung der Geschichte in eine Wissenschaftsdisziplin in Deutschland stattfand und weshalb sie

36 Siehe Antoine-Nicholas de Condorcet [unter dem Pseudonym M. Schwartz]: *Reflexions sur l'esclavage des nègres*. Nouvelle édition. Neuchatel 1788.

37 Siehe Luigi Marino: *I Maestri della Germania 1770–1820*. Turin 1975.

38 Siehe Isaak Iselin: *Über die Geschichte der Menschheit*. Karlsruhe 1784.

39 Leopold von Ranke – zitiert in Karl Heinz Metz: *Grundformen historiographischen Denkens*. München 1979. S. 110. – Fustel de Coulanges – zitiert in George P. Gooch: *History and Historians in the Nineteenth Century*. New York 1949. S. 212.

40 Siehe Voltaire: *Histoire*. In: *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres, mis en ordre et publié par M. Diderot*. T. VIII. Livorno 1773. S. 199–204.

41 Siehe Donald W. Livingston: *Hume's Philosophy of Common Life*. Chicago 1984. S. 199–204.

42 Siehe Johann Christoph Gatterer: *Abhandlung vom Standort und Gesichtspunct des Geschichtsschreibers oder der teutsche Livius (1768)* – wiederabgedruckt in Horst-Werner Blanke/Dirk Fleischer: *Theoretiker der deutschen Aufklärung*. Bd. 2. S. 452 bis 465.

sich in Großbritannien nur mit einer beträchtlichen Zeitverzögerung vollzog. Mit Bezug auf die Modernisierungsstandards, die das beinhalteten, was kritische Denker wie Smith und Ferguson im Sinn hatten, wenn sie von einer bürgerlichen Gesellschaft sprachen, war Deutschland in seiner Entwicklung im Vergleich zu Großbritannien, den Niederlanden und auch zu Frankreich zurückgeblieben. Der deutsche aufgeklärte Absolutismus funktionierte innerhalb der grundlegenden Struktur einer Gesellschaft, die viele ständische Institutionen beibehielt, die in Großbritannien bereits lange verschwunden waren. Die zwei Reformuniversitäten Deutschlands, Halle, gegründet 1694, und Göttingen<sup>43</sup> repräsentierten Versuche, eine Klasse von Beamten für den Dienst am Aufklärungsstaat auszubilden, die sich zu einem Teil aus der Aristokratie, größtenteils aber aus den mittleren Klassen, einschließlich einer großen Zahl von Pastorenöhnen aus sehr bescheidenen Verhältnissen, rekrutierte. Die Funktion der deutschen Universitäten war folglich sehr verschieden von der in Oxford und Cambridge. Hier wurden Gentlemen ausgebildet, und man war den schottischen Universitäten näher. Die deutsche Universität hingegen fungierte auf ihre Weise als ein Königsweg sozialen Aufstiegs.

Doch auch der Geist der Aufklärung differierte in Deutschland deutlich von dem in Frankreich und Großbritannien, spürbarer innerhalb der Universität als außerhalb. Wir sprechen hier vor allem vom protestantischen Deutschland. »Aufklärung« wurde nicht mit »Enlightenment« identifiziert. Diese war in ihren Forderungen offenkundig weniger politisch. Während die Tradition des klassischen Liberalismus von Locke bis zu Adam Smith die Freiheit in erster Linie in politischen Begriffen definierte, beurteilte sie Kant in seinem

Essay »Was ist Aufklärung?« in geistigen Begriffen. Die Denker der deutschen Aufklärung wie Schlözer und Nicolai wollten den Staat des 18. Jahrhunderts effizienter machen. Sie stellten nicht, wie viele französische Denker, die etablierte Autorität in Frage. Die Säkularisierung war in Deutschland weit weniger fortgeschritten. Lassen wir Gottfried Arnolds leidenschaftliche Verteidigung der Ketzer<sup>44</sup> einmal außer acht, so gab es in Deutschland keinen Bayle, Voltaire oder Hume, die radikal die Wahrheit der Offenbarungsreligion ablehnten. Deutsches Denken, besonders an der Universität, verband eine kritische Annäherung an die Quellen mit einer tiefen Treue gegenüber der göttlichen Vorsehung.

Diese spezifisch lutherische religiöse Tradition erklärt die zentrale Rolle, welche die Texte für die historischen Gelehrten an den deutschen Universitäten spielten. Es gab zwei »geheiligte« Textarten: die Bibel und die Schriften der griechischen und römischen Klassiker. In beiden Fällen erwies es sich als notwendig, authentische Texte zu schaffen. Die deutschen Universitätsgelehrten begründeten eine Tradition von historischer Exegese, welche die Grundsteine für die neue Disziplin der historischen Philologie legte. Sie bildete sich im letzten Teil des 18. Jahrhunderts heraus und wurde zum Schlüsselement der kritischen Methode von Niebuhr und Ranke im 19. Jahrhundert.<sup>45</sup> Mosheim faßte die Kirche – im Gegensatz zu den Evangelien – jetzt als eine von den Menschen geschaffene Institution auf, die mit den gleichen kritischen Methoden studiert werden konnte wie die weltliche Geschichte.

Dieser Bezug auf den historischen Kontext der Texte unterscheidet die neue Textkritik von ihren Vorgängern. Dennoch bleibt offen, ob die neue Disziplin Philologie mit ihrer Betonung auf Quel-

43 Siehe Charles E. McClelland: *State, Society and University in Germany 1700–1914*. Cambridge 1980.

44 Siehe Gottfried Arnold: *Unparteiische Kirchen- und Ketzergeschichte, vom Anfang des Neuen Testaments bis zum Jahre Christi 1689*. (1699ff.). – Siehe auch Joachim Streisand: *Geschichtliches Denken von der deutschen Frühaufklärung bis zur Klassik*. Berlin 1964. S. 15–29.

45 Siehe Peter Reill: *The German Enlightenment and the Rise of Historicism*. Berkeley 1975. S. 161–172.

lenkritik, die von besonders ausgebildeten, professionellen Gelehrten praktiziert wurde, tatsächlich die Stufe von Objektivität beanspruchen konnte, welche die Gelehrtenautorität reklamierte. Vielleicht betraf keine Studie die klassischen Studiengänge so sehr wie die Arbeit eines nichtprofessionellen Historikers: Johann Joachim Winckelmanns »Geschichte der antiken Kunst«<sup>46</sup>, die im Jahr 1764 erschien und die zum Teil unmittelbar auf seinen empirischen Untersuchungen in Italien basierte. Dieses Werk repräsentierte den ersten Versuch, die Geschichte der Kunst in die Gesellschaft als Ganzes zu integrieren. Es bleibt aber fraglich, ob der Versuch, eine Kultur als ein Ganzes zu begreifen, wie Winckelmann ihn mit Griechenland unternahm, nicht unvermeidlich zur Beeinflussung durch ideologische Faktoren führen müßte. Winckelmann konstruierte ein Bild der »edlen Einfachheit« und »heiteren Größe« der griechischen Kultur als Ganzes. Der Hellenismus wurde zu einer Religion. Aber dieser Hellenismus erwies sich in vieler Hinsicht als eine sehr einseitige Wahrnehmung des griechischen Lebens, wie die spätere Forschung zeigen sollte. Winckelmanns Arbeit blieb im Innersten ein ästhetisches, impressionistisches Unternehmen, wurde aber wegen ihres vermeintlichen wissenschaftlichen Wertes sehr ernst genommen. Im Zentrum von F. A. Wolfs Studie über Homer<sup>47</sup>, die ein Modell für die philologische Quellenkritik wurde, stand die Idee, daß das Vertiefen in die Quellen eine authentische Volkskultur zum Vorschein bringen würde. Es war diese Annahme, die es der deutschen professionellen Historiographie im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlaubte, die Gelehrtenforschung in ein

Medium nationalistischer und rassistischer Ideologie zu verwandeln.

Martin Bernal bemerkt mit einer spezifischen Referenz an die Universität Göttingen, daß, »während die exklusive Professionalität die kennzeichnende Form der Gelehrsamkeit war, das einigende Hauptprinzip seines Inhalts die Volkskunde und der Rassismus waren«<sup>48</sup>. Dies übertreibt zweifelsohne den Grad des Professionalismus in Göttingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es gab bis dahin keine klar definierten Lehrstühle für Geschichte, und die Seminarmethode steckte noch in ihren Anfängen. Und obgleich sie präsent waren, beschreiben Volkskunde und Rassismus sicherlich nicht die intellektuellen und wissenschaftlichen Ansichten einer breiteren Gemeinschaft von Gelehrten in Göttingen. Schlözer, der zweifellos zu den tragenden Figuren der Universität zwischen 1770 und 1800 zählte, versuchte, Geschichte als strenge Wissenschaft zu entwickeln, gerade zu der Zeit, in der ihr noch viel vom Kosmopolitismus der französischen und britischen Historiker anhaftete. Er würdigte durchaus den gewaltigen Beitrag, den britische und französische Historiker geleistet hatten, um die Geschichte von einer Darstellung von Dynastien und Schlachten in eine Geschichte der Zivilisation umzuwandeln.<sup>49</sup> Auch für ihn spielten Handel und Seefahrt eine wichtige Rolle. Aber er wollte über das hinausgehen, was Braudel materielle Geschichte nennen würde. Er betonte die Wichtigkeit der Erfindungen, aber auch die Bedeutung der Aspekte des Alltagslebens, wie Essen, Trinken und Kleidung, für die Untersuchung menschlicher Lebensverhältnisse. Er war fasziniert von den Bevölkerungs- und Preisentwicklungsstatistiken. Zugleich

46 Siehe Johann Joachim Winckelmann: *Geschichte der Kunst des Altertums*. Darmstadt 1972.

47 Siehe Friedrich August Wolf: *Prolegomena to Homer* (1795). Translated by Anthony Grafton. Princeton 1985.

48 Martin Bernal: *Black Athena. The Afroasiatic Roots of Classical Civilization*. Vol. 1. London 1981. S. 215.

49 Siehe August Ludwig von Schlözer: *Theorie der Statistik*. Göttingen 1804. S. 92: »Geschichte ist nicht nur Biographie der Könige, chronologisch-genaue Anzeige von Thronveränderungen, Kriegen und Schlachten. In diesem ärmlichen Geschmack schrieben wir Deutsche noch vor einem halben Jahrhundert Geschichte, ehe uns Briten und Franzosen durch bessere Beispiele weckten.«

war er ein seriöser Philologe und frei von den romantischen Phantasien einiger seiner Kollegen.

Zum guten Teil gilt das, was über Schlözer gesagt wurde, auch für seinen Göttinger Kollegen Christoph Meiners. Meiners arbeitete über Probleme des Alltagslebens wie Ernährung, Kleidung und Beruf in den verschiedenen, vor allem fremdländischen Kulturen. Zugleich verfaßte er eine Reihe von Universalgeschichten, u. a. eine der ersten, umfassenden zur Geschichte des weiblichen Geschlechts<sup>50</sup>. Doch es mangelte ihm, im Gegensatz zu Schlözer, an philologischem Geschick und dem Sinn für historische Kritik. Zudem verließ er sich stark und unkritisch auf Reiseberichte. Bernal hatte ihn im Sinn, als er von der Beschäftigung der Göttinger Professoren mit Volkskunde und Rasse sprach. Göttingen wurde zu einem Zentrum der anthropologischen Diskussion über die Rasse. Hier unternahmen Johann Friedrich Blumenbach und andere den Versuch, eine Wissenschaft von den Rassenunterschieden zu kreieren, die ihre Begründung aus physischen Merkmalen bezog.<sup>51</sup> Meiners führte diese Rassentheorien ins Extreme, indem er eine Hierarchie etablierte, in der die nordischen Weißen den ersten Rang belegten und die Schwarzen nahe bei den Tieren plaziert wurden.<sup>52</sup> Eine Bestrebung, die eineinhalb Jahrhunderte später dazu führte, daß er von den Nazis als Gründer der Rassentheorie geehrt wurde.<sup>53</sup>

**VI.** Retrospektiv betrachtet, nehmen das historische Denken und die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts eine Brückenfunktion zwischen dem Zeitalter, das ihm vorhergeht, und

dem 19. Jahrhundert wahr. Viele Historiker des 18. Jahrhunderts waren wesentlich stärker den traditionellen christlichen Gedanken und Werten verbunden, als dies der Ausdruck »Zeitalter der Aufklärung« vermuten läßt. Da es im 18. Jahrhundert keine zentrale Institution gab, die die Gelehrten beherrschte, wie es die Kirche früher war und wie es die Universität später sein würde, waren Geschichtsdanken und -schreiben differenzierter und vielfältiger als je. Embryonal waren die Gedanken und Institutionen des 19. Jahrhunderts bereits vorhanden, sowohl was den Beginn der Professionalisierung mit seinem Forschungsimpervativ betraf als auch eine Konzeption von Geschichte, die die moderne europäische Welt (und die weiße Rasse) an die Spitze der Geschichte stellte. Hinzu kam der Glaube an die Objektivität der Wissenschaft. Aber diese Ideen waren noch nicht völlig entwickelt, ja noch nicht einmal dominierend. Die Historiker des 19. und zum Teil auch des 20. Jahrhunderts, besonders die deutschen, die das Ethos der Professionalität am stärksten entwickelten, schauten mit einer gewissen Herablassung auf die Aufklärungsgeschichte. Sie betrachteten deren Methoden als unwissenschaftlich und unterstellten ihr die Neigung, die Vergangenheit ahistorisch von ihrer eigenen Sicht her zu beurteilen. Doch die große Verschiedenheit der Schreib- und Sichtweisen unter den Historikern des 18. Jahrhunderts hinderte viele von ihnen daran, ungewollt in die ideologischen Fallen zu tappen, die einen großen Teil der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts kennzeichnen.

*Übersetzung: Petra Caysa*

50 Siehe Christoph Meiners: *Geschichte des weiblichen Geschlechts*. Hannover 1788.

51 Siehe Luigi Marino: *I Maestri della Germania 1770–1820*. Turin 1975.

52 Siehe Meiners wiederholte Artikel über die Rassen im »Göttingischen Historischen Magazin« (Bd. 1–8. 1787–1791). – Siehe auch die Vorrede zu seiner *Geschichte des weiblichen Geschlechts*.

53 Siehe Martin Bernal: *Black Athena. The Afroasiatic Roots of Classical Civilization*. Vol. 1. London 1981. S. 217.

## Walter Markov zur Geschichte und zu Perspektiven der deutschen Geschichtswissenschaft

**M**it der Bestimmung der Stellung, die Markov in der Geschichtsschreibung über die Große Französische Revolution, auf anderen historiographischen Spezialgebieten und der Universalgeschichte einnimmt, dürfte es auch darum gehen, seinen Platz als wissenschaftliche Persönlichkeit und hinsichtlich seiner bedeutenden Gesamtleistung in der Geschichte der deutschen und internationalen Geschichtswissenschaft zu fixieren. Dafür wären solche Gesichtspunkte, Methoden und Darstellungen zu berücksichtigen, wie sie Karl Dietrich Erdmann<sup>1</sup>, Günther Heydemann<sup>2</sup> u. a. zur Diskussion gestellt haben. Das gilt vor allem für die von Erdmann umrissenen marxistischen und »neohistoristischen«, anti- und nichtmarxistischen »Kontroverslinien« und die zwischen und in ihnen wirksame Dialektik von Konfrontation, Dialog und wachsender Kooperation im gesamtnationalen Rahmen sowie in der »Ökumene der Historiker«. Daß dabei nicht die Geschichtswissenschaft der Alt-BRD an die der Ex-DDR als Maßstab angelegt werden kann, hat der österreichische Historiker Helmut Rumpler bereits 1977 betont.<sup>3</sup> Es gilt vielmehr, einen Maßstab zu finden, der beide umgreift und eine umfassende Wertung ihrer Gesamtentwicklung in wechselseitiger »Challenge and Response« (Toynbee) im internationalen Kontext ermöglicht.

Für die Bestimmung der wissenschaftsgeschichtlichen Position Markovs ist unter diesen Gesichtspunkten seine Einschätzung der Geschichte der

deutschen Geschichtswissenschaft und ihrer wünschenswerten Perspektiven zu berücksichtigen. Dabei wäre aber konsequenter zu beachten, daß er mit 18 Jahren als gebürtiger Österreicher – Sohn eines slowenischen Vaters und einer Wiener Mutter sächsischer Herkunft – und jugoslawischer Staatsbürger 1927 nach Deutschland und als Student mit der deutschen Geschichtswissenschaft in eine direkte Verbindung kam. Er mußte daher seine gesellschaftspolitische und geschichtstheoretische Position in dieser neuen Bindung bestimmen. Sehr bald entschied er sich gegen den Kapitalismus und den dominierenden machtstaatsorientierten deutschen Historismus sowie für den Marxismus sowohl in gesellschaftspolitischer als auch in geschichtstheoretischer Hinsicht. Letzteres schloß schon sehr früh eine Offenheit für andere Richtungen und die Teilrezeption ihrer Ergebnisse ein. Wenn man seinen eigenen Aussagen folgt, so war er für diese Entscheidungen bereits geistig prädisponiert. Damit dürfte aber weniger ein spezifisch österreichisches, jugoslawisches bzw. slowenisches und serbisches Geschichtsbewußtsein gemeint sein, das ihm im Elternhaus bzw. im multinationalen Schulbesuch vermittelt worden war. Seinen eigenen Aussagen nach wird es im Positiven mehr die rebellische »Balkanluft«<sup>4</sup> sowie die Verachtung jeder »Abart von Nationalismus«<sup>5</sup> gewesen sein, die er in die Weimarer Republik mitbrachte, in der führende Historiker objektiv und nicht selten auch

---

1 Siehe Karl Dietrich Erdmann: Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques. Göttingen 1987.

2 Siehe Günther Heydemann: Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland. Frankfurt am Main. [u. a.] 1980.

3 Helmut Rumpler: Parteilichkeit und Objektivität als Theorie-Problem der DDR-Historie. In: Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. Bd. 1: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft. München 1977. S. 228ff.

4 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin 1989 (im folgenden: Zwiesprache). S. 28.

5 Ebenda. S. 14.

subjektiv im »Frontkämpfergeist« einen Revanchekrieg vorbereiteten. Er entschied sich damit gegen die Führungskräfte der Historikerzunft und verbaute sich – wie Ernst Engelberg<sup>6</sup> und andere marxistische Historiker – auch eine solche wissenschaftliche Entwicklung, die weit unter dem Rang seines bedeutenden Talents gelegen hätte – eine Haltung von zeitlosem moralischen Seltenheitswert.

Unter der formulierten Fragestellung soll auf drei Punkte eingegangen werden: *Erstens* auf seine Lehrer unter den deutschen Historikern; *zweitens* auf seine Analyse der Geschichte und der Situation der deutschen Geschichtswissenschaft und seine Vorstellungen über ihre Perspektiven nach 1945 und *drittens* – davon abgeleitet – auf seine Versuche, den Marxismus in einem pluralistischen Sinne in sie einzuführen.

*Erstens*: Als seine Lehrer nennt er nur drei: Fritz Kern (1884–1950)<sup>7</sup>, den er als seinen *richtigen Lehrer* bezeichnet; in einem weiteren Sinne Otto Hoetzsch (1876–1946)<sup>8</sup> und Arthur Rosenberg (1889–1943)<sup>9</sup>. Alle drei spielten auf unterschiedliche Weise Außenseiterrollen in der traditionellen akademischen deutschen Geschichtswissenschaft, die durch Ranke, die Kleindeutschen, die Neorankeaner, die Alldeutschen sowie durch die Nachfahren dieser Richtungen nach 1918 dominiert wurde. Nach 1945 traten als Persönlichkeiten besonders Friedrich Meinecke (1862–1954) und vor allem Gerhard Ritter (1888–1967) hervor. Bei mehr konservativen oder liberalen Grundhaltungen herrschte hier weitge-

hende Einmütigkeit in der Ablehnung der bekannten sozialgeschichtlichen Versuche Karl Lamprechts, gegen die Georg von Below (1858–1927) die »Axt gebrauchen« wollte<sup>10</sup>, sowie selbstredend in allererster Linie des Marxismus.

Von den drei genannten Lehrern gewann Markov auch unterschiedliche Anregungen. Von dem Althistoriker Arthur Rosenberg, der sich aber vorwiegend mit Fragen der Zeitgeschichte befaßte, sagt Markov, daß er ihm »als erster einen Schlüssel zur Marxschen Methode in die Hand gedrückt«<sup>11</sup> habe. Es gibt übrigens eine zeitverschobene Parallele zwischen Markov und Rosenberg. Dieser hielt nach seinem Ausscheiden aus der KPD 1927 ebenso am historischen Materialismus und an seiner sozialistischen Grundüberzeugung fest wie Markov nach seinem Ausschluß aus der SED 1951. Markov erwähnt aber auch eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Bestimmung des Charakters der Oktoberrevolution. War Rosenberg ein absoluter Außenseiter und singulärer Sonderfall, so ist Hoetzsch keineswegs als ein typischer Vertreter der traditionellen deutschen Geschichtswissenschaft zu werten. Zunächst deutsch-national, trat er nicht nur für eine Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und der UdSSR ein. Er kooperierte auch mit Pokrowski. Und 1946 wurde auf der Berliner Historikerkonferenz, an der auch Markov teilnahm, ein Referat des schwer erkrankten Hoetzsch vorgelesen, in dem er nahezu enthusiastisch »die universalgeschichtliche Bedeutung der großen russischen Revolution für die Welt und den Sieg der

6 Siehe Werner Berthold: Ernst Engelberg (geb. 1909). In: Namhafte Hochschullehrer der Karl-Marx-Universität Leipzig. Bd. 7. Leipzig 1985. S. 82ff.; Über den Sinn der Geschichte. Prof. Ernst Engelberg begeht heute seinen 85. Geburtstag. In: »Sächsische Zeitung«. Dresden vom 5. April 1994.

7 Siehe Hans Hallmann: Fritz Kern 1884–1950. In: 150 Jahre Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1868. Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften. Bonn 1968. S.350ff.

8 Siehe Gerd Voigt: Otto Hoetzsch. 1876–1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers. Berlin 1978. – Werner Berthold: Die Erkenntnis der weltgeschichtlichen Bedeutung der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der Sowjetunion durch Otto Hoetzsch unter dem Eindruck des Jahres 1945. In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas. Bd. 11. Berlin 1967. S. 189ff.

9 Siehe Helmut Berding: Arthur Rosenberg. In: Deutsche Historiker. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Bd. 4. Göttingen 1972. S. 81ff.

10 Georg von Below: Die neue historische Methode. In: Historische Zeitschrift. Neue Folge 45(1898)S. 195.

11 Zwiesprache. S. 36.

Sowjetunion im zweiten Weltkrieg«<sup>12</sup> betonte. Markov hebt besonders hervor, daß er bei Hoetzsch lernte, die »Quellen – insbesondere zum ersten Weltkrieg – nicht nur zu lesen, sondern ihre Schwindeleien und deren System zu durchschauen«<sup>13</sup>. Fritz Kern, der sich 1915 vergeblich um die Nachfolge Lamprechts beworben und dann in Bonn die Gründung eines »Instituts für Universalgeschichte« durchgesetzt hatte, wird von Markov als »ungemein liberal«<sup>14</sup> charakterisiert. Fachlich habe er von ihm gelernt, den »Umgang mit Geschichte auch auf eine – mir sehr entgegenkommende – nonchalante Art zu pflegen und über ganze Zeitalter in Riesensätzen zu hüpfen, vom Australopithecus über Widerstandsrecht im Mittelalter bis hin zum Ersten Weltkrieg«<sup>15</sup>. Was Markov hier mit der ihm eigenen Ironie und Selbstironie hervorhebt, faszinierte schon die Teilnehmer seiner ersten Lehrveranstaltungen, was auch Hans Jürgen Friederici im vorliegenden Band veranschaulicht: die Weite universalhistorischer Sicht, verbunden mit umfassender Literatur- und Quellenkenntnis und bei Anwendung marxistischer Theorie und Methodologie.

Zwischen dem Kommunisten Markov und dem liberalen Antinazi Kern entstand zudem ein Verhältnis antifaschistischer Solidarität, das im Bereich der akademischen Geschichtswissenschaft ebenfalls völlig untypisch war. Erinnerung sei nur an

die Diskriminierung des kommunistischen Widerstandskampfes durch Gerhard Ritter. Auch die Treue zwischen Lehrer und Schüler, die in Wendezeiten und schwierigen Situationen besonderen Belastungen unterliegt, war schon damals nicht typisch.

*Zweitens:* Jene umfassende Sicht zeichnen auch die Beiträge Markovs über die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft aus. Neben knapperen Bemerkungen in Zeitungsartikeln sind hier der Beitrag »Historia docet?«<sup>16</sup> und vor allem der umfangreiche Artikel »Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung« zu nennen, der 1950 in der Zeitschrift »Sinn und Form«<sup>17</sup> erschien, von der Hans Mayer feststellt, daß es dazu »kein Gegenstück in der damaligen Bundesrepublik gegeben hat«<sup>18</sup>. Es war die dritte umfassende Auseinandersetzung eines deutschsprachigen Marxisten und Kommunisten mit dem sogenannten deutschen Historismus, aber die erste, die unter dem Eindruck des Jahres 1945 entstanden ist. Vorangegangen waren die Untersuchungen von Karl Schmückle 1928<sup>19</sup> und von Ernst Engelberg 1937<sup>20</sup>. Leo Stern folgte 1952.<sup>21</sup> Es ist nicht sichtbar, ob Markov die Arbeiten seiner Vorgänger kannte. Wie diese stützt er sich auf Franz Mehring. Zugleich ist der Einfluß von Georg Lukács, der auch mehrfach zitiert wird, unverkennbar.

12 Otto Hoetzsch: Die Eingliederung der osteuropäischen Geschichte in die Gesamtgeschichte nach Konzeption, Forschung und Lehre. In: Pädagogik (1946)1. S. 34.

13 Zwiesprache. S. 33

14 Ebenda. S. 39.

15 Ebenda.

16 Siehe Walter Markov: Historia docet? In: Forum (1947)4. S. 8f.

17 Siehe Walter Markov: Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung. In: Sinn und Form (1950)S.109ff. (im folgenden: Krise).

18 Hans Mayer: »Wir haben keine Kultur mehr« [Interview]. In: Gewandhausmagazin. Nr. 4. Leipzig Frühjahr 1994. S. 19.

19 Siehe Karl Schmückle: Zur Kritik des deutschen Historismus. In: Unter dem Banner des Marxismus (1928)3. S. 281ff. – Siehe dazu Klaus Kinner: Marxistische deutsche Geschichtswissenschaft 1917 bis 1933. Geschichte und Politik im Kampf der KPD. Berlin 1982. S. 498ff. – Hans Schleier: Karl Schmückles Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen deutschen Historismus. In: Jahrbuch für Geschichte. Bd. 25. Berlin 1982. S. 305ff.

20 Siehe Ernst Engelberg: Liberale und antiliberalen Geschichtsschreibung in Deutschland. Geschichtsschreibung und Politik. Genf 1937 [Manuskript]; überarbeitet und ergänzt unter dem Titel: Einiges über faschistische Geschichtsideologie und -methodik und die Ohnmacht des Spätliberalismus. In: Wissenschaft aus nationaler Verantwortung. Festschrift anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Georg Mayer, Rektor der Karl-Marx-Universität Leipzig. Leipzig 1963. S. 111ff.

21 Siehe Leo Stern: Gegenwartsaufgaben der deutschen Geschichtsforschung. Berlin 1952.

Nach der ersten Begegnung mit der deutschen Geschichtswissenschaft in der Weimarer Republik tritt Markov nun als ihr scharfsinniger Analytiker hervor. Zugleich war er bemüht, die marxistische Geschichtsauffassung den bürgerlichen Fachhistorikern nahe zu bringen, die in der Regel den Marxismus ebenso radikal ablehnten wie sie ihn ignorierten. Das erfolgte vor allem auf der Historikertagung 1946 in Berlin<sup>22</sup> und anlässlich der Neugründung des traditionellen Historikerverbandes in München 1949. Gewissermaßen in dessen Nachbereitung verfaßte er seinen großen Artikel. Er zeugt von umfassenden Kenntnissen der Geschichte der Geschichtswissenschaft, der Philosophie und Literatur, die er in ihren Zusammenhängen im Rahmen der deutschen und europäischen Geschichte kritisch analysiert. Mit einem brillanten und essayistischen Stil wendet er sich bewußt an eine intellektuelle Elite. Daß er auch anders schreiben kann, ist durch zahlreiche Zeitungsartikel belegt, die er zuvor verfaßt hatte. Die damals vielbeschworene Krise der deutschen Geschichtswissenschaft führt er auf Ranke zurück, da sich die »deutsche Geschichtsschreibung zu einem Zeitpunkt auf [ihn] verpflichten ließ, an dem sein Geschichtsbild die Kapitulation des bürgerlichen Fortschrittsorsos mit den Mitteln einer dahinterliegenden Epoche monumentalisierte«<sup>23</sup>. Ohne die damals geläufigen Titel von Meinecke, Ritter u. a. direkt zu zitieren, geht er bei Betonung ihres fachlichen und stilistischen Niveaus vor allem polemisch auf sie ein. Nach der Gegenüberstellung von Ranke und Burckhardt skizziert Markov Grundlinien der Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft: die Kleindeutschen mit Sybel und Treitschke, die Neorankeaner und Alldeutschen, die Verbindung des Neokantianismus und

der Lebensphilosophie mit diesen Richtungen, die Rolle Nietzsches sowie Max Webers und der Soziologie sowie die kollektive Attacke der Verfechter der individualisierenden Methode gegen Lamprecht. Auch auf das Verhältnis des Geschichtsdenkens von Marx und Engels und der revolutionären Sozialdemokratie sowie des Reformismus zur akademischen Geschichtswissenschaft und Philosophie geht Markov ein. Unterschiede zur westeuropäischen Entwicklung werden wiederholt hervorgehoben. Nach knapper Charakteristik des Fortwirkens der skizzierten Grundlinie in der Weimarer Republik und in der faschistischen Diktatur nimmt er zu den aktuellen Meinungsäußerungen von Meinecke und Ritter sowie von Goetz, Rothfels, Litt und vielen anderen Stellung. Mehrfach wird die Notwendigkeit betont, gegenüber nationalistischer Beschränkung den »Weg [...] zur Universalhistorie als politischer Wissenschaft« zu »finden«<sup>24</sup>.

Mit der Kritik, die aber immer Diskussionscharakter trägt, wird im Unterschied zu Lukács auch anvisiert, was als rezeptionsfähig erscheint. Eine Interpretation Diltheyscher Auffassungen mutet wie die antizipierende Erklärung einer unlängst erfolgten Wende an – Markov bezeichnete sie allerdings als eine unrichtige Schreibart von Vendée – sowie zugleich als Gegenwartsanalyse und Prognose: »Jede Epoche geht aus dem Druck des Ungenügens an einem früheren Zustand der Dinge hervor, um selber an einer eigenen Insuffizienz zugrunde zu gehen.«<sup>25</sup>

Es wäre verwunderlich, wenn einige Thesen von 1950 nicht durch spätere Forschungen oder Wertungen präzisiert und teilweise korrigiert worden wären. Das gilt für einige Bestimmungen des komplexen und schwer definierbaren Historismus-

22 Siehe Werner Berthold: Marxistisches Geschichtsbild – Volksfront und antifaschistisch-demokratische Revolution. Zur Vorgeschichte der Geschichtswissenschaft der DDR und zur Konzeption der Geschichte des deutschen Volkes. Berlin 1970. S. 222ff. – Anke Huschner: Deutsche Historiker 1946. Aus dem Protokoll der ersten Historiker-Tagung in der deutschen Nachkriegsgeschichte vom 21. bis 23. Mai 1946. In: ZfG 41(1993)10. S. 884ff.

23 Krise. S. 116.

24 Ebenda. S. 148.

25 Ebenda. S. 137.

begriffs, dessen »einen Grundirrtum« Markov mit Karl Heussi darin erblickte, »daß sich die Anschauungen der Menschen ändern, die Dinge aber bleiben«<sup>26</sup>. Das kann auch für die Bewertung einiger Aspekte der deutsch-preußischen Geschichte im Sinne Mehrings bzw. des damaligen Mehringverständnisses gelten, die im Zug der Traditionsdiskussion problematisiert wurden. Allerdings erhebt sich die Frage, ob hier nicht im Ergebnis des 3. Oktober 1990 eine Rückbesinnung zu erwägen wäre. Das könnte auch das Problem der deutschen Misere betreffen, das allerdings nunmehr im Kontext einer Weltmisere zu erörtern wäre. Insgesamt fällt aber das, was gegenüber 1950 Änderungen erfuhr, viel weniger ins Gewicht als die Bestätigung der wesentlichen Orientierungen und Einschätzungen durch die systematischen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft, die seit Mitte der 50er Jahre vor allem von Ernst Engelberg betrieben und gefördert worden sind.

Wenn auch Markov selbst sich nach seinem Parteiausschluß 1951 dieser Thematik nur noch parenthetisch und in Form von sachorientierten Rezensionen zuwandte, so hat er ihre Erforschung auch als Gutachter mit großem Interesse und Zustimmung verfolgt. Und an der 3. Auflage des Bandes »Unbewältigte Vergangenheit«, der unter dem Titel »Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung« wiederum auch in Köln als 4. Auflage 1977 erschien und dessen kritisch-differenzierende Analyse noch aussteht, verfaßte er den Beitrag über die Große Französische Revolution. Ganz im Sinne seines Essays von 1950 und der späteren Forschungen leitete er ihn hinsicht-

lich der BRD mit dem Satz ein: »Vorbelastet mit der Hypothek des spätrömischen Ranke-Erbes, an dem festzuhalten G. Ritter seinen Zunftgenossen (noch) 1949 auf dem 20. Deutschen Historikertag in München empfahl, war schon die wilhelminische Revolutionshistorie unter den internationalen Pegelstrich gefallen.«<sup>27</sup> Zugleich weist Markov auf neue Tendenzen hin, die er seit Mitte der 60er Jahre registrierte, wobei er den Einfluß der »Pionierarbeiten der DDR«<sup>28</sup> besonders hervorhob.

Die universalgeschichtliche Orientierung, die das Schaffen von Markov und Manfred Kossok bestimmte, hat übrigens dazu beigetragen, die Forschungen und vor allem die Lehre auf dem Gebiete der Geschichte der Geschichtswissenschaft unter universalhistorischen und interdisziplinären Gesichtspunkten ständig zu erweitern.<sup>29</sup>

*Drittens:* Die Kritik Markovs am traditionellen deutschen Historismus war mit dem Versuch eng verbunden, seinen Repräsentanten die marxistische Geschichtstheorie und Methodik zu erklären und auch die kritische Diskussion unter Marxisten zu entfalten. Das war bereits auf der Berliner Historikertagung 1946 zu verzeichnen, wo er als einziger Diskussionsredner zu dem Hauptreferat von Anton Ackermann die Kategorie der Produktivkräfte problematisierte, um sie 1947 durch den Begriff »Energiepotential« zu ersetzen, was mit dem Beginn der pseudomarxistischen Dogmatisierung zu heftigen Angriffen führte.<sup>30</sup> In »Historia docet« vertrat er die Meinung, daß es innerhalb der Historikerschaft – angesichts ihrer feindlichen Ignoranz gegenüber dem Marxismus sowie seiner dogmatischen Entstellungen – erst einmal darauf

26 Ebenda. S. 136.

27 Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch. Hrsg. von Gerhard Lozek [u. a.] 4. neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Köln 1977. S. 261.

28 Ebenda. S. 262.

29 Siehe dazu u. a. Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe (1980)4, (1982)6, (1984)6 und (1988)5 sowie die Lehrmaterialien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft (8 Titel). Potsdam 1977–1990.

30 Zwiesprache. S. 142. – Was Markov aus der Sicht der 80er Jahre als das Wesentliche seines Beitrags von 1946 hervorhob, wird im Protokoll nicht erwähnt (siehe Fußnote 22).

ankomme, darüber zu informieren, was er nicht sei. Er ging dabei von der absoluten Dominanz der traditionellen Geschichtswissenschaft sowie davon aus, daß es zu einem deutschen Einheitsstaat im Sinne der Potsdamer Beschlüsse kommen werde, der antifaschistisch und -imperialistisch, aber nicht sozialistisch ist. »Deutschland haben wir als Ganzes gesehen und an Neuanfang der Geschichte ganz Deutschlands« gedacht, erklärte er in seiner »Zwiesprache«<sup>31</sup>. Im Sinne von Mehring und im Hinblick auf die Sowjetunion betonte er aber schon 1950: »Historiographie im vollen Wortsinn konnten und können Sozialisten erst auf dem Boden einer von ihnen erkämpften neuen Gesellschaftsordnung geben.«<sup>32</sup> Unter den damaligen Voraussetzungen, aber gewiß auch mit dem Blick auf die sozialistische Perspektive, forderte er für alle deutschen Universitäten den freien Wettstreit der Geschichtstheorien und die Verpflichtung, sich mit ihnen bekannt zu machen. Im Hinblick auf die damalige Situation betonte er: »Niemand wird den Wunsch hegen, den historischen Materialismus für seine Unterdrückung in anderen Teilen Deutschlands durch ein Monopol in der Ostzone zu entschädigen; es sei denn, daß er ihn vorsätzlich durch Inzucht ruinieren möchte.«<sup>33</sup> Als »gegenwärtiges Hauptanliegen«, das aber leider noch nicht realisierbar sei, bezeichnete er »die Verankerung gesellschaftswissenschaftlichen Studiums in der vergleichenden Anthropologie weitesten Umfangs und der Tiefenpsychologie auf der einen, in Erdkunde, Ökonomik und Statistik auf der anderen Seite«<sup>34</sup>.

Es ist zu bedauern, daß diese Entwicklung ausblieb und die abgelehnte geschichtstheoretische Monopolisierung in der DDR, aber – wenn auch mit sanfterer Gewalt und auf modifiziertere Weise – gleichfalls in der BRD eintrat bzw. auch hierin in der Reichsnachfolge beibehalten wurde. Neben der hausgemachten Borniertheit in der DDR sind dabei jedoch mit den Frontbildungen des Kalten Krieges auch Verursachungen in der restaurierten Geschichtswissenschaft der BRD zu berücksichtigen. So reagierte Ritter, der bis in die 60er Jahre einen enormen Einfluß besaß, auf die maß- und niveauvolle Kritik Markovs damit, daß er ihn (1949) als bloßen politischen Agitator, der wissenschaftlich »ohne jeden Ausweis« sei, und als »Spitzel der Russen« diskriminierte, den die »Kollegen aus dem Osten« fürchten mußten. Auch der ansonsten viel moderatere Hermann Heimpel äußerte sich ohne Verbalinjurien auf analoge Weise.<sup>35</sup> Zugleich wurde im Geiste des »deutschen Historismus« und des Lamprechtstreites mit dem Marxismus auch die Annales-Schule mit offener politischer Motivierung bekämpft. Der Göttinger Historiker Peter Schumann kam in Auswertung der Akten des VHD zu dem Urteil: »über Jahre war der Marxismus – nicht nur für die Geschichtswissenschaft – weniger ein theoretisches Problem als eine politische Provokation«<sup>36</sup>.

Auch solche Analysen wie der Aufsatz von Hans Mommsen »Haupttendenzen nach 1945 und in der Ära des Kalten Krieges«<sup>37</sup> sowie von Immanuel Geiss<sup>38</sup> u. a. sind unter diesem Gesichtspunkt zu nennen. Diese entschiedene Kritik ist aber als

31 Zwiesprache. S. 143.

32 Krise. S. 123.

33 Walter Markov: *Historia docet?* In: *Forum* (1947)4. S. 9.

34 Ebenda. S. 8.

35 Akten des Verbandes der Historiker Deutschlands: Ritter an Schnabel, 26. August 1949; Ritter an Heimpel, 27. August 1949; Heimpel an Ritter, 25. August 1949.

36 Peter Schumann: Gerhard Ritter und die deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. In: *Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Geschichte der Neuzeit*. Rudolf Vierhaus zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Mitarbeitern und Schülern. Göttingen 1982. S. 412.

37 Siehe Hans Mommsen: *Haupttendenzen nach 1945 und in der Ära des Kalten Krieges*. In: *Geschichtswissenschaft in Deutschland. Traditionelle Positionen und gegenwärtige Aufgaben*. Hrsg. von Bernd Faulenbach. München 1974. S. 112ff.

38 Siehe Immanuel Geiss: *Studien über Geschichte und Geschichtswissenschaft*. Frankfurt am Main 1972.

ein prononcierter Trend erst seit Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre zu registrieren, wobei Berufungen auf Arbeiten erfolgten, die in der DDR nach dem Essay von Markov schon ein Jahrzehnt früher erschienen waren. Es besteht daher auch aus diesem Grund kein Anlaß, diese Arbeiten substantiell abzuwickeln, jedoch eine entschiedene Selbstkritik an dogmatischen Prämissen und Konklusionen, an Illusionen sowie an einer demgemäßen Terminologie zu üben. Allerdings findet sich in ihnen keine so radikale Abwertung von Meinecke wie bei I. Geiss, der ihn – in diesem Falle nicht in Konvergenz mit marxistischer Kritik – »als« den »historisierenden Schamanen seiner Klasse«<sup>39</sup> bezeichnete.

Wenn auch vor allem in den 80er Jahren – begünstigt durch die Traditionsdiskussion und bei einer Erweiterung des Historismusbegriffs schon lange zuvor – eine differenziertere Bewertung des deutschen Historismus erfolgte<sup>40</sup>, so war doch die radikale Kritik an seiner damaligen Ausprägung, Funktion und Repräsentanz nach 1945 und bis in die 60er Jahre ein allgemeindemokratisches und gesamtnationales Anliegen, das mit erforderlicher

Entschiedenheit und Gründlichkeit, aber auch frei vom nationalen Nihilismus, von marxistischen Positionen aus in Angriff genommen wurde. Und Walter Markov war auch hierbei mit Ernst Engelberg und anderen Historikern der DDR ein Beginner. Auch unter diesem Gesichtspunkt wäre seine Stellung in der Geschichte der Geschichtswissenschaft zu bestimmen.

Es sollte zudem ein gesamtdeutsches Interesse daran bestehen, daß sein einstiges Bemühen um eine pluralistische Geschichtswissenschaft, in der antimarxistische und marxistische Richtungen sich wechselseitig an ruinierender Inzucht hindern, nicht wieder scheitert. Das verlangt natürlich jene Überwindung jeder Resignation und jenen Einsatz, wozu Hermann Klenner so eindrucksvoll aufgefordert hat und wozu Gerhard Zwerenz in seinem Buch »Links und lahm« ermutigt. Ich meine, daß unsere Konferenz und das gesamte Wirken des Rosa-Luxemburg-Vereins und der Karl-Lamprecht-Gesellschaft dem schon entsprechen und damit der Aufforderung Walter Markovs: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen!«<sup>41</sup>

39 Ebenda. S. 107.

40 Siehe Hans Schleier: Grundlinien der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung und Geschichtstheorien vor 1945 [Lehrmaterialien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft]. 2. überarbeitete Aufl. Potsdam 1988. S. 38ff. – Siehe auch die Beiträge von Werner Berthold, Gerhard Lozek und Hans Schleier in: Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart 1988.

41 Siehe Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külöw. Berlin 1994. S. 131–144.



Matthias Middell

## »Gelesen, aber ehrlich gesagt nicht für marxistisch gehalten!«

Walter Markov in der DDR-Geschichtswissenschaft

Als ich 1982 in einem Leipziger Antiquariat einen der vier Teile von Walter Markovs Biographie des roten Priesters Jacques Roux erstand, erwies sich das Exemplar nicht nur assoziationsauslösend rotweinbefleckt, sondern auch reichlich mit Randglossen versehen. Der Anonymus, dessen Verkaufsgelüst ich die Bereicherung meiner Bücherbestände um den längst vergriffenen und vom Akademie-Verlag nie wieder aufgelegten Forschungsbericht »Jacques Roux oder vom Elend der Biographie« verdanke, hatte unter anderem mit dem hier als Titel benutzten Verdikt eine Passage des Verfassers kommentiert, die sich auf den Historikerkollegen Georges Rudé bezog: »Seine Analysen der Pariser Arbeiterklasse in den Jahren 1789–1795, die zum Besten in der englischen marxistischen Literatur zählen, können von der Enragés-Forschung nicht entbehrt werden.«<sup>1</sup> Sollte die gemeinsame Zugehörigkeit zur internationalen Wissenschaftlergemeinschaft der Revolutionsforscher um Georges Lefebvre dem Leipziger Historiker die Augen verklebt haben für die doch so klare Unterscheidung zwischen einem Marxisten und einem Bürgerlichen?

Ein Blick in die Akten der Abteilung Wissenschaften beim Zentralkomitee der SED zeigt, daß nicht nur der auswärts als profilierter Marxist wahrgenommene Walter Markov in diesem Sinne offensichtlich »Unterscheidungsschwierigkeiten« hatte, sondern auch die Wissenschaftslenker in bezug auf ihn: Der nach ihrer Schreibweise zwischen Markoff, Markow und Markov Schwankende sah sich einmal in der Liste der am Ende der 40er Jahre vorerst wenigen Marxisten an den ost-deutschen Hochschulen hervorgehoben, später dagegen fand sich der inzwischen Parteilose öfter unter den unsicheren Kantonisten<sup>2</sup>, die man pauschal als bürgerlich bezeichnete. Für die Studenten war es nicht ganz einfach, der raschen Umetikettierung zu folgen, zumal ihnen ein Historiker gegenübertrat, der keine Scheu zeigte, sich auf Marx sowohl bei der Ablehnung des traditionellen Historismus als auch beim Verwerfen eines politisch instrumentalisierten Marxismusverständnisses zu berufen.<sup>3</sup>

1959, bei einem Vorschlag für die Auszeichnung mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber<sup>4</sup>, schien dann eine Formel gefunden, mit

---

1 Walter Markov: Jacques Roux oder vom Elend der Biographie. Berlin 1966. S. 32.

2 Siehe beispielsweise das kritische Resümee von Markovs Stellungnahmen zu Gerhard Ritter auf dem Bremer Historikertag, das der Leipziger Parteisekretär der Fachschaft Historiker in einer Beratung am 18. Dezember 1953 in Berlin gibt. (Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin (im folgenden SAPMO). ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/95. Bl. 12.)

3 Dies hebt – wie viele andere ehemalige Studenten Markovs – Manfred Kossok in seinen Erinnerungen hervor (ausführlich dargelegt in einem Gespräch mit Freiburger Studenten kurz vor seinem Tod im Februar 1993).

4 Als wichtiges Institut für die diskursive Reintegration Walter Markovs in die DDR-weite und von der SED-Führung akzeptierte Historikergemeinschaft scheint nach dem vorläufigen Aktenbefund ab 1955/1956 der wissenschaftliche Beirat für die Fachrichtung Geschichte beim Staatssekretariat für das Hochschulwesen gedient zu haben (siehe SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/103 Bl. 85ff.). Nach Erlebnisberichten von Werner Berthold, Manfred Unger und anderen hat es dagegen in Leipzig ungeachtet des Parteiausschlusses nie eine massiv wahrnehmbare Ausgrenzung Markovs gegeben.

der sich der Widerspruch aushalten ließ: »Prof. Markow [sic!] war der erste Historiker, der an der KMU seine Vorlesungen auf der Grundlage des historischen Materialismus aufbaute und so entscheidenden Einfluß auf die Vermittlung eines neuen Geschichtsbildes ausübte.«<sup>5</sup> Der feine semantische Unterschied zur Kennzeichnung anderer Kandidaten auf derselben Liste als »Marxisten« fiel kaum auf, konnte bei Gelegenheit vom Vorschlagenden als bedeutungsvoll herausgestellt, sonst aber auch als nebensächlich dargestellt werden.

Die inhaltliche Begründung offenbarte dem eingeweihten Leser einen eigentümlichen Widerspruch. Drei Jahre nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956, der die Umwertung wichtiger Momente der sowjetischen Geschichte ausgelöst hatte, bescheinigte man Markov: »Einen wesentlichen Beitrag leistete er bei der Vermittlung eines wahrheitsgetreuen Bildes des sowjetischen Gesellschaftslebens« – eine Einschätzung, die sich offenkundig auf die Zeit vor dem Ende Stalins bezog, denn »[s]eit 1954 widmet sich Prof. Dr. Markow vornehmlich der Erforschung der kolonialen Unterdrückung. Daneben widmet er sich den Problemen der französischen Revolution (Jakobiner)«<sup>6</sup>. Selbstverständlich findet sich kein Wort in der knappen Laudatio, welche Folgen ein in der Perspektive von 1959 »wahrheitsgetreues« Darstellen sowjetischer Geschichte vor 1956 hatte, wie sich der Wechsel der Forschungsthematik erkläre.<sup>7</sup>

Diese kleine Anekdote und die wenigen Verweise mögen genügen, um auf ein grundlegendes Problem hinzuweisen. Jede wissenschaftliche Untersuchung benötigt Begriffe, die den behandelten Gegenstand eindeutig zu kennzeichnen gestatten. In dem Maße, wie sich eine neue Forschungsrichtung etabliert, wird schon aus pragmatischen Gründen relativ rasch kollektiv ein vorläufiges Raster von Kennzeichnungen aufgebaut, mit denen sich die Diskussion über den Gegenstand strukturieren läßt. Nicht anders verhält es sich im Falle der Historiographie über die DDR-Geschichtswissenschaft, die aus leicht einsichtigen Gründen seit einigen Jahren Konjunktur hat. Die Unterscheidung zwischen marxistischen und bürgerlichen bzw. nicht-marxistischen Historikern scheint dafür auf den ersten Blick ein geeignetes Koordinatensystem herzugeben.

Was aber ist ein Marxist, wie läßt sich ein marxistischer Historiker kennzeichnen? Der so klar erscheinende Basisbegriff der politischen Terminologie in den sozialistischen Systemen erweist sich bei näherem Hinsehen als äußerst ambivalent. Es ist hier nicht der Raum, zu klären, inwieweit diese Ambivalenz schon in der Offenheit, Widersprüchlichkeit und Historizität der Marxschen Konzeption wurzelt oder in den zahlreichen Rezeptionssträngen, die von Marx über die Engelssche Werk-Exegese zu den verschiedenen Marxismen führt.<sup>8</sup> Interessant für unseren Zusammenhang ist vielmehr die Vielgestaltigkeit der Selbstbezeichnungen und Fremdcharakteri-

5 SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/22. Bl. 183.

6 Ebenda.

7 Markov selbst beschrieb den Vorgang 1988, zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner in Interviewform gestalteten Memoiren, so: »Die Geschichte der Sowjetunion (danach auch der europäischen Volksdemokratien) verfügte seit 1951 über ein eigenes Institut und entfiel demnach für mich.« (Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden: Zwiesprache). S. 222). – Dies erklärt jedoch keineswegs, warum der mit einer Arbeit zur Balkangeschichte Habilitierte die kommissarische Leitung eben dieses Instituts für ost- und südosteuropäische Geschichte, die er neben dem Engagement für sein Institut während der 50er Jahre innehatte, derart abtat. Der zeitliche Zusammenfall mit dem Parteiaus-schluß bietet eine Erklärung: Die Suche nach einem Sujet, bei dem die Gefahr von Äußerungen zum Kernbereich der historischen Legitimationserzählung des »sozialistischen Lagers« weniger häufig war, paarte sich mit der Neugier eines Forschers in Aufbruchstimmung.

8 Siehe dazu die erhellenden Aufsätze von Panajotis Kondylis und Gerd Irrlitz in: Der Marxismus in seinem Zeitalter. Hrsg. von Helmut Fleischer. Leipzig 1995.

sierungen als »Marxist«.<sup>9</sup> Die Verwendung des Wortes konnte entweder in einem politischen Sinne die Übereinstimmung mit »der Linie der Partei«, d. h. also die Ein- und Unterordnung in einem politischen System bedeuten, oder für die Berufung auf ein wissenschaftliches oder politisches Programm von hoher Legitimität gerade gegen die permanent wechselnde politische Verfügbarkeit stehen. Auch chronologisch drängt sich eine Unterscheidung auf. In der Frühphase der Historiographie in der SBZ/DDR galt es für alle Historiker das Verhältnis zu überlieferten Paradigmen zu bestimmen und sich dabei auch zu den mit dem Marxismus-Begriff verbundenen methodologischen und wissenschaftspolitischen Programmatiken (und den sie vertretenden Exponenten) zu verhalten. *Nach* der offiziell deklarierten Durchsetzung des Marxismus-Leninismus in der DDR-Geschichtswissenschaft änderte sich die Lage insofern, als nun eine andere semantische Codierung für fachinterne methodologische Auseinandersetzungen und für wissenschaftspolitische Weichenstellungen akzeptiert wurde.

»Durchsetzung« heißt dabei, daß alle Beteiligten so taten, als hätte sich eine einheitliche Basis der theoretischen Diskussion herausgebildet. Die Folgen für die Neucodierung von methodologischen Kontroversen in einem vorgegebenen (und weithin akzeptierten) Kategoriensystem sind bisher bei der Analyse der DDR-Geschichtswissenschaft wenig thematisiert worden. Die Klage über die Sterilität der gesellschaftswissenschaftlichen Fachsprache, die die DDR-Wissenschaftsentwicklung begleitete, drückte nicht nur Verzweiflung über fehlenden Publikumseinfluß, sondern eben auch die Wahrnehmung aus, daß wirkliche Kon-

troversen in dieser Sprache nicht austragbar waren. Nur wenigen gelang es wie Walter Markov, der im Inland als Stilkünstler, im Ausland daher als weitgehend unübersetzbar galt, an die expressionistische Sprachkreativität vergangener Jahrzehnte als Gegenwaffe anzuknüpfen.

Problematisch an der simplen Unterscheidung in marxistisch und nichtmarxistisch erscheint mir, daß relativ unkritisch die Kennzeichnungssysteme, die einerseits in der westdeutschen Forschung und andererseits von DDR-Historikern und -Wissenschaftspolitikern jeweils vor 1989 Verwendung fanden, übernommen werden. Die erklärliehe Konzentration auf die jetzt gerade neu erschlossenen Quellen, die primär *wissenschaftspolitische* Sachverhalte widerspiegeln (Zentrales Parteiarchiv der SED, Archiv des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen, Universitäts- und Akademiearchive), verstärkt diese Tendenz noch, da hier die Wahrnehmungsmuster der Wissenschaftsverwaltungen transportiert werden.

Entweder erscheint die DDR-Geschichtswissenschaft, sieht man von den wenigen Nichtetablierten ab, als monolithischer Block der kaum durch Unmutsäußerung gegen die politische Instrumentalisierung zur Legitimationswissenschaft Aufgefallenen<sup>10</sup>, oder sie differenziert sich auf einer Skala zwischen »Professionalität und Parteilichkeit«<sup>11</sup>.

Martin Sabrow zielt mit der Frage, ob denn die ostdeutsche Historiographie »eine im Prinzip moderne, nach internationalen Standards ausgerichtete Wissenschaft in der Tradition der Fachentwicklung seit der Aufklärung und dem Historismus, die allerdings durch politische Instrumentalisierungsversuche in mehr oder minder

9 Ein gravierendes Beispiel für das (folgenreiche) Mißverständnis um die Etikettierung als Marxist bietet sicherlich der Philosoph Ernst Bloch.

10 Siehe als jüngste Veröffentlichung, in der sich die Linie einer stark politisch-moralisch argumentierenden Darstellung der Historiographie in der DDR von einer eher auf kritische Historisierung zielenden Richtung abhebt: Rainer Eckert/Ilko-Sascha Kowalczyk/Ulrike Poppe (Hrsg.): Wer schreibt die DDR-Geschichte? Ein Historikerstreit um Stellen, Strukturen, Finanzen und Deutungskompetenz. Berlin 1995.

11 Siehe Konrad H. Jarausch (Hrsg.): Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR. Berlin 1991.

starkem Maße beschädigt und in ihrer Arbeit beeinträchtigt wurde [...] oder [...] als die in noch zu untersuchender Weise erfolgreiche Etablierung eines ganz anderen Verständnisses professionell reflektierten Umgangs mit der Vergangenheit verstanden werden [muß], das die überkommenen Normen der Sozialinstitution Wissenschaft wie Universalismus, freie Kritikzugänglichkeit und organisierter Skeptizismus ebenso außer Kraft gesetzt hatte wie die fachspezifischen Objektivitätsregeln<sup>12</sup>, auf die Voraussetzungen der oben genannten Kennzeichnungssysteme. Anders gefragt: Bedeutete die oft behauptete »Durchsetzung des Marxismus oder Marxismus-Leninismus«<sup>13</sup> in der DDR-Geschichtswissenschaft bzw. mit ihrer Hilfe in der DDR-Gesellschaft die Schwerpunktverlagerung auf bisher in der Geschichtsschreibung vernachlässigte Themen und Methoden, oder bedeutete sie die Durchsetzung eines neuen Wissenschaftsverständnisses? »Professionalität in der Parteilichkeit«<sup>14</sup> könnte eines der Paradigmen lauten, dem sich Historikerkarrieren und die Logik von Institutionen in der DDR zuordnen lassen. Hieraus ergäbe sich der Befund, daß zumindest in einer bestimmten Phase ein stark verändertes Wissenschaftsmodell etabliert worden wäre. Der Konjunktiv dieser Überlegung verweist einerseits auf den enormen empirischen Forschungsbedarf, andererseits aber auf die Tat-

sache, daß zugleich immer auch konkurrierende Paradigmen die Wissenschaftslandschaft geprägt haben.

Nicht übersehen werden sollte, daß die Bemühungen um die Etablierung eines neuen Wissenschaftstyps nicht in einem luftleeren Raum stattfanden. Sicher, der historische Bruch 1945 war gravierend. Die Delegitimation der alten Eliten, auch der Hochschullehrerschaft, durch den weithin ausgebliebenen Widerstand gegen die faschistische Diktatur bot günstige Voraussetzungen für die Durchsetzung eines neuen Modells. Aber die Probleme waren ebenfalls nicht übersehbar und wurden von der SED auch nicht übersehen: Dem allgemeinen Kadermangel trat zur Seite, daß auch die wenigen »marxistischen Wissenschaftler« an den Hochschulen ihre Anerkennung bei Studenten wie Kollegen vor allem darauf aufbauten, daß sie den überlieferten Normen des Wissenschaftsbetriebes folgten, die sie im Zuge ihrer eigenen akademischen Ausbildung aufgenommen hatten.

Nur wenige besaßen das Format (und hatten sich intellektuell darauf so vorbereitet wie Walter Markov oder Werner Krauss, von denen die beiden grundlegenden Texte für eine Überwindung des Historismus in der Geschichts- und der Literaturwissenschaft stammten<sup>15</sup>), um in dieser Situation daranzugehen, dem Marxismus einen Platz an

12 Martin Sabrow: Schwierigkeiten mit der Historisierung. Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsgegenstand. In: Martin Sabrow/Peter Th. Walther (Hrsg.): Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR. Leipzig 1995. S. 26.

13 Zahlreiche Autoren benutzen diese Unterscheidung, um begrifflich die Differenz zwischen drei Stadien des Wissenschafts- und Geschichtsverständnisses zu markieren: dem Marx'schen, einem frühen marxistischen, d. i. vor der staatlichen Etablierung des Sozialismus, und einem marxistisch-leninistischen. Diese Überlegungen nehmen das Gebot der Historisierung des Phänomens ernst, dürften aber angesichts der dafür notwendigen Detailkenntnis über das sich auf Marx berufende Denken kaum eine aktuelle Chance zur Etablierung im Wissenschaftsdiskurs haben.

14 Martin Sabrow: Parteiliches Wissenschaftsideal und historische Forschungspraxis. Überlegungen zum Akademie-Institut für Geschichte (1956–1989). In: Martin Sabrow/Peter Th. Walther (Hrsg.): Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR. Leipzig 1995. S. 195ff.

15 Siehe Walter Markov: Vom Nutzen der Historie. In: »Fuldaer Volkszeitung« vom 24. September 1946; Historia docet? In: Forum. Zeitschrift für das geistige Leben an den deutschen Hochschulen. Berlin, Leipzig 1(1947)4. S. 8–9 (wiederabgedruckt in: Walter Markov: Kognak und Königsmörder. Historisch-literarische Miniaturen. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin, Weimar 1979 (im folgenden: Kognak und Königsmörder). S. 15–20) sowie schließlich Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung. In: Sinn und Form (1950)2. S. 109–155. – Werner Krauss: Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag. In: Sinn und Form (1950)4. S. 65–126. – Beider ursprünglich getrennt im Kontext von Bemühungen um Universitätsreform und fachinterne Erneue-

den Hochschulen zu erstreiten, hieran aber auch ein nach Methode und Gegenstandswahl spezifisches Forschungsprogramm zu knüpfen und sich zugleich der »Inzucht-Gefahr« eines institutionell abgesicherten Wahrheitsanspruchs für »marxistische« Deutungen zu widersetzen. Damit verbunden waren Festlegungen darüber, was die neue Wissenschaft auszeichnen sollte. Eben diese Festlegungen entzogen sie aber politischer Verfügbarkeit und Instrumentalisierung in so starkem Maße, daß der Konflikt über Autonomie der Wissenschaft und politische Parteilichkeit programmiert war.<sup>16</sup>

Idealtypisch lassen sich vier verschiedene Positionen ausmachen, die Wissenschaftler und Wissenschaftsfunktionäre im Dschungel von Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit, d. h. aber auch zum Projekt eines neuen Wissenschaftsverständnisses einnehmen konnten.

*Erstens:* Jene, die man jenseits der pejorativen Konnotation der 50er Jahre als »bürgerliche Historiker« bezeichnen könnte, weil sie ihrer Sozialisierung und ihrem Habitus nach in der bürgerlichen Wissenschaftskultur mit einem absolut gesetzten Anspruch auf Autonomie der Wissenschaft verwurzelt blieben. Sie standen dem Begriff der Parteilichkeit und seinen praktischen Konsequenzen fremd gegenüber. Den sozialen Aufstieg einer neuen Generation von Kollegen, die sich unbedenklicher auf dieses Parteilichkeits-Konzept einließ, beobachteten sie zumindest mißtrauisch. Sie verbanden sich gleichwohl mit dem

Projekt eines Neuanfangs in der DDR. Die Motive lassen sich in Karrieresicherung oder dem Ergreifen einer erst jetzt gegebenen Karrierechance<sup>17</sup> suchen. Ganz offensichtlich war es auch so, daß die Strategien zuerst der sowjetischen Besatzungsmacht und später der SED zur Gewinnung der »Experten« für den Neuaufbau der wirtschaftsnahen Forschung und des Hochschulwesens ähnliche Garantien für den Erhalt der tradierten universitären Hierarchien und der damit verbundenen ordinarialen Würde zu bieten schienen wie in den westlichen Besatzungszonen. Auf der methodischen Ebene spielte eine mehr oder minder ausgeprägte Kritik am Geschichtsbild der Nationalkonservativen und an Prämissen des deutschen Historismus eine Rolle.

*Zweitens:* Für eine Gruppe engagierter linker Kritiker der alten deutschen Historiographie, die in der Extremsituation der Verfolgung durch das NS-Regime in die Nähe oder direkt in die Reihen der Kommunistischen Partei geraten war, in ihrem Habitus aber doch der »bürgerlichen« Wissenschaftskultur verhaftet blieb, verband sich Parteilichkeit als Ausgangspunkt für die Wahl von Gegenständen und Methodeninstrumentarium mit der letztlich weiter zu verteidigenden Unverfügbarkeit einer autonomen Wissenschaft. Parteilichkeit wird hier zur individuellen Entscheidung, die gleichwohl nicht die kollektiven Maßstäbe der Wissenschaftlichkeit außer Kraft setzen darf. Den Ausgangspunkt in der »Klassengebundenheit aller Historiographie« zu setzen und am Gedanken ge-

---

rung angestellte Überlegungen flossen zusammen im Sommersemester 1949, als jeweils freitags Walter Markov von 14 bis 16 Uhr »Übungen zur Methodenfrage in der neueren Geschichtsdarstellung« und Werner Krauss von 16 bis 18 Uhr »Übungen zur Methodenfrage in der modernen Sprach- und Literaturgeschichte« für Hörer aller Fakultäten anboten.

16 Um nur ein kleines Beispiel für solche Konflikte zu zitieren: Die Universitätsparteilitung Leipzig informierte die Abteilung Wissenschaften beim ZK der SED am 26. April 1957, »daß auf Einladung des Romanischen Instituts unserer Universität (Genosse Prof. Krauss) ohne unser Wissen für den Mai des Jahres 4 Dozenten und 11 Studenten der Universität Heidelberg zu einem Seminar eingeladen wurden. Auf Grund des bisherigen Planes für dieses Seminar, der keinerlei politische Gespräche mit den Heidelbergern festlegt, sowie auf Grund der Tatsache, daß Genosse Prof. Krauss außer den fachlichen Fragen für dieses Seminar solche Gespräche ablehnt, haben wir diesem Besuch bisher nicht zugestimmt und werden mit Gen. Prof. Krauss darüber noch eine Aussprache führen.« (SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/654. Bl. 47.)

17 Dies spielte offenkundig in Verbindung mit dem in der Weimarer Republik randständigen methodischen Ansatz einer Anlehnung an die Annales-Schule und den Belgier Henri Pirenne eine Rolle bei einem Historiker wie Heinrich Sproemberg. (Siehe dazu Veit Diczuneit/Matthias Middell/Manfred Unger: Geschichtswissenschaft in Leipzig: Heinrich Sproemberg. Leipzig 1994.)

richteter historischer Entwicklung festzuhalten, steht nicht im Widerspruch zur Anerkennung der handwerklichen Leistung der älteren historischen Schulen und der Einsicht, daß über die »Richtigkeit« der Forschungsergebnisse nicht durch Behauptung oder Klassenstandpunkt entschieden wird.<sup>18</sup> Das explizite Eintreten für die Verankerung einer marxistischen Historiographie an den Hochschulen speiste sich hochschulpolitisch aus Sympathie für das Programm gleicher Bildungschancen sowie methodisch-inhaltlich aus der Überzeugung, daß wesentliche Bereiche der Geschichte mit dem überlieferten Methodenspektrum nicht zu erschließen seien (als Beispiele seien nur genannt: die unter dem Schlagwort der »Geschichte von unten« zusammengefaßte Aufmerksamkeit für Unterschichten, kollektive Mentalitäten und die unterdrückten emanzipatorischen Alternativen in der historischen Entwicklung sowie auch – übergreifender – der Zusammenhang zwischen Struktur und Ereignis). Walter Markovs Plädoyers für eine Erneuerung der Geschichtswissenschaft 1946/1947 zielten in diese Richtung. Hochachtung für die handwerklichen Leistungen des deutschen Historismus und die moralische Integrität einiger seiner Vertreter gegenüber dem Faschismus verband sich mit dem Verdikt, daß eine nationalstaatlich und historisch ausgerichtete Geschichtsschreibung sich nun – d. h. nach den Erfahrungen von 1939–1945 – nur noch »als Abseitigkeit versteht« und mit der Hoffnung, dem neuen Geschichtsverständnis ei-

nige Positionen an den Hochschulen erringen zu können.

*Drittens:* Eine dritte Gruppe läßt sich eher in der nachrückenden Generation ausmachen. Für sie bietet sich der Vorschlag Sabrows von der »Professionalität in der Parteilichkeit« an. Die ungewöhnliche Chance für eine Generation zum raschen Aufstieg im akademischen System bot sich unter widersprüchlichen Einflüssen. Der Zickzack-Kurs der SED, der sich einerseits aus der wechselnden internationalen Lage, dem Fehlen einer geeigneten Strategie für eine sozialistische Entwicklung unter demokratischen Verhältnissen andererseits und drittens den heftigen Führungskämpfen erklären läßt, führte zu einer ständigen Politisierung der Universitäten und der Abforderung explizit politischer Loyalität in den zahlreichen Krisensituationen zwischen dem Ende der 40er und dem Beginn der 60er Jahre. Gleichzeitig war eine akademische Karriere aber nur unter dem Druck der überlieferten Qualifizierungsmechanismen mit »bürgerlichen« Professoren als Prüfern und in einer noch relativ offenen Diskursituation gegenüber der westdeutschen Historiographie zu verwirklichen.<sup>19</sup> In dieser ambivalenten Konstellation, die sich offensichtlich auch zwischen den einzelnen Hochschulstandorten sehr unterschiedlich darstellte, reihten sich persönliche Entscheidungssituationen aneinander, deren Gesamtheit zu rekonstruieren sein wird, will man das Kollektivporträt einer über dreißig Jahre in beinahe gleichbleibender Besetzung miteinander

18 Siehe etwa Walter Markovs Vortrag »Franz Mehring und die Krise der deutschen Geschichtswissenschaft« von 1949, der eine Vorstufe zu dem Artikel von 1950 in »Sinn und Form« darstellt (wiederabgedruckt in: Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979 (im folgenden: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. 364–372).

19 Eine der wichtigsten Institutionen dieses Kontaktes waren etwa für die Spätmittelalter- und Frühneuzeit-Forschung die Tagungen des Hansischen Geschichtsvereins, deren im Nachlaß Sproemberg (Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften) erhaltene Teilnehmerlisten sich wie ein *Who is who* der späteren Hochschullehrerschaft lesen. Hier war mit einem rein instrumentellen Wissenschaftsverständnis wenig Lorbeer zu gewinnen. Ähnliches läßt sich für die zahlreichen Gastseminare westdeutscher Hochschullehrer an ostdeutschen Universitäten sagen. – Siehe als Erlebnisbericht über die Bedeutung dieser Kontakte Manfred Unger: Notizen zur Assistentenzeit. In: Veit Didczuneit/Matthias Middell/Manfred Unger: Geschichtswissenschaft in Leipzig: Heinrich Sproemberg. Leipzig 1994. S. 107ff. – Ausführliche Dokumentation dieser Kontakte und der daraus erwachsenden Konflikte in: SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/654. Bl. 47ff.

umgehenden Akademikergruppe zeichnen, die im Kern die Spitzenpositionen der Geschichtswissenschaft in der DDR bis an deren Ende 1990 besetzte.

*Viertens:* Daneben gab es natürlich einen nicht unbeträchtlichen Kreis von Historikern, der von Anfang an ein rein instrumentelles Verhältnis zur Wissenschaft hatte oder es im Laufe einer an Disziplinierungen reichen Laufbahn erwarb. Sie verstanden sich als »Parteiarbeiter« an der »historischen Front«, ordneten die Geschichtswissenschaft als Beispiele gebende Hilfswissenschaft einem alles erklärenden Historischen Materialismus unter und standen auf Wacht gegen einen genau diese Unterordnung in Frage stellenden Professionalisierungsprozeß, den sie letztlich jedoch nicht verhindern konnten. Ihr Einfluß auf Entscheidungen zur Geschichtspolitik mag von Fall zu Fall erheblich gewesen sein, ihr Prestige war dagegen außerordentlich begrenzt, weil die Prestigeverteilung letztlich an einen »bürgerlichen« Begriff von Kompetenz gekoppelt blieb.

Für eine zeitlich weiterreichende Deutung der DDR-Geschichtswissenschaft wird man diese systematische Gliederung auf jeden Fall mit einem Generationenschema verknüpfen müssen. Regionale Unterschiede und die aus verschiedenen Gegenständen erwachsenden Logiken (vorgefundener Deutungszustand, internationale Diskursgemeinschaften, Bedeutung für die Geschichtskultur durch Aktualisierungsmöglichkeiten etc.) treten hinzu. Da dies hier jedoch nicht unser Anliegen ist, können wir uns mit einer allgemeineren Feststellung begnügen: Die erste Gruppe wurde entweder aus der DDR getrieben oder resignierte weithin. In jedem Fall hatte sie kaum Chancen, sich zu reproduzieren, so daß die Wirkung der zumeist älteren Hochschullehrer nachlassen mußte. Die Mehrheit der schließlich in den Hochschullehrerstatus Aufrückenden wurde in der dritten Posi-

tion sozialisiert. Die vierte Gruppe konnte sich in den Universitäten seltener durchsetzen und zog sich in spezifische Institutionen zurück, in denen individuelle Kompetenzdefizite durch institutionelle Macht kompensiert werden konnten.

Welche Chancen hatte unter diesen Umständen die zweite Position? Drei Situationen scheinen mir im Falle Walter Markovs besonders beachtenswert, um auf diese Frage eine vorläufige Antwort zu finden: die Zeit zwischen 1946 und 1949, das kurze Tauwetter von 1956 bis 1958 und die heiße Phase der III. Hochschulreform von 1967 bis 1970.

Enttäuscht vom Scheitern eines Wiederbeginns im Umfeld seiner alten Universität Bonn, an der er noch 1933 promoviert hatte, folgte er den Rufen nach Halle und schließlich Leipzig. Neben der raschen Habilitation – u. a. mit einem Gutachten Hans Freyers, des aus Budapest zurückgekehrten Direktors des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte – äußerte sich Walter Markov mehrfach programmatisch zu einem Ideal von Historiographie, das er aus seiner Ausbildung und dem Nachdenken in langen Jahren der Gefängnishaft mitbrachte. Klar war die Absage an die »gute Geschichte alten Stils [als] eine beschreibende Wissenschaft«, statt dessen sei es »unsere Aufgabe [...] über die bloße Analyse hinauskommen und verbindliche, nicht willkürliche Aussagen zu erhalten«<sup>20</sup>. Die Erläuterung, daß nämlich »die vornehmsten Hilfswissenschaften des künftigen Historikers Erdkunde, Statistik, Psychologie und Soziologie« sein werden<sup>21</sup>, legte den methodischen Rückstand der traditionellen deutschen Geschichtswissenschaft bloß und zeigte einen Weg der neuen Koalitionen zwischen den Disziplinen, der der Historiographie weiter eine zentrale Position sichern sollte. Markov zielte, hierin der Argumentation der Franzosen Lucien Febvre und Marc Bloch ähnlich, die damit bereits Jahrzehnte früher in Frankreich weit erfolgreicher

20 Walter Markov: Vom Nutzen der Historie. In: Kognak und Königsmörder. S. 21.

21 Ebenda. S. 22.

waren, auf eine grundlegende Erneuerung der Geschichtswissenschaft. Ritter und Meinecke wollte er durchaus gegen »unsachliche Verunglimpfung« in Schutz nehmen, denn »nur kleinbürgerliches Ressentiment schwelgt darin, Könnern von Format ihr persönliches Kaliber herunterzubuchen, weil sie in vielem auf dem falschen Flügel gefochten [...] haben«<sup>22</sup>. Allerdings dürfe sich die Historiographie nun weder allein mit der Ehrenrettung der wichtigeren Momente deutscher Geschichte vor der Inanspruchnahme durch das NS-Regime (»Entnazifizierung des Philosophen von Sanssouci und des Eisernen Kanzlers«<sup>23</sup>) noch mit der Konzentration auf die Umbruchphasen derselben Nationalgeschichte (»einige Lieblingsthese, etwa 1525, 1848 und 1933«<sup>24</sup>) begnügen: »vielmehr tut ihr not, die ganze Weite universeller Bezogenheiten zu erschließen«<sup>25</sup>.

Von der ausländischen Geschichtsschreibung wie von den Naturwissenschaften sei arbeitsteiliges Verhalten, also koordinierte Spezialisierung, zu lernen, damit eine erneuerte Universalgeschichte nicht im Dilettantischen verharre.<sup>26</sup> Der historische Materialismus erschien ihm dabei als ein gleichzuberechtigender Versuch, zur Synthese zu gelangen: »Niemand wird den Wunsch hegen, den historischen Materialismus für seine Unterdrückung in anderen Teilen Deutschlands durch ein Monopol in der Ostzone zu entschädigen; es sei denn, daß er ihn vorsätzlich durch Inzucht ruinieren möchte.«<sup>27</sup> Seine Polemik traf ebenso jene, die einem an Marx orientierten Geschichtsdenken Reduktionismus vorwarfen, ohne sich auf die Details der Auseinandersetzung einzulassen, wie

jene, die dieses für einen »Universalschlüssel« hielten. Die Tatsache, daß er eine Polemik in diese beiden Richtungen zu führen für nötig hielt, weist auf die eigene Situierung im akademischen Feld hin: eingeklemmt zwischen der abwehrenden Ignoranz der Etablierten im Westen und der kurzschlüssigen Besserwisseri im Osten, die den Fachhistoriker quasi überflüssig machte, sah er sich in einem Zweifrontenkrieg, der nur deshalb mit Aussicht auf Gewinn unternommen werden konnte, weil »eine so unfertige und labile Gesellschaft wie die unsere [...] schwerlich über ein fertiges eigenes Geschichtsbild verfügen [wird]«<sup>28</sup>. Die Täuschung, die Walter Markov mit vielen teilte, bezog sich vor allem auf die Geschwindigkeit, mit der der Kalte Krieg die beiden Gegenpositionen stabilisierte und damit das kleine Fenster eines Neuaufbruchs vorläufig wieder verschloß.

Interessant scheint aber doch, daß eine ganze Gruppe von Historikern in Ostdeutschland nach 1945 auf ähnliche Weise nach einer Alternative zum traditionellen Historismus und zu einem mechanistischen Marxismus suchte. Karl Griewank, der Jenenser Neuzeithistoriker, mit dem Markov im wissenschaftlichen Beirat für Geschichte beim Staatssekretariat für Hochschulfragen eng zusammenwirkte, orientierte sich in seiner Geschichte der Französischen Revolution an den sozialgeschichtlichen Arbeiten von Georges Lefebvre und Ernest Labrousse.<sup>29</sup> Heinrich Sproemberg, der mediävistische Kollege Markovs in Leipzig, privilegierte den Belgier Henri Pirenne, den vielleicht wichtigsten Mittler zwischen Karl Lamprecht und der Gruppe um Henri Berr, Lucien Febvre und

22 Walter Markov: *Historia docet?* In: Kognak und Königsmörder. S. 18.

23 Ebenda. S. 19.

24 Ebenda.

25 Ebenda.

26 Die Parallele in diesem Programm ist zum Herangehen vor allem der zweiten Generation der Annales-Schule unübersehbar. – Siehe dazu Lutz Raphael: *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945–1980*. Stuttgart 1994.

27 Walter Markov: *Historia docet?* In: Kognak und Königsmörder. S. 20.

28 Ebenda.

29 Siehe Karl Griewank: *Die Französische Revolution 1789–1799*. Berlin 1948.

Marc Bloch in Frankreich, und damit einen ebenfalls universalhistorisch und sozialgeschichtlich ausgerichteten Ansatz.<sup>30</sup> Für einige Zeit schien die Chance im Osten größer als im Westen, den Anschluß an jene Entwicklungen des Faches rasch herzustellen, die nach Gerhard Ritters »Materialismus«-Vorwurf von 1950 in der westdeutschen Zunft tabuisiert blieben.<sup>31</sup>

Der Zusammenbruch des Nationalsozialismus warf zugleich die Frage auf, wie man sich künftig mit dem Nationalen zu beschäftigen gedenke. Eine Polarisierung in Autoren, die nun erst recht den Blick auf die Nationalgeschichte lenkten, und solche, die den Ausweg in einer radikalen Wendung zur Universalisierung sahen, deutete sich an. An Gerhard Ritter, dem häufigst zitierten Gegenspieler, kritisierte Markov bei aller Wertschätzung sehr direkt: »Daß er 1936 den echten Geist von Potsdam gegen die plumpe Klitterung des Regimes in Obhut nahm, wird ihm jeder deutsch-nationale Frondeur [sic!] hoch anrechnen, 1947 gefällt sich solche Ehrenrettung, gelinde gesprochen, als Abseitigkeit.«<sup>32</sup> Dagegen fühlte sich Markov im Konsens der Berliner Historikertagung von 1946, in der sich alle Diskutanten für eine universalgeschichtliche Betrachtungsweise ausgesprochen hatten<sup>33</sup>, weit wohler. Nach Leipzig zu gehen, hieß für ihn wohl zuerst, sich in den Anspruch der Lamprecht-Tradition, Weltgeschichte zu betreiben, zu begeben – allerdings nicht von

der deutschen Regionalgeschichte, sondern von der Ost- und Südosteuropaforschung her kommend.<sup>34</sup>

1947/1948, auf dem vorläufigen Höhepunkt einer raschen Karriere zum Ordinarius angelangt, steht er mit einem Schwerpunkt in der arg vernachlässigten Osteuropaforschung als Historiker, der sein Fach als »politische Wissenschaft« begreift und insofern explizit Deutungsmacht in der Gesellschaft beansprucht, methodisch dem Marxismus einen Platz an den Hochschulen erobern und ihn zugleich um die pragmatisch-historiographischen Erfahrungen der Annales-Schule erweitern will sowie wissenschaftspolitisch für Pluralismus und streitbare Toleranz eintritt. Gegen eine Renationalisierung des Geschichtsbildes plädierte er für eine Nutzung der Diskreditierung des Nationalen, um universalgeschichtlicher Betrachtungsweise größere Geltung zu verschaffen. Meiner Meinung nach sind damit die Eckpunkte eines Programms – und mehr als ein Programm konnte es in jenen Anfangsjahren angesichts mangelnder Ressourcen und fehlender Mitstreiter aus seiner Schülerschaft noch nicht sein – gezeichnet, das zur Alternative für die historiographische Entwicklung in Ost- und Westdeutschland hätte wachsen können. Zweifellos war das Potential dafür verstreut, aber doch vorhanden. Das lange Zögern besonders der französischen Besatzungsmacht gegenüber der Restabilisierung der Historikerkunft

30 Siehe seine beiden Memoranden aus der Nachkriegszeit zur Neugestaltung der historischen Ausbildung und Forschung an den deutschen Universitäten, abgedruckt in: Veit Diczduneit/Matthias Middell/Manfred Unger: Geschichtswissenschaft in Leipzig: Heinrich Sproemberg. Leipzig 1994. S. 119ff.

31 Zu den Gründen für diese Verweigerungshaltung siehe Peter Schöttler: Zur Geschichte der Annales-Rezeption in Deutschland (West). In: Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten. Hrsg. von Matthias Middell und Steffen Sammler. Leipzig 1994. S. 40–60.

32 Walter Markov: *Historia docet?* In: Kognak und Königsmörder. S. 18.

33 Siehe Anke Huschner: *Deutsche Historiker 1946*. Aus dem Protokoll der ersten Historikertagung in der deutschen Nachkriegsgeschichte vom 21. bis 23. Mai 1946. In: ZfG 41(1993)S. 884–918.

34 Die Tatsache, daß er die Leitung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte übernahm, läßt ihn für Jerry Z. Muller (*The other God that failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism*. Princeton 1987. S. 329) zum Gewinner des Weggangs von Hans Freyer werden. Daß Markov den Angegriffenen um ein Gutachten für seine Habilitation bat, stellt ihn m. E. eher an die Seite der zahlreichen Bemühungen u. a. des Rektors Hans Georg Gadamer, den Theoretiker der »Weltgeschichte Europas« in Leipzig zu halten. – Siehe dazu auch Elfriede Üner: *Die Suche nach Wirklichkeit – Kontinuitäten in Leipzig und in Westdeutschland*. In: *Wirtschaft und Wissenschaft* (1995)1. S. 9.

weist darauf hin, daß auch andere als die tatsächlich abgelaufenen Entwicklungen im Bereich des Möglichen lagen.<sup>35</sup>

Der Parteiausschluß Walter Markovs 1950/1951 war wohl nur ein äußerliches Zeichen für das Scheitern dieses Programms.<sup>36</sup> *Erstens*: Zunächst war ihm damit das ureigene Forschungsfeld, aus dem er bisher die Legitimation für seine Neuerungsvorschläge im akademischen Feld bezogen hatte, verbaut. Unter dem mißtrauischen Blick der Wissenschaftsverwaltung, die ihn wenigstens zeitweise mit der Vertreibung rechnen ließ<sup>37</sup>, war eine sinnvolle Arbeit zur osteuropäischen Geschichte schlechterdings unmöglich geworden. Der Neuaufbau akademischer Legitimität in der vergleichenden Kolonialgeschichte – dem nächsten, ebenfalls nicht ohne politische Absicht gewählten Arbeitsfeld – dauerte Jahre. Die kurzzeitig aufgebaute Diskursmacht, die Walter Markov aus der Einführung der universalgeschichtlichen Perspektive aufgebaut hatte, bedurfte der mühseligen Rekonstruktion, nun aber unter den Vorzeichen eines in der Gesellschaft diskursiv etablierten Kategoriensystems des Marxismus-Leninismus, das der Geschichtswissenschaft nurmehr eine Illustrationsfunktion bereits erkannter allgemeiner Gesetzmäßigkeiten zumaß.

*Zweitens*: Die Renationalisierung des Geschichtsbildes schritt rasch voran, wie die häufig zitierten Reden Leo Sterns und Walter Ulbrichts aus dem Jahr 1951 belegen. Dies schlug sich auch in der akademischen Ausbildung nieder, für die zeitweise nach der II. Hochschulreform erwo-

gen wurde, die seminaristischen Lehrveranstaltungen nur noch der deutschen Geschichte zu widmen.<sup>38</sup> Der Traum von 1947, historische Großforschung arbeitsteilig auf die Erklärung von Weltgeschichte hin zu organisieren, zerschlug sich. Dagegen entstanden seit Anfang der 50er Jahre zahlreiche separate Institutionen, die allein der Deutung von Nationalgeschichte gewidmet waren.

*Drittens*: Auf der anderen Seite hielten viele der als »bürgerlich« apostrophierten Historiker die teilweise ebenso erbittert wie unfair geführten Auseinandersetzungen vor dem Hintergrund sich bestätigender antikommunistischer Vorurteile nicht aus. Die personelle und intellektuelle Basis jenes Alternativkonzeptes schmolz damit wie Schnee in der Sonne.

*Viertens*: Die westdeutsche Zunft konsolidierte sich nicht um jene südwestdeutsche Gruppierung, an der Markovs Doktorvater Fritz Kern, 1915 selbst Bewerber um den Leipziger Lehrstuhl Lamprechts und 1950/1951 am Mainzer Institut für Universalgeschichte, teilhatte, sondern um Gerhard Ritter. Dessen Ausgrenzung gegenüber Markov war fulminant: In einem Brief vom 27. August 1949 bedauerte er die Aufnahme des Leipziger Professors in den Verband der Historiker, »obwohl wissenschaftlich nicht ausgewiesen. Für den Vorstand kommt Markov unter keinen Umständen in Frage. Er hat nichts geleistet.«<sup>39</sup> 1950 wurde erwogen, Markov zum Historikertag als Koreferenten über »Geschichte und Soziologie« einzuladen und damit auf das Defizit bisheriger Historiographie zu reagieren. Wieder stemmte sich Ritter

35 Zahlreiche Hinweise auf die Offenheit der Situation in der westdeutschen Historiographie bei Winfried Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989. S. 47ff.

36 Gegen alle Mißverständnisse: Wenn hier vom Scheitern eines Programms die Rede ist, meint dies nicht das persönliche Scheitern, bezogen auf das eigene Oeuvre und den akademischen Wirkungskreis im engeren Sinne, wohl aber die Tatsache, daß sich dieses Programm nicht als wirkliche Alternative für die weitere Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung durchsetzen ließ.

37 Information aus einem Gespräch im Frühjahr 1993, in dem Walter Markov rückblickend die Sorge um die Familie angesichts eines unberechenbar erscheinenden Systems hervorhob, die ihn nach möglichen Auswegen schauen ließ. Zurückhaltender, aber doch für den geübten Leser seiner beziehungsreichen Sprache erkennbar, beschreibt er diese Konflikte in: Zwiesprache. S. 199.

38 Siehe SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/103.

39 Siehe Franz Worschech: Der Weg der deutschen Geschichtswissenschaft in die institutionelle Spaltung (1945–1955). Erlangen 1990. S. 50.

dem Ansinnen – nur im Ton versöhnlich – energisch entgegen: »ich zögere, einen ausgesprochenen Kommunisten, wie z. B. Herrn Markov zu bitten, angesichts der Tatsache, daß man diese Leute doch eigentlich nicht als freie Wissenschaftler anerkennen kann, da sie mit gebundener Marschroute marschieren«<sup>40</sup>.

Der Antikommunismus des Kalten Krieges erklärt sicher manches an dieser tiefen Kluft, zugleich aber tat sich hier die Differenz zwischen einem nur vorsichtig liberalisierten Deutschnationalen und dem vaterlandslosen Universalhistoriker, zwischen dem alten Historismus und einer sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweise sowie schließlich – vielleicht am gravierendsten – zwischen der vehement selbst zugeschriebenen Widerständigkeit<sup>41</sup> und dem tatsächlichen Widerstand gegen das Naziregime zutage.

In dieser Konstellation blieb dem Schachspieler Walter Markov nur, seine Stärken auszuspielen: »ein verhältnismäßig schwacher Angreifer, in der Defensive fast unschlagbar«<sup>42</sup>. Der Rückzug auf die Konsolidierung der Abteilung für allgemeine Geschichte der Neuzeit um das Rahmenthema vergleichender Kolonialgeschichte mit dem Aufbau einer Schar ähnlich gesinnter, sich für Weltgeschichte enthusiasmierender Schüler wurde von der Parteileitung argwöhnisch beobachtet.<sup>43</sup> Ralph Jessen hat bei Durchsicht der in den 50er Jahren abgeschlossenen Qualifizierungsschriften die zentrale Position Walter Markovs im akademischen Feld quantifizieren können<sup>44</sup>, der in der Mehrheit der Verfahren als Erst- oder Zweitgut-

achter tätig war. Dies blieb fürs erste zwar auf Leipzig begrenzt – immerhin jedoch die zweitgrößte Universität in der DDR – spricht aber dafür, daß ein nicht unerheblicher Kreis von Wissenschaftlern seinem Urteil den Fortgang der Karriere verdankt.<sup>45</sup> Dies setzt m. E. die oben aufgestellte These vom Scheitern des Programms von 1946/1947 nicht außer Kraft, belegt aber die Ambivalenz der Entwicklung, die sich auch im folgenden noch zeigen wird: mit der Zerstörung weitergehender Hoffnungen auf gesellschaftliche Wirkung assoziiert sich gleichzeitig eine Konsolidierung akademischer Positionen.

Für die Jahre von 1956 bis 1958 stehen wir auf schwankendem Boden, weil die aktenmäßigen Belege für die politischen Auseinandersetzungen allerhöchstens Indizien hergeben: Äußerungen Markovs über das Tauwetter, seine engen Beziehungen zum Kreis um Werner Krauss, aus dem sich ein Teil der Leipziger Oppositionellen rekrutierte, und die Freundschaft mit Gerhard Harig lassen Walter Markov in einem noch zu eruierenden Bezug zu jenen vermuten, die den Aufbruch des XX. Parteitages nutzen wollten. Auf wissenschaftlichem Terrain zielte er auf ein breiteres Bündnis der Revolutionsforscher, nachdem sich ein intensiver Kontakt zu Altmeister Georges Lefebvre und dessen Schülerkreis hergestellt hatte. Die rasch aufeinander folgenden Bände »Jakobiner und Sansculotten« und »Maximilien Robespierre« zeigen die Richtung an, die von wachsamen Parteisoldaten auch gleich erkannt wurde: aus dem Korsett einer auf den osteuropäischen Marxismus

40 Ebenda. S. 70.

41 Wie energisch Ritter seine Beziehungen zum Goerdelerkreis und die Freiburger Haft gegen die Vorwürfe vor allem ausländischer Historiker angesichts seiner antifranzösischen Ausfälle 1935 in einem fast hektischen Briefwechsel unmittelbar nach Kriegsende betonte, läßt sich nachlesen in: Kurt Schwabe/Rolf Reichardt (Hrsg.): Gerhard Ritter. Ein Briefwechsel. Boppard 1984.

42 Zwiesprache. S. 28.

43 Siehe die zahlreichen, zuweilen schon die Grenze zum Grotesken überschreitenden Episoden bei Veit Didczuneit: Geschichtswissenschaft an der Universität Leipzig. Zur Entwicklung des Faches Geschichte von der Hochschulreform 1951 bis zur »sozialistischen Umgestaltung« 1958. Phil. Diss. Universität Leipzig 1993.

44 Siehe Ralph Jessen: Professoren im Sozialismus. Aspekte des Strukturwandels der Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära. In: Sozialgeschichte der DDR. Hrsg. von Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka, Hartmut Zwahr. Stuttgart 1994. S. 234ff.

45 In den meisten DDR-Historikerbiographien, die mit Leipzig verbunden sind, wird denn auch Walter Markov unter den prägnanten Lehrern aufgeführt, ohne daß dies m. E. den Schülerkreis schon spezifisch umschreibt.

begrenzten Diskussion heraus in eine vorbehaltlose internationale Diskussion. Einher gingen Bemühungen um einen vorurteilsfreieren Kontakt mit westdeutschen Universitäten und Hochschullehrern.<sup>46</sup> Unter den Vorzeichen eines nach den Ungarn-Ereignissen eher an Schärfe gewinnenden Kalten Krieges gerieten auch diese Bestrebungen zwischen die Mülsteine einer Instrumentalisierung wissenschaftlicher Kontakte durch die politische Führung der DDR einerseits und des Mißtrauens, des reflexartig auf Frontenbildung gegen den Marxismus zielenden Verhaltens im Westen andererseits.<sup>47</sup>

Der Rückschlag 1958 war heftig und wird in der Geschichtsschreibung über die DDR-Historiographie zumeist als die wichtigste Zäsur angesehen. Wiederum wurde einer ganzen Gruppe über das traumatische Ereignis der Niederschlagung eines hoffnungsvollen Ansatzes zur Demokratisierung und Öffnung des Sozialismus der Mut zu weitergehenden Versuchen genommen. Mit dem Revisionismus-Verdikt wurde die Macht jener Politiker gestärkt, die das etablierte Sozialismus-Modell verteidigten. Allerdings war in der Intelligenz-Politik mit dem eingeschlagenen, bald als sektierisch bezeichneten Kurs wenig zu gewinnen, wollte man nicht die dringend benötigten Spezialisten aus dem Land treiben.<sup>48</sup>

Am Ende eines konfliktreichen Jahrzehnts waren zahlreiche politische Blühtäume erfroren, aber doch eine – in bequemer Distanz von der politischen Machtzentrale gelegene – ausbaufähige akademische Position erobert. Der Wissenschaftler war auf sein Spezialistentum zurückverwiesen.

In diesem blieb ihm der selbst zu verteidigende Freiraum. Die Existenz dieser Möglichkeit zur wissenschaftlichen Autonomie verdient gegen die apologetische Entschuldigung festgehalten zu werden, in Gesellschaften wie der DDR sei der Wissenschaftler hilflos dem Instrumentalisierungsbegehren der Politik ausgeliefert. Allerdings bedarf es für die Wahrnehmung der möglichen Freiräume eines Wissenschaftsverständnisses, in dem Wissenschaft und Politik nicht in eins fallen. Da der Zusammenfall von Wissenschaftlichkeit und »wissenschaftlicher Politik« allerdings zu den Legitimationsgrundlagen des Systems gehörte, blieb nur eine Gratwanderung für den Versuch, mit wissenschaftlicher Einsicht politische Entscheidungen zu beeinflussen. Der Grat verbreiterte sich zweifellos im Maße des sozialen Prestiges, des internationalen Renommées und der Entfernung des Gegenstandes vom Kernbereich der (gerade in dieser Zeit vor allem in der Nationalgeschichte angesiedelten) Legitimationsmythen. Die komparatistische Kolonialgeschichte gab Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre der Leipziger Gruppe um Walter Markov einen Vorsprung an Deutungskompetenz im Moment der aufbrechenden Befreiungsbewegungen in Afrika, aus dem sich neue Munition im Kampf um die knappen Ressourcen gewinnen ließ.<sup>49</sup> Kurzzeitig schien nicht nur die Perspektive einer wirklich auf Weltgeschichte gerichteten historiographischen Bemühung in den Möglichkeiten eines qualifizierten Schülerkreises, der die nötigen Institutionalisierungsprozesse mittragen könnte, wieder auf, sondern auch die Chance zu jenem gesellschaftlichen Engagement, das

46 Siehe SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/654.

47 Der amerikanische Historiker Robert Palmer brachte die Bedrohungsgefühle der nichtmarxistischen Geschichtsschreibung angesichts der zahlreich vorgelegten empirisch untermauerten Studien der Lefebvre-Schule in einer Rezension des von Markov besorgten Gedenkbandes für Robespierre zum Ausdruck, in der er davor warnte, daß nur die Marxisten das Volk in der Revolution verstünden. (Siehe Robert R. Palmer: Popular Democracy in the French Revolution. In: French Historical Studies 1(1960)3. S. 447.)

48 SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/33 mit einem Programm, das die Rolle der Ordinarien stärken, ihren Handlungsspielraum bei der Gestaltung wissenschaftlicher Projekte vergrößern mußte.

49 Zur wissenschaftsberatenden Tätigkeit sowohl für die Politik in Richtung Lateinamerika siehe SAPMO. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/104 und IV 2/9.04/46. Der erste ostdeutsche Gastprofessor in Afrika beunruhigte damals wohl selbst den »Spiegel« (siehe Zwiesprache. S. 246).

mit der Einheit von Wissenschaft und Politik an der Seite emanzipatorischer Bewegungen ernst machen würde.<sup>50</sup>

Solche Hoffnungen wurden allerdings schnell begraben; für die nötige Feldforschung, die das anspruchsvolle Programm in einem nun einsetzenden internationalen Wettbewerb abgesichert hätte, fehlte es an Ressourcen. Die Verkarstung des Hochschulwesens ließ nicht mehr in ausreichender Zahl Qualifikationsstellen nachwachsen, die die dringend nötige Ausweitung der Untersuchungen hätten tragen können.<sup>51</sup> Die Bemühungen um einen Ausbau des Instituts für allgemeine Geschichte zu der schon unmittelbar nach dem Krieg konzipierten arbeitsteiligen Forschergemeinschaft mit flächendeckendem Analyseanspruch für die neuzeitliche Weltgeschichte scheiterten an verschiedenen Faktoren. Es gelang nicht, der Geschichtswissenschaft die allgemeine Deutungsmacht in der Gesellschaft zurückzugewinnen, die eine »allmächtige, weil wahre Lehre« des Marxismus-Leninismus beanspruchte.

Wissenschaftspolitische Überlegungen zur raschen Auffüllung der Kaderlücken in den Auslandsbeziehungen und zu nötigen Spezialisierungen im Hochschulwesen eines kleinen Landes fielen in der III. Hochschulreform zusammen mit persönlichen Profilierungsvorstellungen in der Auswanderung der Bereiche Afrika-/Nahostwissenschaften, Asienwissenschaften und moder-

ne Lateinamerikawissenschaften, nachdem ein letzter Versuch, die Hochschulreform für die Neubegründung eines Instituts für Entwicklungsländerforschung (Sektion Asien-, Afrika-, Lateinamerikawissenschaften) zu nutzen, zu den Akten gelegt werden mußte.<sup>52</sup>

Es verblieb ein Torso des alten Institutes, eingegliedert in die neu gegründete Sektion Geschichte.<sup>53</sup> Der 1967 in einem Beitrag auf dem DDR-Historikerkongreß erstmals programmatisch formulierte und in der Festschrift zu Walter Markovs 60. Geburtstag<sup>54</sup> 1969 an Material von der Spätantike bis zur Gegenwart angegangene Versuch, über die zentrale Kategorie des Marxismus – die Revolution – einen kohärenten Zugang zur Universalgeschichte zu gewinnen, wurde damit im Kernbereich auf die neuzeitlichen Revolutionen zwischen Renaissance und Erstem Weltkrieg zurückgestutzt und erst später in schwierigen Kooperationsunternehmungen wieder ausgedehnt. Damit war eine materialreiche und neuen Interpretationen zugetane Perspektive aufgeschlagen, aber doch auch ein Rückzug aus den Auseinandersetzungen um die Deutung der Gegenwart angetreten. Es mutet wie eine Ironie des Schicksals an, daß eben diesen Zustand Walter Markov als ein Zeichen für die historische Überholtheit der bürgerlichen Gesellschaft vom Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner Analyse der deutschen Geschichtsschreibung kritisiert hatte.<sup>55</sup>

50 Siehe ebenda. S. 248ff.

51 »Es muß überprüft werden, ob die gegenwärtige Konzentration wissenschaftlicher Kader in der Allgemeinen Geschichte entsprechend den Bedürfnissen der Ausbildung an den Universitäten zu vertreten ist. [...] U. M. nach wird an den Universitäten eine zu große Kraft für die außerdeutsche Geschichte entwickelt.« (SAPMO. ZK der SED. Abt. Wissenschaften IV 2/9.04/104.)

52 Siehe hierzu die Akten im Bundesarchiv. Abt. Potsdam. DR 3. Nr. 49 und 59 (Profilierung der Regionalwissenschaften 1967ff.) sowie Nr. 1705 (zur Sektion Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften).

53 Zu den Bemühungen, diesen Umbauprozess für einen Gewinn an konzeptioneller Schärfe zu nutzen, siehe Bundesarchiv. Abt. Potsdam. DR 3 B 1322 (Fakultätsprotokolle der Universität Leipzig 1966–1968).

54 Siehe Studien über die Revolution. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1969. – Lediglich durch Beilegen einer tabula gratulatorii in einem Teil der Auflage konnte das Buch, das auch als Projekt zum 20. Jahrestag der DDR deklariert wurde und wohl deshalb pünktlich erschien, als akademische Festschrift kenntlich gemacht werden. Der Konflikt um eine solche Äußerlichkeit zeigt m. E. auf interessante Weise die Verschlingung »bürgerlicher« und »sozialistischer« Wissenschaftskultur.

55 »Der alte demokratische Liberalismus der Freiheitskriege, der Achtundvierziger [...] ist längst zur Mumie zerknittert. Der entpolitisierte Bourgeois satisfait des Bismarckreiches, der sich im Windschutz des preußischen Militarismus um den Platz an der

Schaut man auf die Bilanz, dann verschiebt die hier gewählte Blickrichtung vielleicht unangemessen die Proportionen. Der Akzent sollte, eben weil dies an anderer Stelle geschehen ist<sup>56</sup>, bewußt weniger auf das beeindruckende Oeuvre gelegt werden, mit dem Walter Markov innovativer Geschichtsschreibung nicht nur in der DDR, sondern in der Revolutionsforschung und Kolonialgeschichte weit über ihre Grenzen hinaus Bahn brach. Vielmehr ging es mir darum zu fragen, was unter den konkreten Bedingungen eines Wissenschaftssystems aus den programmatischen Ansprüchen werden konnte, die einer jener Männer nach 1945 formuliert hatte, denen eine Alternative zuzutrauen gewesen wäre. Wenn hierbei von einem wiederholten, und deshalb wohl – will man in der Logik des Bildes bleiben – immer nur partiellen, Scheitern die Rede ist, dann meint dies

keineswegs das Herunterbuchen einer individuellen Leistung. Die Hochachtung vor dem nicht verzagenden »Sich etwas einfallen lassen!«, das Walter Markov als Lebensmaxime weitergegeben hat, schließt die Verpflichtung ein, das Uneingelöste zu beachten, anstatt beim Erreichten in Feiertagsstimmung zu verharren. Die seit 1945 rapide fortgeschrittene Globalisierung macht jenen weltgeschichtlichen Zugriff, den Walter Markov immer wieder vehement eingefordert und listenreich gegen die verschiedensten Beschränktheiten durchzusetzen versucht hat, dringender denn je. Erweist sich vielleicht am Ende die Affinität zu seinem Helden Jacques Roux als so groß, daß auch er – zu früh geboren – Überschüssiges den Nachgeborenen hinterläßt? Ein Grund, seine Werke nicht nur kommemorativ zur Hand zu nehmen, scheint mir diese Frage allemal zu sein.

---

Sonne drängelt, setzt an die Stelle des Kulturwillens seine Zivilisationsbedürfnisse, an die Stelle seiner ausgehöhlten Kulturinhalte die leere Form.« (Walter Markov: Franz Mehring und die Krise der deutschen Geschichtsschreibung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 366.)

56 Siehe meinen Nachruf auf Walter Markov in: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 3(1993)4. S. 9–14. – Kurt Holzapfel/Matthias Middell (Hrsg.): *Die Französische Revolution 1789 – Geschichte und Wirkung*. Berlin 1989. S. 9–61; *Annales Historique de la Révolution Française* (1991)282. S. 493–499 sowie *Bulletin d'histoire de la Révolution française* (1992/1993)S. 49–58.

Wolfgang Küttler

## »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat«

Zu Theorieauffassung und Geschichtskonzeption Walter Markovs

**W**alter Markov leistete neben und zusammen mit seinen umfassenden empirischen Forschungen und historiographischen Werken auch eine bedeutende theoretische und methodologische Arbeit auf dem Gebiet der marxistischen Welt- und Revolutionsgeschichtsforschung. Die folgenden Ausführungen sollen diese Seite seines Wirkens in knapper Skizze würdigen. Die dafür gewählte Überschrift ist auch der Titel einer 1979 von Manfred Kossok besorgten Sammlung theoretischer und synthetisierender Aufsätze Markovs<sup>1</sup>, der sein Anliegen treffend zum Ausdruck bringt: Es ging ihm um die weltgeschichtliche Triebkraft Revolution, also um Weltgeschichte als Potenz revolutionärer Zäsuren, wie er es bereits 1949 in einem programmatischen Aufsatz<sup>2</sup> begründete. Für seine Ansichten vom Beruf des Historikers sind darüber hinaus ein ebenfalls 1979 erschienener Miniaturenband<sup>3</sup> und seine Autobiographie von 1989<sup>4</sup> wichtige Quellen.

Wenn Markovs Werk in theoretisch-methodologischer Hinsicht produktiv gewürdigt werden soll, dann geht es heute erstens um eine möglichst historisch genaue Analyse seines Konzepts, was angesichts der sich da immer mit einschleichen- den Perspektive »ex post« 1990 keineswegs leicht fällt, und zweitens darum, im Interesse der Nachkommenden herauszufinden, wo gerade heute die

Möglichkeiten kritischen Anknüpfens liegen. Im Gesamtkontext der Entwicklung zur und in der DDR-Historiographie ist dabei auch zu fragen, wie sich die ursprünglichen Intentionen zur späteren Realität verhielten, nachdem Maßregelung und Parteiausschluß definitiv darüber entschieden hatten, daß Markov nicht zu den leitenden Planern und Gestaltern der DDR-Geschichtswissenschaft gehören würde. Um der Beantwortung dieser Fragen näher zu kommen, ist Markovs Gesamtkonzept sowohl im realsozialistischen Diskurszusammenhang der DDR als auch unter dem Aspekt externer Kritik an diesem vorzustellen. Es ist in diesem Rahmen natürlich unmöglich, das Thema auch nur unter diesen ausgewählten Gesichtspunkten vollständig zu behandeln. Ich beschränke mich daher auf einen Vergleich seines Entwurfs von Welt- und Revolutionsgeschichte mit der späteren Praxis arbeitsteilig realisierter komparativer Revolutionsgeschichte, um dann auf dieser Grundlage eine Positionsbestimmung unter aktuellen Aspekten zu versuchen.

**I.** Überblicken wir Markovs Schaffen insgesamt, so war und blieb die Große Französische Revolution, seine »Hausrevolution«, wie er 1969 gerade im Hinblick auf ein Plädoyer für den Vergleich mit anderen Revolutionen und revolutionären Bewegun-

---

1 Siehe Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. 2. durchgesehene und ergänzte Aufl. Berlin 1982 (im folgenden: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat).

2 Siehe Walter Markov: Revolution und Entwicklung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 1ff., insbesondere S. 4–6.

3 Siehe Walter Markov: Kognak und Königsmörder. Historisch-literarische Miniaturen. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin, Weimar 1979 (im folgenden: Kognak und Königsmörder).

4 Siehe Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden: Zwiesprache).

gen seit der frühen Neuzeit betonte<sup>5</sup>, der zentrale Gegenstand seiner empirischen Forschungen und theoretisch-methodologischen Reflexionen. Zweifellos ist diese Hausmacht auch die eigentliche Quelle seiner nationalen und internationalen Wirkung, der Bereich also, durch den seine historiographiegeschichtliche Bedeutung bestimmt wird. Zugleich aber stand dieses wissenschaftliche Anliegen von Anfang an im Zeichen einer Gesamtperspektive, die auf die sozialistische Revolution des 20. Jahrhunderts gerichtet war.<sup>6</sup> In einem 1949 gehaltenen Urania-Vortrag explizierte er das Thema »Revolution und Entwicklung« aufgrund der Parteinahme für Revolution und Diktatur des Proletariats als »eine höhere Kategorie«<sup>7</sup> der Revolutionsgeschichte und mit dem Optimismus unaufhaltsamer Weltveränderung: »Wir stehen an der Wiege eines anders strukturierten, von der Profitsuggestion befreiten Menschentyps.«<sup>8</sup> Daß dies keine tagespolitische Rhetorik, sondern tiefer Ausdruck einer starken Überzeugung war, zeigt sich daran, daß die hier umrissene Grundposition durch allgemein erkennbare und schmerzlich selbst gemachte gegenläufige Erfahrungen nicht erschüttert werden konnte.

Vom Ansatz und Gegenstand der Forschung ergab sich für Markov das verbindende Element zwischen 1789 und 1917 in den Massenbewegungen der Revolutionen der Neuzeit seit dem 15. und 16. Jahrhundert, in der Geschichte der revolutionären Linken wie auch der äußersten Linken<sup>9</sup> und ihrer Funktion, der sein zentrales Werk über Jacques Roux und auch seine primäre theoretische Auf-

merksamkeit galten.<sup>10</sup> Bei allen Unterschieden der Epochen verband für ihn das Interesse der Massen, ihr revolutionärer Kampf die früheren Revolutionen mit der sozialistischen Revolution im 20. Jahrhundert. In den revolutionären Kräften, »die der Revolution erst ihren demokratischen Grundzug verliehen«, sah er »Vorfahren, wenn nicht frühe Klassenbrüder des Proletariats«<sup>11</sup>.

Das Problem des Jakobinismus war in diesem Zusammenhang die zentrale Frage nicht nur nach den Grenzen bürgerlichen Fortschritts und damit auch nach der historischen Legitimation der Revolution des Proletariats, sondern auch für die Übergänge zwischen beiden Revolutionstypen. Am Schluß eines grundlegenden Aufsatzes über »Grenzen des Jakobinerstaates« (1955) verglich er die großen Revolutionsepochen der neuen und neuesten Zeit unter dem Aspekt des geschichtlichen Verhältnisses der bürgerlichen Revolutionslösung »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« zur sozialen Emanzipation des Proletariats: »Was die Bourgeoisie der Aufklärung entnahm, hat sie in der Tat auf keiner über das Jakobinertum hinausreichenden Stufe verarbeiten können. Aber die demokratische Diktatur fordert, indem sie Grenzen zieht, zugleich Trennung und Entscheidung. Eben an dieser Grenze bricht die Harmonie der revolutionären Trinitätsformel zusammen und gibt im Zusammenbruch die Wirklichkeit dem neuen schöpferischen Klassenantagonismus zwischen Bourgeoisie und Proletariat frei.«<sup>12</sup> Weil er diesen Übergang historisch in revolutionären Volksbewegungen vor 1789 vielfach antizipiert sah und mit

5 Siehe Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 11ff.

6 Siehe Manfred Kossok: Für Walter Markov. In: Kognak und Königsmörder. S. 6f.

7 Walter Markov: Revolution und Entwicklung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 7.

8 Ebenda. S. 10.

9 Zum Begriff »äußerste Linke« siehe Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Ebenda. S. 12f.

10 Siehe vor allem Walter Markov: Robespieristen und Jacquesrouins. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 194ff.; Das Ärgernis des linken Priesters. In: Ebenda. S. 260ff.; Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789–1794). In: Ebenda. S. 276ff.

11 Walter Markov: Zur Typologie der Revolutionen (1969). In: Kognak und Königsmörder. S. 35.

12 Walter Markov: Grenzen des Jakobinerstaates. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 147.

1917 keineswegs als abgeschlossen betrachtete, erweiterte Markov das theoretische und empirische Vergleichsfeld zurück bis zu Müntzer<sup>13</sup> wie auch voraus bis zu den antikolonialen Befreiungsbewegungen des 20. Jahrhunderts.<sup>14</sup>

Mit dieser Konzeption von Revolutionsgeschichte sind folgerichtig übergreifende weltgeschichtliche Absichten verbunden. Die schon erwähnte Aufsatzsammlung weist vier thematische Schwerpunkte aus, die für sein Gesamtwerk repräsentativ sind: *erstens* die Komparatistik bürgerlicher Revolutionen, *zweitens* den historischen Ort und die Bedeutung der Großen Französischen Revolution, *drittens* den Zusammenhang von bürgerlichem und sozialistischem Revolutionstyp und *viertens* die revolutionshistorische Zuordnung der nationalen Befreiungsbewegungen der Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas. Die entsprechenden Bemühungen reichen gerade im hier interessierenden theoretischen Ansatz in die ausgehenden 40er oder frühen 50er Jahre zurück. Insofern sind sie zugleich auch als erste Entwicklungsschritte marxistischer Fachorientierung der ostdeutschen bzw. DDR-Historiographie im Gesamtbereich der Weltgeschichte anzusehen.<sup>15</sup> So betrachtet, zeigt sich in der Verbindung der Revolutionsepochen und in den entsprechenden thematischen Schwerpunkten eine konzeptionelle Einheit, in der Markovs ursprünglicher Entwurf einer zum bürgerlichen Historismus alternativen Geschichtswissenschaft in Deutschland zu erkennen ist.

Zum einen war der Bezug auf 1917 für ihn konstitutiv als praktische Orientierung historischer

Forschung und Lehre, mit dem Ziel praktisch eingreifender, kritisch gestaltender Theorieentwicklung und Geschichtsschreibung. Zwar zeigen seine Reden in der Anfangszeit des Umbruchs in Ostdeutschland die Option für die sozialistische Umgestaltung durchaus in der damals üblichen holzschnittartigen Sprache revolutionär-klassenkämpferischen Aufbruchs. Aber Markov mahnt zugleich, das wolle »nun freilich richtig verstanden sein. Es hat lange gedauert, ehe Marx und Engels den Sozialismus vom Utopiehimmel auf die harte Erde heruntergeholt hatten«, und gerade die proletarisch-sozialistische Revolution erfordere bestimmte ökonomische und politische Entwicklungsbedingungen und deren »peinlichste Einhaltung« durch die revolutionäre Partei, die »eine der materiellen Wirklichkeit entsprechende Theorie«<sup>16</sup> besitzen müsse, wie sie bei allen veränderten Erfahrungen grundsätzlich von Marx und Engels ausgearbeitet worden sei. Für Markov bestand ein unlöslicher Zusammenhang der Marxschen und Leninschen Tradition in diesem Verhältnis von Grundlegung und erfahrungsgemäßer Entwicklung der Theorie, so daß Lenins Erbe stets in eigene theoretische Überlegungen einbezogen wurde, allerdings immer in einer Weise, die diesen als einen kritischen Geist fern von stalinistischer Dogmatisierung erkennen läßt.<sup>17</sup>

Daher steht zum anderen neben dem Bekenntnis zum konstitutiven Zusammenhang des eigenen Schaffens mit der sozialistischen Revolutionsepochen stets die Forderung nach schöpferischer Unruhe für kritische, offene Erkenntnis geschichtlicher Erfahrungen: »Eine so unfertige und

13 Siehe Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 14.

14 Siehe u. a. Walter Markov: Die Jakobinerfrage heute. In: Ebenda. S. 148ff.; Von einigen Dimensionen der Jakobinerfrage. In: Ebenda. S. 184ff.

15 Siehe Michael Zeuske: Materialien zu einer Geschichte des »Instituts für Kultur- und Universalgeschichte« seit 1949 sowie ein Anhang zum Sinn von Universalgeschichte. In: Gerald Diesener (Hrsg.): Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute. Leipzig 1993. S. 99ff.

16 Walter Markov: Revolution und Entwicklung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 7f.

17 Siehe Walter Markov: Lenin. Theorie und Praxis der Revolution (1949). In: Ebenda. S. 373ff.; Revolution und Geschichte bei Marx (1968). In: Ebenda. S. 350f.

labile Gesellschaft wie die unsere wird schwerlich über ein fertiges eigenes Geschichtsbild verfügen«<sup>18</sup>, mahnte er 1947, sich auf Marx' Warnung vor dem Mißbrauch seiner Theorie als welthistorischer Universalschlüssel berufend, und er wiederholte dies 1966, als der DDR-Sozialismus schon wesentlich reifer schien, eher noch zugespitzt: »Unsere unfertige Gesellschaftsordnung kann kein fertiges Geschichtsbild haben. Sie kann nur Wege weisen. Wege, die sich nicht selbst anbieten, die man suchen muß, behaftet mit dem Risiko der Umwege, ja Irrwege.«<sup>19</sup>

Konsequenz für den Marxismus sollte keinesfalls intolerante Ausschließung des Wettbewerbs unterschiedlicher Konzeptionen bedeuten; es komme nicht auf den Anspruch einer Geschichtsbetrachtung, sondern darauf an, wie sie kommende Generationen vor alten Irrtümern »behüten und ihnen damit das Mittel in die Hand geben« könne, »Wirkungen zu verhindern, die sie nicht wünschen«<sup>20</sup>.

Die Entscheidung für den Gegenstand Französische Revolution und im größeren Kontext für Welt- und Revolutionsgeschichte hatte somit weit über eine individuelle Themenwahl hinaus die tiefere Bedeutung, daß damit auch die allgemeine Auffassung Markovs von den Aufgaben einer praxisnahen neuen Geschichtswissenschaft in Deutschland nach Krieg und Faschismus begründet werden sollte. Auf der Basis der Marxschen Geschichtsauffassung und auch in kritisch aufgehobener Tradition von Karl Lamprecht<sup>21</sup> sollte dieses Gesamtkonzept vor allem in einem komplexen kultur-, universal- und revolutionsgeschichtlichen Ansatz bestehen – als deutliche Antwort auf den Nationalismus, Individualismus und

Konservativismus der traditionellen deutschen Historiographie.<sup>22</sup> Markovs Universalismus war dabei nicht etwa ein Grund zur Abkehr vom deutschen historischen Erbe, sondern sollte diesem gegenüber eine wirklich souveräne Position ermöglichen, die schon von der Gegenstandsbestimmung her strikt gegen Europa- und Germanozentrismus jeglicher Couleur, aber auch gegen jede selektive Verengung des Bildes der deutschen Geschichte gerichtet war. Eindringlich warnte er davor, bei der nötigen Erneuerung des Geschichtsdenkens in Deutschland »das Kind mit dem Bade auszuschütten«, bemerkenswerterweise schon 1947 am Beispiel der Reizfiguren Friedrich II. und Bismarck: »Die deutsche Forschung hat drückendere Sorgen als die Entnazifizierung des Philosophen von Sanssouci und des Eisernen Kanzlers. Sie kann sich nicht mit Kind und Kegel auf einige Lieblingsthesen, etwa 1525, 1848 und 1933, stürzen; vielmehr tut ihr not, die ganze Weite universeller Bezogenheiten zu erschließen.«<sup>23</sup>

Ein solches Profil hat die DDR-Geschichtswissenschaft in ihrer starken Fixierung auf die deutsche Geschichte nie erreicht; in Zeiten eigenstaatlicher Abgrenzung fehlte die Souveränität gegenüber der eigenen deutschen Vergangenheit, auf den Höhepunkten der Erbe- und Traditionerschließung die Aufgeschlossenheit gegenüber den universalen Aspekten des Erbes. Nicht zufällig spielte Markovs Werk in der Erbedebatte der 80er Jahre nur eine marginale Rolle. Gleichwohl waren beiderseitige Bemühungen um einen fruchtbaren innerwissenschaftlichen Diskurs auf dem Gebiet der vergleichenden Revolutionsgeschichte mindestens in zwei Richtungen erfolgreich: zum einen über die Forschungen von Hein-

18 Walter Markov: *Historia docet?* In: Kognak und Königsmörder. S. 20.

19 Walter Markov: *Vom Nutzen der Historie.* In: Ebenda. S. 23.

20 Ebenda. S. 24.

21 Siehe Walter Markov: *Franz Mehring und die Krise der deutschen Geschichtsschreibung (1949/1950).* In: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat.* S. 364ff. und insbesondere 370f.

22 Siehe Walter Markov: *Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung.* In: *Sinn und Form (1950)2.* S. 109ff. sowie im *Rückblick Zwiesprache.* S. 190ff.

23 Walter Markov: *Historia docet?* In: Kognak und Königsmörder. S. 18f.

rich Scheel in bezug auf den Jakobinismus »extramuros«<sup>24</sup>; zum anderen – in allgemeinerer Hinsicht – über Walter Schmidt für die Beurteilung der Rolle des Bürgertums und des Liberalismus wie auch von Hegemon und Triebkräften in der deutschen Revolution von 1848/49.<sup>25</sup> Es ist somit sicher übertrieben, von einer weitgehenden Abkoppelung der deutschen von der allgemeinen Geschichte in der DDR-Historiographie zu sprechen.<sup>26</sup> Aber dennoch bleibt bei einem Blick auf gesamtgesellschaftliche Intention und Wirkung der Eindruck zutreffend, daß die kreative Offenheit und die universale Dimension der Markovschen Konzeption in der Geschichtskultur der DDR nicht bestimmend werden konnten. Andererseits waren sein Einfluß und Wirkungsradius – sieht man von der ersten Hälfte der 50er Jahre ab – keineswegs so gering, daß von einer generellen Marginalisierung seiner Ansätze gesprochen werden könnte. Vielmehr ist die Aussage, daß er das wissenschaftliche Profil der DDR-Historiographie insgesamt wesentlich mitgeprägt hat, in einem anderen Blickfeld ebenso richtig.

**II.** Diesem Widerspruch gilt es in der konkreten wissenschaftlichen Realisierung des Markovschen Programms nachzugehen. Dabei bestätigt sich zunächst, daß Markov trotz der bitteren Erfahrungen zu Beginn der 50er Jahre durch beharrliche und konsequente Arbeit, aber auch nicht ohne Duldung und später wieder Förderung seitens der Verantwortlichen, bedeutende Erfolge erreichen konnte. Insbesondere die Große Französische Revolution und ihr gesamtes Umfeld wie

auch die Geschichte der nationalen Befreiungsbewegungen im 20. Jahrhundert, die »Entwicklungs-länderforschung«, wurden zugleich Schwerpunkte eigener empirischer Arbeiten und direkter Nachwuchsbetreuung. Hier wirkte Markov im besten Sinne schulbildend, und seit Ende der 60er Jahre kam die vergleichende Revolutionsgeschichte – jetzt schon durch seinen Schüler Manfred Kossok vermittelt – als dritter Forschungs-zweig hinzu. Zweifellos etablierten sich dadurch erfolgreiche Forschungsrichtungen und Lehrfächer, die über die Orientierung vieler wissenschaftlicher Nachwuchskräfte und Studenten wie auch in praktischen Berufen eine nicht geringe Multiplikatorenwirkung hatten.

In gesellschaftspolitischer Hinsicht sind Leistungen und Grenzen dieses Wirkens am Beispiel der Forschung und Lehre zur Geschichte der Dritten Welt an anderer Stelle behandelt worden.<sup>27</sup> Für Theorie und Methodologie ist die vergleichende Geschichte der bürgerlichen Revolutionen, das jüngste Kind der Markovschen Schule, besonders charakteristisch. Markov hatte sich ab Mitte der 60er Jahre verstärkt diesem Thema zugewandt, das zuvor hauptsächlich in Vorlesungen behandelt oder von der »Hausrevolution« 1789 her hinsichtlich der übergreifenden Bedeutung der Jakobinerfrage tangiert worden war. Die Durchbruchrevolution von 1789 sollte weiterhin der zentrale Orientierungspunkt bleiben, aber kein schematisches Modell für alle anderen bürgerlichen Revolutionen bilden. Vielmehr sollte sie nach Typ, Reifegrad, Verhältnis von Hegemon und Massen, leitenden Ideen und weiteren übergreifenden Kriterien geschichtlichen Fortschritts

24 Siehe Universalhistorische Aspekte und Dimensionen des Jakobinismus. Dem Wirken Heinrich Scheels gewidmet. Berlin 1976 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1976/10 G).

25 Siehe Walter Schmidt: Zu Problemen der europäischen bürgerlichen Revolutionen von 1848/49 – Hegemoniefrage, Typologisierung, Ergebnisse. In: ZfG 27(1979)7. S. 639ff.

26 Siehe Matthias Middell: Jenseits unserer Grenzen? Zur Trennung von deutscher und allgemeiner Geschichte in der Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur der DDR. In: Konrad H. Jarausch/Matthias Middell (Hrsg.): Nach dem Erdbeben. (Re)Konstruktion ostdeutscher Geschichte und Geschichtswissenschaft. Leipzig 1994. S. 88ff., wo diese Aspekte der Kooperation innerhalb der Historiker weitgehend fehlen.

27 Siehe den Beitrag von Lothar Rathmann im vorliegenden Band.

auf der Basis des historischen Materialismus mit anderen Umwälzungen der Transformationsepoche von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft verglichen werden.<sup>28</sup> In dieser Absicht entwickelte er ab Anfang der 70er Jahre zusammen mit Kossok theoretische und methodische Grundlagen komparativer Forschungen zur bürgerlichen Revolutionsepoche<sup>29</sup>, und in der besonders kreativen Anfangsphase der 70er Jahre hat er auch das Profil der diese erfolgreichen Arbeiten anregenden und begleitenden Kolloquienreihe in Leipzig wesentlich mitgeprägt, wie an seinem launig-kritischen Schlußwort zum zweiten Internationalen Kolloquium der Leipziger Forschungsgruppe 1974 zu erkennen ist<sup>30</sup>.

Die Fragen, die Markov in der gemeinsamen Arbeit zu diesem Thema besonders interessierten und an deren weiterer Reflexion er auch den größten eigenen Anteil hatte, sind hier eingangs formuliert: »die Linken und insbesondere die äußersten Linken im Komplex der bürgerlich-demokratischen Revolution«, ferner »die Periodisierung, Stadialität und Quasistadialität der verschiedenen konkreten Revolutionen«, die Verschiebungen in den Klassenkräften im Hinblick auf Hegemonie und Triebkräfte, ferner »die Frage der Phasenverschiebungen« vor allem, was ihn weiterhin stark bewegte, in bezug auf bürgerlich-demokratische Inhalte in Revolutionen des 20. Jahrhunderts und das Problem von »Modell« und »Wegen« der Revolution angesichts der Klassizität von 1789.<sup>31</sup>

Auch dieses Vorhaben ging aus einem epochenübergreifenden Gesamtkonzept hervor, das demonstrativ in einem von seinen Schülern, Freunden und Kollegen im In- und Ausland zu Markovs 60. Geburtstag 1969 vorbereiteten thematischen Band zum Ausdruck kam.<sup>32</sup> Er enthält Arbeiten zu den Themenkomplexen »Evolution und Revolution in der Antike«, »Revolution und Revolutionsbild im Übergang vom Feudalismus zur bürgerlichen Gesellschaft« und »Revolutionen und revolutionäre Bewegungen beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus«. Mit dieser Veröffentlichung und der aufgrund ihrer Materialien veranstalteten Konferenz »Klassen und Ideologien in Epochen des revolutionären Umbruchs« (Oktober 1969) werde – so Manfred Kossok in der Vorbemerkung – »in Etappen jene wissenschaftliche Selbstverständigung angestrebt, aus der umfassendere Beiträge zur Geschichte der Revolutionen in neuer und neuester Zeit hervorgehen sollen«<sup>33</sup>.

Zwar kann das 1976 gegründete »Interdisziplinäre Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung« (IZR) mit vielfältigen Aktivitäten in Lehre, Weiterbildung und Forschung sowie mit Kolloquien- und Publikationsreihen als ein Resultat dieser weitgefaßten Zielstellung angesehen werden.<sup>34</sup> Die direkte theoretische Arbeit und Forschungsentwicklung beschränkte sich jedoch auf den Rahmen der bürgerlichen Revolutionsgeschichte, machte sogar im weiteren Verlauf immer bewußter an der Epochengrenze von 1917

28 Siehe Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 11f.

29 Siehe Manfred Kossok/Walter Markov: Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. Berlin 1974. S. 1ff.

30 Siehe Walter Markov: Schlußwort [auf dem Internationalen Symposium Oktober 1974 in Leipzig]. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Rolle und Formen der Volksbewegung im bürgerlichen Revolutionszyklus. Berlin 1976. S. 345ff.

31 Ebenda. S. 344f.

32 Siehe Manfred Kossok (Hrsg.): Studien über die Revolution. Berlin 1969.

33 Manfred Kossok: Vorbemerkung. In: Ebenda. S. IX.

34 Siehe Manfred Kossok: Zehn Jahre IZR. Bilanz – Probleme – Perspektiven. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 36(1987)S. 516ff.

halt, wie die auf »Studien über die Revolution« folgenden Bände, die Themen der Kolloquien und Dissertationen deutlich werden lassen.

Aber große Themen haben ihre eigene Logik, und diese führte nicht nur über grenzüberschreitende Probleme, sondern auch vom Spezialfach Französische Revolution selbst unvermeidlich wieder an die drängenden Probleme der Gegenwart heran. Dies läßt sich – im Abstand eines weiteren Jahrzehnts – exemplarisch an einem Vortrag von Walter Markov zum Tode seines französischen Freundes, Mitstreiters und Kollegen Albert Soboul<sup>35</sup> zeigen. Darin werden im Hinblick auf das näherrückende Bicentenaire von 1989 und die sich schon weit in dessen Vorfeld abzeichnenden internationalen Kontroversen über den historischen Ort der Revolution dringende Forschungsaufgaben der Marxisten zugleich als kritische Anmerkungen zum in der DDR erreichten Forschungsstand formuliert. Auch wenn nicht mehr viel völlig Neues über die Revolution zu entdecken sein dürfte, sei für Marxisten doch noch eine Menge zu tun: »Ich würde sogar postulieren, daß eine genuin marxistische Durchdringung des Stoffberges bisher nur punktuell erfolgt ist. Noch so schöne Prinzipienklärungen auf der Makrolinie allein helfen da nicht viel. Um manche Konkrete haben wir bisher sogar einen großen Bogen gemacht und sie neidlos bürgerlicher Routine überlassen.«<sup>36</sup> Als solche defizitäre Forschungsfelder nennt Markov *erstens* Periodisierungsfragen vor allem in bezug auf den Abschluß der Revolution – mit dem theoretischen Kernproblem, wie sich die Stabilisierung der neuen Herrschaft zum revolutionären Charakter der Abläufe verhält, wann die Revolution zuende gewesen und bei welcher Normalität sie jeweils 1794, 1795, 1799

und dann im weiteren Zyklus angekommen sei; *zweitens* das nach wie vor nicht erschöpfend erforschte Problem des engeren und weiteren Jakobinismus; *drittens* das Vendée-Problem, verallgemeinert: die Frage der Konterrevolution in der Revolution, und *viertens*, für Marxisten angesichts der empirischen Übermacht französischer Stratifikationsforschungen besonders gravierend, die Frage: »Fehlt nicht bis heute die Sozialgeschichte der einzelnen Klassen und Klassenschichten, angefangen mit der Bourgeoisie und herunter bis zum embryonalen Proletariat?«<sup>37</sup> Schließlich verweist Markov *fünftens* auf die Vielzahl der Fernwirkungsprobleme europäischer und globaler Dimension, mit denen der Fragekatalog mühelos erweitert werden könne.

Was an diesem nur zwei Druckseiten füllenden »Problemspiegel« jedoch besonders auffällt, sind die konzeptionellen Begründungen für das Anmahnen dieser Spezialfragen aus drängenden Erfordernissen einer stark veränderten internationalen Problemsituation. Weit über den innerwissenschaftlichen Expertendisput hinaus brachte in Frankreich und von da rasch international um sich greifend die gegen das klassische Revolutionsbild der Marxisten und linksliberalen Historiker gerichtete Offensive der »Revisionisten« um Furet<sup>38</sup> einen Zeitgeist allgemeiner Skepsis und sogar völliger Negation nicht nur der radikalen Seiten der Französischen Revolution, sondern der Revolutionsgeschichte insgesamt zum Ausdruck. Markovs streitbare Gegenkritik galt vor allem dem Perspektivenwechsel von der Revolutions- und Formations- zur allgemeinen Modernisierungsgeschichte, den Furet lediglich neu fundiert hatte. Markov wandte sich gegen dessen generellen »Angriff, der den Klasseninhalt der Revolution

35 Es handelt sich um einen im Oktober 1983 auf dem VII. gemeinsamen Kolloquium von Historikern Frankreichs und der DDR gehaltenen Vortrag – siehe Walter Markov: Forschungsprobleme der Französischen Revolution. Aus Anlaß des Todes von Albert Soboul. In: ZfG 32(1984)6. S. 483ff., insbesondere S. 486–488.

36 Ebenda. S. 486.

37 Ebenda. S. 487f.

38 Siehe François Furet: Penser la Révolution française. Paris 1978 (deutsch: 1789. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Frankfurt am Main 1980).

aufs Korn nimmt und jeden unmittelbaren Nexus zwischen sozioökonomisch bedingtem Formationswechsel und politischem ›Umsturz‹ leugnet«<sup>39</sup>, so daß die Revolution als unnötiger, sogar schädlicher Störfall im Prozeß einer sowieso erfolgreichen Modernisierung aus dem Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus herausgelöst werde.

Aber hinsichtlich der empirischen und konzeptionellen Herausforderung ist diese Polemik fern aller doktrinären Überhebung. Vielmehr hob er die allgemeine Kardinalthese der »Revisionisten«, die radikale Revolution habe den Kapitalismus in Frankreich mehr gehemmt als gefördert, unter den Themen, bei denen die Ergebnisse der Kritiker sehr ernst zu nehmen seien, weil Fragen aufgeworfen würden, die auch die der Marxisten hätten sein müssen, mit besonderer Dringlichkeit hervor: »Welches sind die komplexen Ursachen für die vielbeklagte relative Schwäche des französischen Industriekapitalismus nach einer so ›vorbildlichen‹ bürgerlichen Revolution. Führt sie uns auf die Wegeproblematik zurück?«<sup>40</sup> »Zurückkommen« meinte weniger die »Wegeproblematik« an sich – in bezug auf Mittel- und Osteuropa, Spanien und Lateinamerika wie auch im allgemeinen formationsgeschichtlichen Kontext des bürgerlichen Revolutionszyklus hatte sie immer schon wesentliche Bedeutung für die Leipziger Forschungen und Diskussionen, und zwar in der Tradition von Lenins Ansatz der Entgegensetzung eines reformerischen und eines revolutionären

Weges des Übergangs zum Kapitalismus.<sup>41</sup> Außerdem war sie als Schnittpunkt zur deutschen Geschichte relevant.<sup>42</sup> Markov hatte die deutsche Revolution 1848/49 schon frühzeitig ausdrücklich in seine Gesamtsicht der bürgerlichen Revolutionsgeschichte einbezogen<sup>43</sup> und sich später zusammen mit Kossok kooperativ und komparativ darum bemüht, die bürgerliche Umwälzung in Deutschland in allgemeinen Betrachtungen der Wege-, Stadien-, Hegemonie- und Typologiefragen des neuzeitlichen Revolutionszyklus zu integrieren.<sup>44</sup>

Jetzt aber kehrte das Thema der Wege des kapitalistischen Fortschritts ins Zentrum der Auseinandersetzung um 1789 selbst zurück, nachdem die Debatten der 40er und 50er Jahre inhaltlich schon erschöpft schienen. Die Wiederbelebung des Problems erfolgte jetzt angesichts der »revisionistischen« Zweifel an einem positiven Zusammenhang des ganzen Revolutionsablaufs mit der kapitalistischen Modernisierung in modifizierter Form: 1789 nicht *als der revolutionäre Weg* im Sinne eines Modells, sondern *1789 und die folgenden Wege* von Revolution und Transformation im offenen Verhältnis von Durchbruchrevolution und initiierten Möglichkeiten gesellschaftlicher Evolution. Wohl nicht zufällig war dieser Frage auch das Akademie-Kolloquium zu Markovs 75. Geburtstag gewidmet.<sup>45</sup>

Markov hatte im Sinne einer präzisen wissenschaftlichen Gegenstandsbeziehung eine strenge Konzentration auf konkret faßbare Revolutionen

39 Walter Markov: Forschungsprobleme der Französischen Revolution. Aus Anlaß des Todes von Albert Soboul. In: ZfG 32(1984)6. S. 487.

40 Ebenda. S. 488.

41 Siehe Manfred Kossok: Vergleichende Geschichte der neuzeitlichen Revolutionen. Berlin 1981. S. 43ff. (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1981/2 G).

42 Siehe Walter Schmidt: Zu den Wegen der bürgerlichen Umwälzung. In: ZfG 26(1978)6. S. 497ff. (mit ausdrücklichem Bezug auf die Leipziger Forschungen. S. 497f.).

43 Siehe Walter Markov: 1848. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 381ff. sowie den Beitrag von Walter Schmidt im vorliegenden Band.

44 Siehe Walter Markov/Walter Schmidt/Wolfgang Küttler: Revolutionen in der Epoche des weltweiten Sieges des Kapitalismus 1789–1871. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Revolutionen der Neuzeit 1500–1917. Berlin 1982. S. 101ff.

45 Siehe 1789 und der Revolutionszyklus des 19. Jahrhunderts. Dem Wirken Walter Markovs gewidmet. Berlin 1986 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1985/3 G).

und ihre Spezifik vertreten und sich immer gegen Tendenzen zur Auflösung von Revolutionsgeschichte in übergreifende Prozesse des Wandels und der Transformation gewandt.<sup>46</sup> Daß er nun Mitte der 80er Jahre die stärkere Berücksichtigung der allgemeinen Transformationsprozesse im Verhältnis zu den revolutionären Zäsuren verlangte, entsprach auch der veränderten Problemlage des Ost-West-Systemwettbewerbs, die langfristig wirkende, revolutionsübergreifende Entwicklungsfaktoren immer stärker in den Vordergrund des Interesses rückte. In der Tat war an den Vorträgen und Diskussionen zum Thema »Revolution und Transformation« deutlich zu erkennen, daß nicht nur der Streit um den Bicentenaire, sondern zunehmend auch die Reflexion des kritisch gewordenen Verhältnisses der realsozialistischen Folgeprozesse von 1917 zu den dominierenden Transformationstendenzen im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution im Hintergrund stand – ein Kontext, den alle Beteiligten aber nur in kryptischen Andeutungen, gewissermaßen als äsopische Analogie zur französischen Geschichte nach 1789, anzudeuten wagten.<sup>47</sup>

**III.** Das Zurückweichen vor den im einmal entwickelten Ansatz angelegten historisch-kritischen Konsequenzen für das Bild der eigenen Gesellschaftsentwicklung und der Revolutionsepoche seit 1917, mit der diese identifiziert wurde, läßt das Verhältnis von theoretischem Entwurf und Realisierung in den beiden Richtungen der Praxis und der Erkenntnis erst eigentlich prekär erscheinen. Für Markov war die enge Verbindung beider Seiten eine zentrale Frage seines Wissenschaftsverständnisses und Lebensziels: »Dieses letzte,

noch unmittelbar erschaubare Halbjahrhundert der sozialistischen Revolution«, sagte er leitmotivisch in einem Vortrag im Oktober 1969, »bedeutete uns Älteren die Mittegebung unserer Existenz« und speziell für marxistische Historiker, daß sie »nicht nur Mitschreibende, sondern gleichzeitig Mitbauende«<sup>48</sup> geworden seien. Dies ist in der Tat die zentrale Frage, die auch die Generation seiner Schüler angeht, die erst nach 1945, aber mit dem gleichen Elan des Neubeginns und der Umwälzung, diese »Mitte« ihres Lebens und – im hier zu erörternden Falle der Wissenschaft – Lehrens und Forschens wählten. Denn Mitschreiben und Mitbauen bedeutet auch *Mitverantworten* und, nach dem Scheitern des Experiments, das Fragen und Gefragtwerden nicht nur nach den *allgemeinen* Ursachen, sondern danach, was aus dem *individuellen* Anliegen, eine marxistisch orientierte Wissenschaft von der Geschichte zu betreiben und mit ihr eine neue Entwicklung gestalten zu helfen, geworden ist und unter den gegebenen Bedingungen werden konnte. Ernst genommene marxistische Theorie und Methode hat hier ihren Anspruch und ihren inneren Widerspruch, was sich beides im Schaffen ihrer Großen am deutlichsten zeigen läßt.

Matthias Middell hat in dieser Diskussion darauf hingewiesen, daß Markovs weitgesteckten Entwürfen einer neuen deutschen Geschichtswissenschaft die intendierte Reichweite gestaltender Einflußnahme versagt blieb, daß sie *in dieser Hinsicht* an den Barrieren des DDR-Wissenschafts- und Ideologiesystems scheiterten.<sup>49</sup> Wie oben schon gezeigt, hat die Feststellung dieses Widerspruchs nichts mit Leistungsschmälerung zu tun. Vielmehr geht es um die dem Wirken Markovs zutiefst angemessene Frage, was aus den ein-

46 Siehe Manfred Kossok: Revolution und Weltgeschichte im Werk von Walter Markov. In: Ebenda. S. VIIIff.

47 Siehe Manfred Kossok: 1789 und die neuen Alternativen gesellschaftlicher Transformation. Berlin 1989 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1989/9 G); Die Französische Revolution und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Berlin 1990 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1990/3 G) – die Veranstaltungen hatten am 17. November 1988 und 11. Mai 1989 stattgefunden.

48 Walter Markov: Zur Typologie der Revolutionen. In: Kognak und Königsmörder. S. 33.

49 Siehe den Beitrag von Matthias Middell im vorliegenden Band.

gangs dargelegten Intentionen seiner Konzeption von Geschichtswissenschaft im Sinne von Alternativen des Experiments »realer Sozialismus« geworden ist. Diese Frage kann bei einem Historiker, der seine Wissenschaft dezidiert in praktisch-emanzipatorischer Absicht für den Sozialismus betrieb und sich darin auch durch bittere Enttäuschungen nicht beirren ließ, keineswegs ausgespart bleiben, schon gar nicht, wenn man seine Leistung in die Entwicklung der DDR-Historiographie integrieren will. Gerade deshalb sind vor dieser Frage entlastende Argumente wie Hinweise auf rein wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, auf die allgemeinen Spannungen von Politik und Wissenschaft oder jetzt auf die Arroganz der Sieger, die ohnehin alles plattmachen, fehl am Platze, sofern die DDR-Historiker – wie die mit dem sozialistischen Versuch verbundene Intelligenz generell – sich nicht selbst des Anspruchs entheben wollen, im und nach dem eigenen spezifischen Normen- und Diskurszusammenhang ernst genommen, beurteilt und gewertet zu werden.

Am Beispiel Markovs, auf den diese Argumente alle auch zutreffen, wird dadurch die Frage des *Umgangs der für die Geschichtskultur der DDR Verantwortlichen – der Politiker wie der etablierten Historikerzunft selbst – mit der eigenen Sache*, solange diese die herrschende war, nur noch kritischer. Dafür gibt es zwei wichtige Erwägungen, die zugleich einer allgemeinen Positionsbestimmung dienen können. Die erste betrifft die Vergangenheit, die angesichts Maßregelung, Parteiausschluss und zeitweiliger Marginalisierung 1951 und danach auch Momente der Distanz der Lebens- und der »Zunft«geschichte enthält. Markov ist zwar dennoch zum unbestrittenen und allseits geachteten »Nestor« der DDR-Revolutionsgeschichtsschreibung geworden, aber nach der zutreffenden Beobachtung von Fritz Klein trotzdem immer etwas in Distanz geblieben und gehal-

ten. Deshalb sollte besser vorsichtig sein, »wer aus solcher Feststellung allzuviel Glanz des ausgezeichneten Mannes auf die Historikerzunft der DDR fallen lassen wollte«<sup>50</sup> – eine Mahnung, die umgekehrt natürlich auch seine voreilige Einbeziehung in die Mitverantwortlichkeit für deren Fehlentwicklungen betrifft.

Diese Momente der Distanz treffen nicht nur für eine Außensicht vom Standpunkt allgemeiner Wissenschaftsentwicklung zu. Von da aus hätte es durchaus eine gewisse Plausibilität, würden Markovs allerorts anerkannte historiographische Werke gerade wegen ihrer herausragenden Qualität als Ausnahme- und Außenseiterleistungen im Sinne der Suche nach Nischen und Oasen in einer ansonsten im tristen Grau gezeichneten Wissenschaftslandschaft gewertet. Der Abstand gilt vielmehr gravierender noch, weil durch die Herrschenden der eigenen Sache selbst erzwungen, für die Innensicht des selbst gestellten Anspruchs mitgestaltender Theorie und Geschichtsschreibung. In dieser Beziehung versuchte Markov die Spielräume nicht nur auszuschreiten, sondern auch auszuweiten, soweit das nur irgend ging. Entgegen der Tabuisierung kritischer Probleme des Sozialismus und seiner Revolution hat er – wenn auch zurückhaltend, so doch beharrlich – auf die konzeptionellen Defizite in bezug auf Theorie und Geschichte der Revolutionen des 20. Jahrhunderts hingewiesen, und dies nicht nur im Hinblick auf die »Dritte Welt«, sondern auch generell, wenn es sich um den theoretischen Extrakt der eigenen Arbeit für die sozialistische Umwälzung handelte. Auf dem Kolloquium im Jahre 1974 mahnte er dringlich, konzeptionell und im Kooperationsstreben nicht bei der in der Forschungspraxis gewählten, arbeitsteilig sinnvollen Beschränkung auf die bürgerlichen Revolutionen stehenzubleiben, sondern mindestens die übergreifenden Probleme der Umwälzungen in der

---

50 Fritz Klein: Ein König seines Faches. In: »Neues Deutschland« vom 9. Juli 1993. S. 14.

»Dritten Welt« weiterhin einzubeziehen.<sup>51</sup> Mit der historischen und begrifflichen Unterscheidung einer legitimen äußersten und einer illegitimen Ultra-Linken in bürgerlichen Revolutionen<sup>52</sup> warf er Probleme auf, die mindestens ebenso große Bedeutung für die Revolutionen des 20. Jahrhunderts haben.

Daß er gerade an brisanten Nahtstellen zur Ideologie und Politik die leisen Töne bevorzugte, mochte er auch aus kritischer Rückschau 1992 nicht so ohne weiteres als Sklavensprache charakterisieren, und dies in seinem Falle zu Recht. In der Tat stand es ihm stets besser, mit dem feinen Florett zu fechten, »als mit dem Säbel plump einzuhaue oder gehauen zu werden«<sup>53</sup>; auch habe es ja verständnisvolle Gesprächspartner aus Kreisen der Politiker gegeben. Öfter, aber nicht immer sei das Dilemma unvermeidlich gewesen, etwas verklausuliert zu sagen oder überhaupt nicht. Gleichviel, ob in ahnungsvoller Absicht oder nur in ungewollter Analogie gesagt, jedenfalls mutet seine Mahnung in einer Universitätsrede von 1981, wo er sich mit westlicher Ignoranz gegenüber 1917 auseinandersetzte, auch wie eine spiegelbildliche Kritik an die Adresse der Historiker im realen Sozialismus an: »Unsere Optik der Revolution von 1789 hat in der Tat immer auch etwas mit 1917 zu tun«, und das sei unvermeidlich, wolle man nicht »jenem Scholastiker gleichen, der sich weigerte, durch Galileis Fernrohr zu blicken, um nicht sehen zu müssen, was nicht sein *durfte* am Firmament«, zumal der Rote Oktober in der

Revolutionsgeschichte doch wohl mehr bedeute als einen Mond weniger oder mehr um den Jupiter. »Denn die beiden Revolutionen haben miteinander zu tun, obwohl sie wesens<sup>u</sup>ngleich sind und die eine die andere in einem weiteren Sinne in sich aufgehoben hat.«<sup>54</sup>

Die DDR-Historiographie hat sich dem kritischen Vergleich mit 1917 gegenüber ähnlich verhalten wie die Mönche des Kardinals Bellarmino: Wir haben uns allesamt geweigert, ins selbst konstruierte Fernrohr zu sehen, als dort die Krise der eigenen Gesellschaft riesengroß am geschichtlichen Firmament erschien; oder wenn der Blick doch gewagt wurde, dann jedenfalls wurde ängstlich vermieden, das Gesehene öffentlich auch so deutlich zu beschreiben, wie es sich gezeigt hatte. Auch Markov, dem die Verantwortung hierfür kaum anzulasten ist, hat diese Grenzen letztlich in der eigenen Arbeit hinnehmen müssen und irgendwie respektiert, weil er sie als schließlich doch zu überwindende ephemere Barrieren einer Sache ansah, die er innerlich konsequent als die eigene betrachtete und derentwegen er sich der Forschung und Lehre der Geschichte verschrieben hatte. Um »Verlässliches mit Sachkunde zu offerieren und gleichzeitig die Obrigkeit nicht allzusehr zu verprellen«, sei »eine gewisse angewandte Kunst des Schreibens« praktiziert worden, »gekennzeichnet dadurch, daß man die eine Hälfte zu Papier brachte und die andere dem Leser gewissermaßen als Denksportaufgabe übertrug«<sup>55</sup>.

51 Siehe Walter Markov: Schlußwort [auf dem Internationalen Symposium Oktober 1974 in Leipzig]. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Rolle und Formen der Volksbewegung im bürgerlichen Revolutionszyklus. Berlin 1976. S. 350.

52 Siehe Manfred Kossok/Walter Markov: Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. Berlin 1974. S. 25–27 (mit direktem Bezug auf Markovs Hauptwerk: Die Freiheiten des Priesters Roux. Berlin 1967. S. 374ff. sowie Über das Ende der Pariser Sansculottenbewegung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 287ff.).

53 Volker Külow: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külow. Berlin 1994. S. 131–144.

54 Walter Markov: 1789. Legende und Wirklichkeit einer großen Revolution [Vorlesung vom 26. März 1981]. Leipzig 1981. S. 12 (Leipziger Universitätsreden. N. F. 59).

55 Siehe Volker Külow: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11.

Wie aber hätte der Klartext ausgesehen, angenommen, es wäre die Möglichkeit gegeben gewesen, ihn unabhängig von Tabus auszusprechen? Mit dieser Frage kommen wir abschließend zur zweiten Erwägung für eine rigoros selbstkritische Betrachtung. In ihr sehe ich die tiefere Verknüpfung zwischen dem Allgemeinen der DDR-Historiographie und dem Besonderen eines ihrer Großen. Um in den Bildern der Galilei-Metapher zu bleiben: Hier geht es nicht um die Bereitschaft zur Beobachtung mit einem vorhandenen Instrument, sondern um die theoretische Perspektive selbst, in der Revolutionsgeschichte betrachtet werden konnte und sollte. Bei einer kritischen Würdigung aus heutiger Perspektive muß es, wenn wir ehrlich sind, nicht nur um äußere, erzwungene, sondern auch um die inneren Grenzen dessen gehen, was Inhalt und Substanz dieser Revolutionsperspektive eigentlich ausmachte. Das ist auch wissenschafts- und ideengeschichtlich um so wichtiger, als heute das Pendel des Zeitgeistes und auch der internationalen Grundlagendebatten über Geschichte und Geschichtswissenschaft zuungunsten von großen Entwürfen, Theorien und Utopien ausschlägt. Walter Markovs Grundanliegen eingreifender praktisch-emanzipatorischer Geschichtsforschung und -schreibung *über und für revolutionäre Veränderungen* steht quer zu diesem Trend und wurde von ihm bis zuletzt auch streitbar so gesehen. Darin ist eine verblüffende Kontinuität von den frühen Aufsätzen 1947–1949 über die Schlußpassage der schon zitierten Universitätsrede von 1981<sup>56</sup> bis zu Äußerungen in der Zeit um und nach 1989 festzustellen. Sie kommt wohl am deutlichsten in einem Interview mit Katharina Middell am 6. Oktober 1989 (sic!) zum Ausdruck, worin Markov grundsätzlich zur zeit-

geistgemäßen Kritik an Revolutionären überhaupt aus der Sicht unterstellter Analogien von Jakobinismus und Stalinismus<sup>57</sup> Stellung bezog: Robespierre werde er immer nur aus der Position des Biographen seines Gegenspielers Jacques Roux kritisieren, sich aber entschieden weigern, »in Tuchfühlung mit einer literarischen Konterrevolution zu geraten, der die Französische Revolution gerade noch als franko-französischer Genozid herhält«<sup>58</sup>. Diese Antwort ist bezeichnend für die Kontinuität seines Grundanliegens und die Perspektivität, von der aus er immer kritisch war. Es handelte sich dann aber stets um eine Kritik an Revolutionären vom Standpunkt der Revolution – der bürgerlichen wie der sozialistischen – und in der eigenen praktischen Orientierung – hier am Beispiel des Vergleichs mit Stalin ausgesprochen – demzufolge um eine Kritik am Sozialismus vom Standpunkt des Sozialismus. Bei der Lektüre der »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« erstaunt auch den wohlwollenden westdeutschen Rezensenten daher nicht überraschend an Markov »die Verstopftheit seines Sensoriums für den seit Jahren akuten Berstzustand des Arbeiter- und Bauernstaates«<sup>59</sup>, d. h. im Klartext, eben jene Kontinuität des Eintretens für diesen und den von 1917 ausgehenden Sozialismusversuch.

Die in Würdigung dieser tiefen Überzeugung und der daraus entstandenen großen Historiographie dennoch unabweisbare Frage ist heute für uns, herauszufinden, was hieran die heroische Illusion einer Generation ist und was das auch in der praktischen Orientierung fortwirkende Anliegen von Revolutions- und Transformationsgeschichte sein kann. Die Frage nach der Sonderlogik von 1917 gegenüber der Marxschen Revolutionstheorie, die Markov 1949 stellte und

56 Siehe Walter Markov: 1789. Legende und Wirklichkeit einer großen Revolution. S. 13.

57 Siehe Eine alte Geschichte, doch immer neu ... Sieben Fragen an den Jubilar. In: »Universitätszeitung«. Leipzig vom 6. Oktober 1989. S. 10. – Katharina Middell bezog sich auf die »Leipziger Volkszeitung« vom 2./3. September 1989, wo der Mediziner Moritz Mebel Robespierre in diesem Sinne mit Stalin verglichen hatte.

58 Ebenda.

59 Harro Zimmermann: Lehrjahre eines Historikers. Walter Markovs erzählte Autobiographie ist ein Dokument der Selbstbeteiligung. In: »Die Zeit«. Hamburg vom 5. April 1991. S. 37.

mit dem Hinweis auf die ökonomische, agrarische und kulturelle Umwälzung, die der politischen folgten, verneinte<sup>60</sup>, gibt heute die Aufgabe auf, zu prüfen, ob das ganze Revolutionsepochemschema der Ära von 1917 nicht doch eine fehlerhafte Sonderlogik gegenüber Marx aufstellte. Sein Schüler Manfred Kossok hat dies mit der These von 1917 als peripherer Revolution, die daran scheiterte, daß sie im Innern niemals zur Normalität fand und, am Rande einer in der Produktivkraftentwicklung progressiv gebliebenen Formation ausgebrochen, auch nicht den Durchbruch ins Zentrum schaffte, im einzelnen begründet.<sup>61</sup> Markov selbst sagte dazu 1992: Im Unterschied zu 1789 und den Folgeprozessen blieb die russische Revolution »an der Peripherie haften und bildete gleich den vulgo ›realsozialistischen‹ Revolutionen in gewissem Sinne nur eine ›Entwicklungsdiktatur‹ aus [...] Der reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts entpuppte sich als untaugliches, als widerlegtes Experiment und verrannte sich folgerichtig in einer Sackgasse. Daran gibt es nichts zu deuteln.«<sup>62</sup>

Dieses Urteil mag in mancher Hinsicht historisch und theoretisch diskutabel sein und ist natürlich auch keinesfalls als letztes Wort veränderter Geschichtssynthese gemeint. Vielmehr geht es um den grundsätzlichen Denkanstoß, sich nicht mit eingefahrenen Schemata abzufinden oder

darauf zu fixieren, die verlorenen Illusionen retten zu wollen. Gefragt, ob schon eine kritische Totalgeschichte des Sozialismus im 20. Jahrhundert in Sicht sei, antwortete er verneinend: Weder den Gewinnern noch den Draufzahlern der »Wende« noch gar dem »abständigen Objektiven« könne da jetzt schon Genüge getan werden. Vielleicht »stehen wir alle erst ganz am Anfang. Wo steht geschrieben, daß wir die *letzte* Version sozialistischer Selbstverwirklichung bereits in den Griff bekommen haben, weil eine vorletzte soeben und so demonstrativ anschaulich in Fehlidealisation geborsten ist?« Anfangen sei das Gebot der Stunde; Bausteine für neue Antworten auch abseits von bisherigen Schemata suchen und von weither heranschleppen, vor allem aber: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen.«<sup>63</sup> Das Grundanliegen, Revolutionsgeschichte für eine Perspektive notwendiger Transformation zu erforschen und theoretisch zu reflektieren, ist mit dieser kritischen Mahnung nicht etwa erledigt, sondern eher mit Leidenschaft rehabilitiert. Die hier zugleich angelegte Veränderung in Inhalt und Form bleibt eine offene, unter Linken nach 1989 viel und sehr kontrovers diskutierte, inhaltlich noch unausgetragene Problematik, der wir uns aber stellen müssen, wenn wir die eigenen besten Traditionen kritisch aufnehmen und so wirklich konstruktiv an Walter Markov anknüpfen wollen.

60 Siehe Walter Markov: Revolution und Entwicklung. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 10.

61 Siehe Manfred Kossok: Was bleibt von der Revolution und ihrer Theorie? Ein Gedankenspiegel in dreizehn Thesen. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Nr. 12 vom Dezember 1992. S. 7ff.

62 Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11.

63 Ebenda.



## Walter Markov als Universalhistoriker

Über die Persönlichkeit und das Wirken meines verehrten Kollegen und Freundes wurde am ersten Tag des Kolloquiums bereits vieles gesagt, mit dem ich einverstanden bin. In den Mittelpunkt meiner Ausführungen möchte ich die These stellen: Prof. Dr. Walter Markov war eine herausragende Erscheinung in der internationalen Geschichtswissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

In einem Beitrag der Zeitschrift »Universität Leipzig« (Juliheft 1993, S. 15) wurde die Frage aufgeworfen, ob Walter Markov »ein oder gar der Nestor der DDR-Geschichtswissenschaft« gewesen sei. Der anonyme Autor beantwortete sie folgendermaßen: »Er war wohl eher ein souveräner Einzelgänger, dessen strenge wissenschaftliche Maßstäbe allerdings Schüler anzogen und formten.« Das ist natürlich richtig. Aber meiner Meinung nach war Professor Walter Markov gerade als hervorragender Fachmann und Experte für die universale Geschichte im weitesten Sinne dieses Begriffes *der Nestor* der Geschichtswissenschaft in der DDR. Das ist auch der Grund, warum die Maßstäbe seines wissenschaftlichen Schaffens so hoch waren und seine Publikationen hohe internationale Anerkennung gefunden haben. Darin bestand die Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. In den Beiträgen meiner geschätzten Vorredner wurde die vergleichende Revolutionsgeschichte in der welthistorischen Perspektive eingehend gewürdigt, insbesondere die Forschungen zur »Großen Revolution der Franzosen«<sup>1</sup>, die in enger Zusammenarbeit mit Albert Soboul, Professor an der Sorbonne, entstanden, sowie Forschungen zur Aufklärung als einer Vorstufe und des Premier Empire als einer Nachstufe der Revolution. Dieser Wertung ist zuzustimmen. Aber zugleich muß

betont werden, daß Markov die Weltgeschichte nicht auf die Revolutions- und Klassenkampfgeschichte beschränkte, sondern immer die dialektischen Zusammenhänge zwischen den Revolutionen und den Reformen hervorgehoben hat.

Einen großen Stellenwert in der Tätigkeit Walter Markovs als Universalhistoriker hatte seine Arbeit als Direktor des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte an der Leipziger Universität. Das Institut wurde von dem liberalen Historiker Prof. Karl Lamprecht im Jahre 1909 nach dem sogenannten Methodenstreit zwischen den deutschen Historikern gegründet. Seine Bedeutung sank während der Nazidiktatur rapide. Als Nachfolger von Karl Lamprecht und Walter Goetz hat Markov darauf verwiesen, daß das Institut nach dem Zweiten Weltkrieg »seine eigene Stunde null« durchlief. Wichtig war für ihn, die von Lamprecht und Goetz begründeten Traditionen der internationalen Geschichtsschreibung fortzusetzen und die Arbeit des Instituts, des späteren Lehrstuhls für Allgemeine Geschichte (Abteilung Neuzeit) in neue Bahnen, die Bahnen eines undogmatischen Marxismus zu lenken.

Die bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiet der Universalgeschichte, die in der DDR erschienen, wurden von Walter Markov initiiert. Er selbst verfaßte mit Heinz Helmert das bemerkenswerte Buch »Schlachten der Weltgeschichte«. Auch als Organisator internationaler Gemeinschaftsarbeiten auf dem Gebiet der Universalgeschichte leistete der Leipziger Professor für Allgemeine Geschichte Herausragendes. Das widerspiegeln wissenschaftliche Konferenzen und bestätigten die Gemeinschaftspublikationen, vor allem zur Revolutionsgeschichte. Dabei gab es für Walter Markov niemals eine Zäsur zwischen Allgemeiner und Deutscher Geschichte.

---

1 Der Begriff wurde von Walter Markov in die Geschichtswissenschaft eingeführt. Dies gilt gleichermaßen für solche Begriffe zur Geschichte der Französischen Revolution, wie »äußerste Linke« oder »der rote Priester« (Jacques Roux).

Ein spezielles Interesse Markovs galt der Geschichte der slawischen Völker. Vielleicht war seine Herkunft dafür bestimmend. Charakteristisch für ihn war, daß er seine Vorträge in slawischen Ländern zumeist in den Landessprachen hielt; in Lubljana sprach er slowenisch, und in Moskau referierte er russisch. Promoviert und habilitiert hat sich Walter Markov mit Studien zur Geschichte der internationalen Beziehungen auf dem Balkan im 19. und 20. Jahrhundert. An der Universität Leipzig hat Markov auch Vorlesungen zur Geschichte Rußlands gehalten und kommissarisch das Institut für Geschichte Ost- und Südosteuropas geleitet. Als Fachmann für russische Geschichte schrieb er eine Miscelle über den russischen Schriftsteller und Historiographen Nikolai Karamsin und äußerte sich zu der umstrittenen Problematik der Ansichten des russischen Demokraten Alexander Raditschew auf der Grundlage des Buches »Zapretnyj mysl' obretaet svobodu« von Juri F. Karjakin und Evgenij G. Plimak.

Meine Vorredner haben bereits erwähnt, daß Markovs Studien zur Ost- und Südosteuropaforschung in der Bundesrepublik Deutschland nicht akzeptiert und rezipiert und von Gerhard Ritter kritisiert wurden. Die Auffassungen Ritters beeinflussen in den alten Bundesländern bis heute die Beurteilung von Markovs Arbeiten. Das bezeugt auch ein unlängst erschienener Sammelband zur Ostforschung in Deutschland, Österreich und in der Schweiz. Er signalisiert außerdem, daß die kritische Aneignung des Lamprechtschen Erbes

durchaus noch nicht in dem erforderlichen Umfang vollzogen ist und als Aufgabe nach wie vor steht. Bedauerlicherweise ist die Fortsetzung des wissenschaftlichen Vermächtnisses von Karl Lamprecht und Walter Markov auch an der Leipziger Universität in Frage gestellt.

Für Markov wie auch für sein Institut war es stets eine wichtige Aufgabe, »den eurozentrischen Hochmut der Zunft [der Berufshistoriker – M. M.] gegenüber andersgearteten Zivilisationen« zu überwinden. Diesem Grundsatz folgend erforschte Markov die Kolonialgeschichte, widmete der vergleichenden Typologie der Kolonialsysteme und der kolonialen Expansion beträchtliche Aufmerksamkeit und verfolgte aufmerksam die revolutionären Prozesse in Afrika, Asien und Lateinamerika. Seine Forschungen prädestinierten ihn, das Afrika-Institut der Leipziger Universität zu leiten und darüber hinaus als Gastprofessor in Chile, Kuba und Nigeria zu wirken. Markov initiierte und betreute viele Schriften jüngerer Historiker sowie Publikationsreihen zur Kolonialgeschichte und Geschichte der Befreiungsbewegung. Für ihn war die Forschung untrennbar mit der Lehre an der Universität verbunden. Die Geschichtswissenschaft – so bekannte er – hat »auf lange Sicht beides benötigt: die Spezialisierung im Gesamtgefüge eines gebundenen Großprojekts und das Festhalten am Grundsatz der Einheit von Lehre und Forschung, die unser Hochschulprofil bestimmt«.

Rigobert Günter

## Walter Markovs Forschungsbreite und einige spezielle Probleme des Übergangs von der Antike zum Mittelalter in Westeuropa

Es ist nicht einfach, einen Bogen von den Forschungen Walter Markovs zur Geschichte des Altertums zu spannen. Aber ich erinnere mich an ein mit ihm geführtes Gespräch, daß er – als er nach Leipzig kam – zunächst mit dem Gedanken spielte, sich in der alten Geschichte wissenschaftlich anzusiedeln. Er hatte sich dann anders entschieden. Jedoch bin ich überzeugt, daß er sich sicher als einen Forschungsschwerpunkt die komplizierten Probleme der Übergangsepoche von der Antike zum Frühmittelalter ausgesucht hätte.

Suchen wir die eigenen Ideen und politischen Vorstellungen römischer Autoren etwa des 5. und 6. Jahrhunderts zu erfassen, wie sie ihre Zeit sahen und beurteilten, so müssen wir uns in die Gedankenwelt jener spätantiken Schriftsteller versetzen. Manche modernen Begriffe bekommen dann einen anderen Inhalt. Lateinisch *societas* bezeichnet nicht das, was wir allgemein unter Gesellschaft verstehen, sondern besitzt eine eindeutig juristische Prägung. Lateinisch *familia* kennzeichnet das Hausgesinde unter Einbeziehung der Ehefrau, der nicht verheirateten Kinder, der Sklaven und Klienten, wozu die Freigelassenen gehörten. Noch gibt es keine zusammenfassende Arbeit über die sozialen Typenbegriffe im spätantiken Latein und Griechisch, worunter ich die Zeit etwa vom Ende des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts verstehe. Soziale Begriffe haben sich häufig im Verlauf der römischen Geschichte und in ihrer literarischen Darstellung nicht verändert. Termini wie *servus*, *colonus*, *cliens*, *libertinus* u. a. veränderten sich nicht. Veränderungen der sozialen

Wirklichkeit lassen sich oft nur im Kontext dieser Termini erkennen. Und da zeigen sich Ansätze sozialer Veränderungen, die zur frühen mittelalterlichen Geschichte hinführen. Bei verschiedenen spätantiken Autoren z. B. verringert sich auffallend der Gebrauch des Begriffs für den Freigelassenen und wird mehr durch den Begriff des Klienten ersetzt. Und dieser erscheint stellenweise in einer Darstellung, die ihn in die Nähe eines Hörigen setzt.

Man kann aus den sozialen Termini allein nur noch schwer und selten die sozialen Unterschiede zwischen Sklaverei und abhängiger Knechtschaft erkennen. Rang, Würde, Status sind oft wichtiger als wirtschaftliches Vermögen oder Abhängigkeit. Es gibt ein reiches Vokabular für die Angehörigen der *pars bonorum* oder der *melior pars*, wie sich die herrschende Klasse gern selbst bezeichnet. Bei den niederen Klassen und Schichten tritt der persönliche Status dagegen allmählich zurück, und die gemeinsame *condicio*, die soziale Lage und Bedingung, tritt in den Vordergrund. Zu den niederen Klassen und Schichten gehören die *inferiores*, die *personae minores*, die *turba*, der *vulgus*, die *pauperes*, die *plebs* u. a.; es mehren sich solche Sammelbegriffe, zu denen arme Freie, arme Abhängige, kleine Leute, die sich durch Tagelöhnerarbeit so gerade übers Wasser halten, und auch Freigelassene, Klienten, Kolonen und Sklaven gehören.

Eine gründliche Überprüfung des sozialen Vokabulars und seines Kontextes in spätantiken Schriften sollte eine wichtige Aufgabe althistorischer spätantiker Forschung sein.



**IV. Walter Markovs Stellung  
in der Geschichtsschreibung  
über die »Große Revolution der Franzosen«**



Katharina Middell

## »Im Niemandsland jenseits von Marat«

Walter Markov über »legitime« und »illegitime« Linke  
in der Französischen Revolution

Die wissenschaftliche Bibliographie Walter Markovs ist thematisch äußerst vielfältig, umfaßt die weite chronologische Spanne von der Frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert und läßt, was die geographische Lokalisierung der Forschungsfragen angeht, eigentlich nur den arktischen und antarktischen Raum aus. Die Konzentration auf die Geschichte der Französischen Revolution verdrängte andere Themen nicht; der zum 70. Geburtstag 1979 erschienene Jubiläumsband »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat« zeugt von der universalhistorischen Spannbreite der von Markov bearbeiteten Themen. Es besteht also keinerlei Grund, ihn für einen spezialistisch vereinzelt Quellenforscher zu halten. Und auch seine Arbeiten zur Geschichte der Französischen Revolution weisen über die Behandlung der konkreten Revolutionsdekade hinaus und bedeuten mehr als nur die Erhellung eines bestimmten historischen Ereignisses.

Das Meisterstück ist gewiß »der Jacques Roux«, die als Tetralogie angelegte Biographie eines äußersten Linken der Französischen Revolution.

Seit den »Grenzen des Jakobinerstaates« von 1955<sup>1</sup> hat sich Walter Markov systematisch an die Frage der äußersten Linken in der Revolution von 1789 herangearbeitet und schließlich zum engeren Arbeitsfeld »die umstrittene ›linkeste‹ Gruppe, die Enragés« gewählt. Dies obwohl »maître« Georges Lefebvre solcher Wahl eher skeptisch ge-

genüberstand und in der frühen sowjetischen Geschichtsschreibung schon darüber geforscht wurde.<sup>2</sup> Die Motive für die Wahl des Gegenstandes müssen also auch außerhalb der engeren Forschungsentwicklung gelegen haben.

Eigentlich sollte ein kapitaless Werk über Jacques Roux 1965 zum Welthistorikerkongreß in Wien präsentiert werden. Doch es wurde nicht fertig, weil »sich eine schwer abzuweisende Berufung auf den Lehrstuhl für Geschichte der University of Nigeria Nsukka dazwischenschob«. – »Nachdem aber der Termin sowieso geplatzt und sein unmittelbarer Anlaß verstrichen war, gab ich der Gründlichkeit vor der Schnelligkeit die Ehre. Bibliographie raisonnée und Apparat verselbständigten sich auch äußerlich, wobei ökonomische Überlegungen des Verlags mitspielten, die zur Folge hatten, daß sich die vier Bände dem Benutzer wenig anziehend in dreierlei Format präsentieren.«<sup>3</sup> So verfügen wir heute, und durchaus zum Nutzen einer intensiveren Lektüre, neben der Overtüre »Jacques Roux und Karl Marx« (1965) über die historiographiegeschichtliche Studie »Jacques Roux oder vom Elend der Biographie« (1966), über die Lebensgeschichte im engeren Sinn »Die Freiheiten des Priesters Roux« (1967), die Quellenedition »Scripta et acta« (1969) und den Anmerkungsapparat »Exkurse zu Jacques Roux« (1970). Viele Aufsätze säumten diesen Weg der Monographien.<sup>4</sup> Die deutsche Textausgabe »Freiheit wird die Welt erobern« (1985) darf

1 Siehe Walter Markov: Grenzen des Jakobinerstaates. In: Grundpositionen der französischen Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Werner Krauss und Hans Mayer. Berlin 1955. S. 209–242.

2 Siehe J. M. Sacher: Žak Ru. Petrograd 1922; Očerki po istorii »besenyč« epochi Velikoj Francuzskoj revoljucii. Leningrad 1925.

3 DIALEKTIK im Gespräch mit Walter Markov. In: Der Philosoph und das Volk. 200 Jahre Französische Revolution. Köln 1989. S. 179 (Dialektik 17).

4 Siehe die Bibliographien der Veröffentlichungen Walter Markovs. In: Studien über die Revolution. Hrsg. von Manfred Kossok.

man diesem Opus hinzurechnen. Ihr Erscheinen im handlichen Taschenbuchformat zeigt, daß es schließlich gelang, das Thema mit Hilfe akademischer Autorität aus dem »Ghetto« der wissenschaftlichen Kleinauflagen herauszuführen.

Mit seinen Arbeiten zu Jacques Roux war Walter Markov innovativ für die revolutionshistorische Forschung insgesamt. Von Jacques Roux ausgehend entwickelte er eine Typologie der Linken in der Französischen Revolution, insbesondere der äußersten Linken während der jakobinischen Periode.<sup>5</sup> Knapp und unausweichlich vergrößernd soll sie im folgenden skizziert werden.

Seit 1789 wandelten sich im Verlauf der Revolution schrittweise das politische Gefüge der tragenden Kräfte und also auch das Gesicht der Linken. »Rechts« blieben alle jene zurück, die an einem bestimmten Punkt, von einem »Zwischenergebnis« der Revolution saturiert waren, aussteigen und den Fortgang der Revolution aufhalten wollten, während »links« alle jene agierten, die bis dahin mitgegangen waren, »vom Erreichten jedoch unbefriedigt blieben« und weiter gehen wollten – sie repräsentierten die jeweilige Etappe der Revolution am radikalsten. Diese etappenweise agierenden »relativen« Linken werden übertroffen von »absoluten«, äußersten Linken, die nur auf dem Scheitelpunkt der Revolution auftreten.<sup>6</sup> Es sind in der Charakteristik Walter Markovs jene, die gegen die radikalste kleinbürgerliche Revolu-

tionsführung »die normüberschreitenden Forderungen der Unterprivilegierten« aufgreifen »und in ihrem Namen mehr als nur formalrechtliche Freiheit und Gleichheit, soziale zusätzlich zur politischen Demokratie«<sup>7</sup> verlangen, denen die Jakobiner noch nicht volksverbunden genug erschienen. Jacques Roux hat er als einen Wortführer dieser äußersten Linken eingehend und unmißverständlich charakterisiert. Für die Auffassungen und Handlungen des roten Priesters fand er die Bezeichnung »legitime« Linke, bezogen auf Robespierre, als kaum zu überbietender Gipfelpunkt des (klein-)bürgerlichen Revolutionärs legitim und legitimiert, da als Wortführer anderer sozialer Kräfte, der plebejischen Schichten, mit denen er in steter Tuchfühlung stand, Forderungen artikulierend.

Dieser Legitimitätsbegriff erweist sich als nicht unproblematisch, und Markov gestand auch freimütig ein: »Exzessive Theoriebildung ist eine meiner Schwachstellen; auf dieses gespickte Mienenfeld wage ich mich besser nicht vor.«<sup>8</sup> »Legitim« kann wohl zum einen als »Liebe« des Verfassers zum Sujet gelesen werden<sup>9</sup>, zum zweiten als theoretische Einsicht (die gleichwohl nicht durchgeführt wird, da sie an keiner Stelle an das zugrundeliegende Normensystem von Legitimität gebunden wird), oder zum dritten als Aktualisierung, als (unbewußtes?) Wechseln in die Benutzung der Französischen Revolution als eine

Berlin 1969. S. 593–617 [1932–1968]; Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979 (im folgenden: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. 527–547 [1969–1978]; Jahrbuch für Geschichte. Bd. 39. Berlin 1990. S. 446–454 [1979–1989] und Jahrbuch für Regionalgeschichte 1995 [im Druck].

5 Siehe Walter Markov: Ein Porträt der Revolution. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 19(1970)3. S. 369ff.; Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789 bis 1794). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 276f. – Manfred Kossok/Walter Markov: Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. In: Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500–1917. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1974. S. 25ff.

6 Siehe Walter Markov: Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789–1794). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 277.

7 Ebenda. S. 279.

8 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden: Zwiesprache). S. 234.

9 Karl Lamprecht 1906: »Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, was wohl die Haupteigenschaft eines Biographen sein müsse. [...] ich antwortete: »Die Liebe zum Helden.« (Roger Chickering: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915). New Jersey 1993. S. IX.)

Bildsprache für die Beurteilung gegenwärtiger Verhältnisse. Aber auch dann fragt sich, was legitim sei und wer dies meint.

Im Kontext der Auseinandersetzungen links von Robespierre und gegen ihn, die seinerzeit Jacques Roux und nach Unterdrückung der Enragés die »verwaiste« Volksbewegung auszufechten hatte, machte Walter Markov weitere Gruppierungen von »Linken« aus: *erstens* die (mit spürbar wenig Sympathie bedachten) von ihm »illegitim« genannten, *zweitens* die »literarische« oder »literarisch-utopische« Linke, die weniger unmittelbar an die Jahre 1793/1794 gebunden ist; d. h. Literaten, Intellektuelle, die nicht als tätige Revolutionäre auf der Barrikade in den gesellschaftlichen Umbruch eingreifen, deren Denkspiele in unbewegten Zeiten (nichts weiter als) anregende literarische Motive sind, denen aber in Revolutionen ungekannte Brisanz zuwächst. »Nicht auswechselbar mit den Tatrevolutionären des plebejischen Egalitarismus, von der Revolution angeregte, aber in ihre Praxis jedenfalls nicht auf dieser Ebene verstrickte Ideologen.«<sup>10</sup> »Sie stellten sich und anderen das – gar nicht so selten kommunistisch ausgemalte – ›höchste Glück auf Erden‹ poetisch vor und verschrieben ihre Rezepte [...] auch in Form von Eingaben an den Konvent. Sie dachten indessen nicht daran, sie mit der politischen Alltagspraxis zu verquicken. Zu groß war der Abstand ihrer Wolkenschlösser sogar von der besten aller bestehenden Revolutionsparteien, und so blieben sie im Tagesstreit brave Girondins, Jakobiner oder Cordeliers, sozusagen mit einem kleinen persönlichen ›Tic‹.«<sup>11</sup> Über diese *literarische Nebenfront* der äußersten Linken hat Walter Markov noch manch anderen

anregenden Gedanken geäußert, die – um auch eine persönliche Seite anzusprechen – für meine Promotionsarbeit über Rétif de la Bretonne zu einer tragenden Idee wurden. Die knappste Charakteristik dieser Gruppe, zugleich auch ein überzeitlicher Aphorismus, fand sich in Walter Markovs Gutachten zu meiner Dissertation (1988): »Nicht jeder theorierelevante Intellekt wohnt gleichzeitig in einer heldischen Physis.« Und gewiß entsprang der Ausgangshinweis auf ein solches Arbeitsthema (»Haben Sie schon mal was von Rétif de la Bretonne gehört?«) eben dem Interesse für die spektrale Vielfalt der Linken in der Revolution, nicht einmal nur der Französischen des 18. Jahrhunderts.

Erzählte Walter Markov auch von sich selbst, wenn er von solcher Typologie handelte? Diese Frage stellte sich so manches Mal.

Aber die »illegitimen« Linken? Es sind ebenfalls in Grenzsituationen auftretende Ultra- oder Scheinlinke, »die jede revolutionäre Führung, jede revolutionäre Maßnahme überbieten, wenn nicht überlisten wollten«, von der Revolution hochgespültes »soziales und politisches Strandgut an einer Klassenperipherie«, »Nimmersatte« und »Nie-Zufriedene«, »Abenteurer«, »Eigenbrötler«, von oben in einer verkannten Situation »herumfuhrwerkende Menschheitsbeglückter«. »Sie schrien nicht so viel anders als die Etablierten; sie schrien nur lauter...«<sup>12</sup>

Die Zahl der Zitate ließe sich leicht noch vermehren. Als Hauptperson dieser Gruppe galt ihm Jacques René Hébert und der Hébertismus, eine Strömung, die Walter Markov in Anbetracht ihrer schillernden Konturen und zerfließenden Grenzen zumeist in Anführungszeichen<sup>13</sup> erwähnte. Unter

10 Walter Markov: Ein Porträt der Revolution. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 19(1970)3. S. S. 373.

11 Walter Markov: Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789–1794). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 280.

12 Ebenda; Ein Porträt der Revolution. S. 373.

13 »man zögert – immer noch – vor ihrer richtigen Benennung. ›Ultrarevolutionäre‹ war eine unfreundliche, durch Robespierre in Umlauf gebrachte Kennzeichnung, und ›Hébertisten‹ erfand erst der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville, weil der allbekannte *Père Duchesne* als Sprachrohr diente. Soboul zieht es vor, von einer Cordeliersbewegung zu sprechen, was auf den Haupthebel

den Hébertisten verstand er Kräfte, die einen übersteigerten und bedingungslosen Linksradikalismus (»Terrorismus als Tonnenideologie«<sup>14</sup>) vertraten und sich (im Frühjahr 1794) als selbsternannte Führer an die Spitze der Volksbewegung setzten, nachdem – mit ihrem Zutun – die Konkurrenz der Enragés als Repräsentanten der Sansculotten ausgeschaltet war. Hébert verfügte über seine Zeitung, den immerfort grollenden »Père Duchesne«, mit dem er kursierende Stimmungen aufgriff und radikalisierte. »Auch sie sind älter als die Revolution, und sie werden sie überdauern: eine politische Bohème, manchmal voller Liebenswürdigkeit, doch öfter wider ihren Willen der Sache, der sie anhängen, zu schwerem Schaden reichend; Flugsand, der von jeder Revolution früher oder später ausgeschieden werden muß, ehe er ihr Triebwerk zerstört.«<sup>15</sup> – Hébert wurde im März 1794, nur wenige Tage vor den gemäßigten Dantonisten, hingerichtet.

Walter Markov gehörte nicht zu jenen, die Revolutionen verurteilen, weil sie sich einer erst aus den neuen Ideen legitimierten Gewalt bedienen. Von der von François Furet vorgebrachten Idee einer »Entgleisung« der Französischen Revolution mit Blick auf die *terreur* hat er sich deutlich distanziert. Doch rechnet er auch nicht zu den Historikern, die in der behaglichen Ruhe ihrer Schreibstuben darum einen Blankoscheck für revolutionäre Gewalt ausstellten; eigene Lebenserfahrung ließ ihn nach einer Neuformulierung suchen, die das Problem genauer faßt. Revolution

bedeutete nicht einfach gesellschaftlicher Umsturz, sondern maß sich am Ergebnis für humanere und gerechte Lebensverhältnisse; *terreur* – so unausweichlich sie zum Einsturz des alten Gebäudes und in der Extremsituation allgemeiner Anfeindung der Revolutionäre auch war – galt es in Beziehung zu setzen zum Anspruch auf Demokratisierung (die Verfassung von 1793 – ausgesetzt bis zum Frieden...). Die Kunst bestand für Walter Markov also nicht so sehr im Beginnen einer Revolution unter der Fahne allgemeiner Enthusiasmierung als vielmehr in der schwierigen Frage: »Wie lange dauert so etwas? Irgendwann einmal muß die ›alles erneuernde Kraft des Terrors‹, wie es bei Lenin heißt, in zivilisiertere Formen überführt werden.«<sup>16</sup> Sein Nachdenken hierüber war gespeist von der Enttäuschung, daß es die sozialistischen Revolutionäre des 20. Jahrhunderts gerade nicht geschafft hatten, den Stalinismus als extreme Form des sich auf revolutionäre Legitimation berufenden Terrors zu »beenden«, der wohl verschiedene Formen annahm, aber nie in die avisierte Demokratie neuen Typs überführt wurde. Dies war für Markov Ursache eines gesellschaftlichen Scheiterns, das er bei allem Schmerz über an die Idee geknüpfte Hoffnungen doch klar-sichtig diagnostizierte.

Der Verweis auf Héberts Antrieb zu »Terrorismus als Tonnenideologie« kann also auch gelesen werden als Kritik an einer ihm als illegitim erscheinenden, weil nicht mehr den Interessen des Volkes dienenden Verlängerung der *terreur* in

---

hinweist, dessen sie sich bediente.« (Walter Markov: Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789–1799. Bd. 1. Leipzig 1982. S. 397.) – Die Personalisierung der »legitimen« und »illegitimen« Linken – Jacques Roux contra Hébert – verweist gleichermaßen auf das Bemühen und die Schwierigkeit, die unbezweifelbaren Unterschiede zwischen beiden und ihren Programmen auf den Punkt zu bringen. Jacques Roux sollte nicht als Legitimation für »Glücksritter« und »Schaumschläger« herhalten müssen.

14 Ebenda. S. 398; siehe auch Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789–1794). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 280; Ein Porträt der Revolution. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 19(1970)3. S. 373.

15 Die politische Linke und die Theologie der Revolution (1789–1794). S. 280.

16 Und weiter: »Denn keine Revolution [...] ist jemals ohne Terror ausgekommen und wird es auch in Zukunft nicht. Es kommt auf die Form an. Vor allem muß man wissen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, wo der eigene Vorteil es gebietet, mit dieser Geburtswehe Schluß zu machen.« (Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Berlin 1993. S. 75.)

jenem Moment (Herbst/Winter 1793/1794), den er lange vor Françoise Brunel<sup>17</sup> als *Umschlag* in die Erstarrung (Saint-Just: »Vereisung«) der Revolution und Entfremdung der jakobinischen Verfechter der *terreur* von der Volksbewegung ansah.<sup>18</sup>

Später dann hat Markov die Ausgrenzung der illegitimen Linken – die gleichwohl nie eine absolute war, da er oft auf die keineswegs hermetische Trennung zwischen Linken und »Linken« hinwies – ein wenig entschärft. »Wer wagt zu beurkunden, daß sie *alle* illegitime Linke waren?« – meinte er im Umfeld des Bicentenaire 1989 mit Blick auf Anhänger Héberts.<sup>19</sup> Die Forschungslage über das *enfant terrible* hat sich bis jetzt nicht wesentlich gebessert, so daß diese Frage weiter offen im Raum stehen bleibt.

Mit dem Markovschen Begriff der »äußersten Linken« wurden in der DDR-Revolutionshistoriographie – unter Rekurs auf Friedrich Engels – Rolle und Formen der Volksbewegung in bürgerlichen Revolutionen umrissen.<sup>20</sup> Auch eine literarisch-utopische Linke war zu anderen Zeiten, an anderen Orten problemlos ausfindig zu machen (z. B. Gerrard Winstanley). Die Idee einer weitergehenden Ausdifferenzierung der äußersten Linken von legitimen oder illegitimen Linken findet sich m. W. allerdings nur bei Markov.

Es fällt sicher leichter und wird womöglich (dem Stilkünstler und begnadeten Allusionisten) Walter Markov gerechter, wenn die Differenzierung zwischen legitimen und illegitimen Linken eher als (sinn- und hilfreiche) Metapher denn als festgefügtes Kategoriensystem aufgefaßt wird. Er selbst hat sich stets gegen »arge Kunststücke« einer zu recht gebogenen Aktualisierung der Revolution

von 1789 (wie jeglicher historischer Ereignisse) für schlichte politisch-propagandistische Bedürfnisse ausgesprochen.<sup>21</sup> Natürlich war Markov in erster Linie ein Wissenschaftler, dem solches widerstrebt, aber ebenso natürlich wußte er, daß es »desinteressierte Historiographie« nicht geben kann. So ist als Gedankenexperiment vorstellbar, diese Metaphorik aus der Sicht des (realexistierenden) Sozialismus zu verstehen, eben um so mehr, als Walter Markov die Geschichtswissenschaft zeit lebens »als Instrument gesellschaftlicher Vorwärtentwicklung und Veränderung, nicht retrospektiv verharrende Interpretation«<sup>22</sup> verstand.

Französische Kollegen haben die Unterscheidung zwischen *legitim* und *illegitim* nie so recht verstanden und wären mit ihren Zweifeln unbestritten im Recht gewesen, ginge es um eine »Jury«, die revolutionäres Engagement in überzeitlicher Gültigkeit in richtig und falsch zu gewichten hätte. Doch darum ging es nicht. Für sie war Robespierre nicht das Optimum, aber das Maximum, das einem bürgerlichen Staatswesen einigermaßen realitätsnah als radikaldemokratisches Vorbild entgegenzuhalten ist. Nicht zufällig, so scheint mir, ist eine Jacques-Roux-Biographie in Frankreich nie erarbeitet worden. Etwa in der Zeit, als Walter Markovs Arbeiten erschienen, schrieben drei weitere – angelsächsische – Autoren über die Enragés. Diese Arbeiten holten innerhalb eines Jahrzehnts im Ausland nach, »was sich in Frankreich nie ereignet hatte«.<sup>23</sup> Dagegen ist die zentrale Gelehrten-gesellschaft in Frankreich zum Gegenstand der Französischen Revolution die *Société des Etudes Robespierristes*. In

17 Siehe Françoise Brunel: Thermidor. La chute de Robespierre. Brüssel 1989.

18 Siehe Walter Markov: Revolution im Zeugenstand. Bd. 1. Leipzig 1982. S. 351–360 und 441–455.

19 DIALEKTIK im Gespräch mit Walter Markov. In: Der Philosoph und das Volk. 200 Jahre Französische Revolution. Köln 1989. S. 186 (Dialektik 17).

20 Siehe u. a. Rolle und Formen der Volksbewegung im bürgerlichen Revolutionszyklus. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1976.

21 Walter Markov: Jacques Roux oder vom Elend der Biographie. Berlin 1966. S. 25. – Hier bezogen auf Pjotr Kropotkin.

22 Manfred Kossok: Revolution und Weltgeschichte im Werk von Walter Markov. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. 2. durchgesehene und ergänzte Aufl. Berlin 1982. S. VII.

23 Walter Markov: Jacques Roux oder vom Elend der Biographie. Berlin 1966. S. 32.

den westeuropäischen, speziell französischen Debatten hat sich auch Walter Markov mit Daniel Guérin auseinandergesetzt und gegen dessen Position, die Enragés als »Embryo der proletarischen Revolution« zu sehen und die Revolution zu entjakobinisieren, Argumente geliefert. Und 1958 gibt Walter Markov den Gedenkband zum 200. Geburtstag von Robespierre heraus, der für atlantische Kritiker – wohl nicht zu Unrecht – die internationale Zusammenarbeit der marxistischen Historiker zur Erforschung der Geschichte der Volksbewegung »von unten« symbolisierte. Der Aufsatz Markovs darin behandelte wohlweislich Robespieristen und *Jacquesrouins*, die sich beim Kampf um die »Seele« des Volkes beiderseits nicht eben mit weißen Handschuhen anfaßten. Nur hatte Robespierre seinerzeit die »Definitions-macht«, Jacques Roux im Jahre 1793 als Revolutionsfeind und »Konterrevolutionär« in die Enge zu treiben.

Aus der osteuropäischen Perspektive kann dagegen Jacques Roux mit seiner Tragik gegen den vom populären Wortführer zum Diktator gewordenen Robespierre der eigentliche Held werden. Die kleinbürgerliche Radikalität, die sich sozialistisch geriert und Kritik von links als konterrevolutionär ausgrenzt und verfolgt, mag über die 200 Jahre zurückliegenden Ereignisse hinaus verschiedene Assoziationen erwecken. Walter Markovs Antwort auf eine Frage zu den Stimmungen nach Stalins Tod war eine Gegenfrage: ob denn dieser, »zur kalten Kriegsmaschine mit steinernem Herz geworden«<sup>24</sup>, darauf Anspruch erheben konnte, daß ihm ehrliche Tränen nachgeweint würden und wenn ja, ob er sie denn verdient habe.

Walter Markovs Weg zur historischen »äußersten Linken« verlief über eigene Berührungspunkte mit der »äußersten Linken« des 20. Jahrhunderts. In der »Zwiesprache« wird als eine der

frühesten die Begegnung mit Arthur Rosenberg geschildert, Professor an der Berliner Universität, »der zeitweilig in der III. Internationale mitgearbeitet hatte, nachher Krach bekam und aus der KPD ausschied, an der Universität zu Berlin aber einen äußersten, linken Pfeiler bildete. Er war Extraordinarius für Alte Geschichte und leitete daneben ein Seminar über Historischen Materialismus – wohl das einzige an einer deutschen Universität. Hier kam ich – 1932 – zum ersten Mal mit dem theoretischen Spiegelbild der äußersten Linken in direkte Berührung.«<sup>25</sup>

Für eigenen Widerstand wurde er zuweilen von der inzwischen staatlich etablierten Linken in Bedrängnis gebracht, und in der frühen DDR, als bald »Kommunist ohne Parteibuch«, mag Walter Markov sich an Arthur Rosenberg erinnern haben. Der hatte einst Markovs abschlägige Antwort auf die Frage nach kommunistischer Parteimitgliedschaft knapp kommentiert: Ist auch besser so.<sup>26</sup> Äußerste Linke, legitime, illegitime, in der sozialistischen Revolution? – Eindeutigen Festlegungen zu diesem Thema ist Walter Markov meist ausgewichen. Es scheint mir jedoch seinen Texten keinen Zwang anzutun, wenn man den Autor selbst in die Koordinaten seines wissenschaftlichen Theoriegebäudes einsetzt. Die Meisterschaft, mit der er die tragische Rolle der legitimen äußersten Linken – eine Zeitlang tragend, von der Revolutionsführung dann ins Abseits gedrängt und verurteilt, letztlich ohne ausreichenden Massenanhang und Einfluß, dennoch zukunftsorientiert – zu zeichnen gewußt hat, verweist auf eine hohe Identifikation mit den Helden. Verfasser von Biographien – es ist banal – verraten dem Lesepublikum auch etwas von sich selbst oder geben wenigstens Hinweise auf ihre Autobiographie. Und lesen sich nicht einige Bemerkungen über die »Illegitimen«, die »Ultras«, wie eine Polemik gegen stalinisti-

24 Zwiesprache. S. 202.

25 Ebenda. S. 35.

26 Ebenda. S. 36. – Siehe auch Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Berlin 1993. S. 81.

sche oder trotzkistische Bewegungen des 20. Jahrhunderts? Walter Markov lebte als politischer Antistalinist, und seine Werke lassen die Möglichkeit offen, seine politische Überzeugung auch als hinter dem wissenschaftlichen Interesse stehend und durch dieses hindurchscheinend zu verstehen. Die »Legitimität« von Linken speist sich nicht aus Überzeugungen einer (Revolutions-)Regierung, doch nur das Beste für alle gewollt zu haben.

Abgesehen davon bleibt das Instrumentarium für eine aufmerksame Analyse der Revolutions-

geschichte und eine Differenzierung der agierenden Gruppen bis in die Gegenwart von Nutzen. Die auf den ersten Blick vielleicht irritierende Unterscheidung zwischen legitimen und illegitimen Linken hat den Vorteil, einer bedingungslosen Mythologisierung des Progressiven in revolutionären Umbrüchen aufmerksam zu begegnen. Und das Triebwerk der Revolution vom Flugsand zu unterscheiden, das Knirschen nicht für die Revolution zu halten.



## »Die Freiheiten des Priesters Roux« und die Sozialismus-Forschung

**W**alter Markov hat der Sozialismus-Forschung eine außer Betracht geratene Dimension zurückeroberet, als er am Fall des Jacques Roux die historische Bedeutung jener »äußersten Linken« auslotete, die in Gestalt der Enragés in der Französischen Revolution als Avantgarde des Volkes der fraktionell abgestuften Kompromißbereitschaft der Bourgeoisie entgegentrat und mit dem »Postulat des Noch-Unmöglichen« das Schon-Mögliche, die »Durchsetzung der demokratischen Komponente« erzwang, vor der der sogenannte »Hegemon« zurückschreckte.<sup>1</sup>

Das Phänomen einer revolutionären Bewegung, die das ihrerzeit Machbare dadurch erzwang, daß sie es überbot, beschäftigte Marx und Engels ein halbes Jahrhundert hindurch. Schon 1844 verwies Marx, gegen das elitäre Geschichtsdanken Bruno Bauers gewandt, auf »die *kommunistische Idee*«, die nach und nach von jener »revolutionären Bewegung« hervorgetrieben wurde, die 1789 im *Cercle social* begann, in der Mitte ihres Verlaufs von Théophile Leclerc und Jacques Roux repräsentiert wurde, mit François-Noël Babeufs Verschwörung für einen Augenblick unterlag und nach der Revolution von 1830 über den greisen Filippo Michele Buonarroti erneut auflebte.<sup>2</sup> Gegen den rigiden Antikommunismus des Republikaners Karl Heinzen verwies Marx auf die vertrackte Dialektik der Geschichte, die eben diese Kommunisten in der bürgerlichen Revolution – die Leveller in England ebenso wie die Babouvisten in Frankreich – dahin brachte, als die »kon-

sequentesten *Republikaner*« die politische Bewegung voranzutreiben, »durch ihre gewaltigen Hammerschläge die feudalen Ruinen« zu zerrümmern und sich damit objektiv und wider Willen in den »Dienst der *bürgerlichen Revolution*« zu stellen.<sup>3</sup> Zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangte Engels in seiner Studie über den deutschen Bauernkrieg bei der Untersuchung des historischen Sinns der volksreformatorischen Bestrebungen und der von ihnen verfochtenen Ideen.<sup>4</sup> In der Folge verwies er gegen kurzschlüssige Disqualifikation plebejisch-sozialistischen Strebens auf die »Ironie der Geschichte«, die den Plebs allemal dazu brachte, zu tun, was die Bourgeoisie zu tun sich scheute, daß das aber nicht ging ohne eine das historisch Mögliche überbietende Zukunftserwartung, die zwangsläufig enttäuscht wurde, insofern sich das Volk um die erhofften Früchte des Sieges geprellt sah.<sup>5</sup> Diese theoretische Überlegung begründet die vorwärtstreibende Kraft des Utopischen als Agens des Fortschritts, die noch heute auch von marxistischen Historikern ignoriert wird.

In dieser Dialektik der Geschichte, die es erforderte, »daß die Revolution bedeutend über das Ziel hinausgeführt wurde«, »damit selbst nur diejenigen Siegesfrüchte vom Bürgertum eingeheimst wurden, die damals erntereif waren«, vermutete Engels 1892 nachgerade »eines der Entwicklungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft«<sup>6</sup>. In seiner Skizze »Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft«

---

1 Siehe Manfred Kossok/Walter Markov: Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500–1917. Berlin 1974. S. 24ff.

2 Siehe Friedrich Engels/Karl Marx: Die heilige Familie. In: MEW. Bd. 2. S. 126.

3 Karl Marx: Die moralisierende Kritik und die kritisierende Moral. In: MEW. Bd. 4. S. 338, 339 und 341.

4 Siehe Friedrich Engels: Der deutsche Bauernkrieg. In: MEGA<sup>2</sup> I/10. S. 378ff. (MEW. Bd. 7. S. 342ff.).

5 Siehe Engels an Karl Kautsky, 20. Februar 1889. In: MEW. Bd. 37. S. 155.

6 Friedrich Engels: Einleitung zur englischen Ausgabe der Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In: MEW. Bd. 22. S. 301.

trat er angesichts der »in Deutschland herrschenden ausgedehnten Unbekanntheit mit dem älteren Sozialismus«<sup>7</sup> den Schmähungen Eugen Dührings entgegen, weckte in der Arbeiterbewegung das Interesse für den reichen Beitrag des Sozialismus zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte und regte zu eigenen Forschungen an. Leider haben spätere Epigonen die Unterscheidung des »wissenschaftlichen« vom »utopischen« Sozialismus in fataler Weise mißverstanden.

Marx vermißte an der Geschichtsschreibung Augustin Thierry's nicht nur die Analyse des zeitgenössischen Antagonismus zwischen Bourgeoisie und Proletariat, er vermißte auch dessen lange Vorgeschichte.<sup>8</sup> An der Neige seiner Tage kam Engels mehrfach auf diese Problematik zurück. 1882 wandte er sich insbesondere gegen ein geglättetes, lineares, bruchloses Geschichtsdarstellen, das, einem »aufgeklärten Vorurteil« verhaftet, einen stetigen Fortschritt zum Besseren annimmt und »den antagonistischen Charakter des wirklichen Fortschritts« und »die einzelnen Rückschläge«<sup>9</sup> übersieht. Gleich ihm verneinte Franz Mehring jene oberflächliche Auffassung, die den historischen Prozeß vereinfacht und als Kampf lediglich zweier in sich homogener Lager auffaßt, eines revolutionären und eines reaktionären, – ehemals zwischen Bourgeoisie und Adel, nunmehr zwischen Proletariat und Bourgeoisie.<sup>10</sup>

Walter Markov zählt zu den wenigen, die den damit aufgeworfenen theoretischen und methodologischen Problemen ernsthaft nachgingen. Er verifiziert sie durch minutiöse empirische Forschung, präzisiert und erweiterte sie und setzte Maßstäbe für die Erforschung und Beurteilung alternativer Bewegungen. Seine Ergebnisse bestärkten und ermunterten andere Forschungen und regten zu weiteren Fragen an, die die Ge-

schichte der sozialistischen Ideen und Bestrebungen insgesamt und ihre wechselseitige Verflechtung mit der historischen Wirklichkeit und den praktischen Kämpfen betreffen. Ohnehin beschäftigte uns die doppelte Frage nach der Kontinuität sozialistischer Bestrebungen über die revolutionären Knotenpunkte hinaus im ganzen Verlauf der bürgerlichen Gesellschaft und die Frage nach ihrem genetischen Verhältnis zur historischen Realität und nach ihrer politischen Funktion. Zu untersuchen war und bleibt, ob der sogenannte bürgerliche »Hegemon« nicht von Anbeginn und durchgängig mit einer divergierenden »Linken« konfrontiert ist und ob deren utopische Zielsetzung sie so zwangsläufig ins Abseits des allgemeinen Emanzipationskampfes stellt, wie es scheinen mag. Umstritten ist ferner, ob die antikapitalistische Stoßrichtung diese äußerste Linke ohne weiteres zum ungewollten politischen Zuarbeiter des konservativ-reaktionären Lagers macht, wie bürgerliche Denkweise meint, die sie vornehmlich als Störkomponente in der allgemeinen antifeudalen Bewegung betrachtet. Zu fragen ist in diesem Zusammenhang nach dem jeweiligen sozialtheoretischen Inhalt wie nach dem sozialpolitischen Charakter und der mittel- und langfristigen Wirkung solcher »linker« Ideen, die aus keiner unmittelbaren revolutionären Situation und praktischen Aktion erwachsen.

Markov rückt als Vorgänger der Enragés nur revolutionäre Akteure ins Blickfeld: Fra Dolcino, John Ball, Prokop, Thomas Müntzer, Gerrard Winstanley und José María Morelos y Pavón. Offen bleibt die Frage nach der Rolle jener »linken« Theoretiker sowohl in den dazwischen liegenden als auch in den folgenden Perioden, die sich von politischen Aktionen für das Volk nichts mehr versprachen (z. B. Charles Fourier), die selbst keine Beziehung zu einer Volksbewegung hatten, gele-

7 Friedrich Engels: Herr Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. In: MEGA<sup>2</sup> I/27. S. 465 (MEW. Bd. 20. S. 284).

8 Siehe Marx an Engels, 27. Juli 1854. In: MEW. Bd. 28. S. 381f.

9 Engels an Marx, 15. Dezember 1882. In: MEW. Bd. 35. S. 128.

10 Siehe Franz Mehring: Gesammelte Schriften. Bd. 13. Berlin 1961. S. 312.

gentlich gar nicht haben wollten (z. B. Robert Owen), sich darum aber keineswegs als »*platonische* Besserwisser«<sup>11</sup> »von legitimen Klassenböden in beziehungsarme Schwärmerei« entfernten (366), sondern in Zeiten sozialer Spannungen, Krisen und Umbrüche die Belange der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen vertraten oder zumindest mit einfingen. Das betrifft alle jene, die zwischen »früher« und »klassischer« bürgerlicher Revolution reformatorisches Gedankengut gegen die kapitalistischen Zustände ins Feld führten, sowohl die zahlreichen Laienprediger und separatistischen Gemeindeglieder in allen europäischen Ländern vor, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg bis weit ins 18. Jahrhundert, als auch die Verfasser weitgreifender Utopien: in England den Lordkanzler Thomas Morus, der weitab aller Volksbewegung gleichwohl sehr scharf den sozialen Einbruch und die politische Problematik der frühkapitalistischen Epoche reflektiert, eine gerechte und glückliche Politik für unmöglich hält, solange es Privateigentum gibt und »alle an alles das Geld als Maßstab anlegen«<sup>12</sup>, und 1516 als kritisches Gegenbild eine gütergemeinschaftliche Ordnung auf einer fernen Insel *Utopia* ansiedelt; in Frankreich Jean Meslier, Gabriel Mably und Morelly, die scharfsichtiger und unbestechlicher als die bürgerlichen Kritiker des Absolutismus die sozialen und politischen Probleme ihrer Epoche aufgriffen; in Deutschland den streitbaren antiothodoxen Kirchenmann Johann Valentin Andreä, den Ökonomen Johann Joachim Becher oder den ketzerischen Theologen und Naturkundler Konrad Dippel. Das betrifft sodann die Zeitgenossen der Französischen Revolution wie William Godwin und Thomas Spence in England und die »Linksjakobiner« in Deutschland. Das betrifft insbesondere die Sozialisten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Scheinbar politisch abstinent wie

Fourier, keineswegs revolutionär wie Saint-Simon, durchaus aller Protestbewegung von unten abhold wie Robert Owen, überdies wie Saint-Simon und Owen noch stark elitär geprägt und nicht selten wie Owen auf Gewinnung der herrschenden Klassen bedacht, konfrontierten sie allesamt die sozialen Resultate der bürgerlichen Revolution in Frankreich und der industriellen Revolution in England mit den himmelstürmenden Verheißungen der bürgerlichen Aufklärer und den Prognosen liberaler Ökonomen. Sie enthüllten die Utopie des liberalen Gesellschaftsideals des Laissez-faire, das vorgab, im freien Spiel der Kräfte die gesellschaftlichen Interessen spontan harmonisieren zu können, als Wolfsgesetz der freien Konkurrenz, als Recht des Starken, den Schwachen zu erdrücken. Sie erkannten im modernen Repräsentativstaat das Machtinstrument der besitzenden Klassen und qualifizierten die daran geknüpften Erwartungen an Volkssouveränität gleichfalls als Utopie. Sie erfaßten das Janusgesicht des kapitalistischen Fortschritts, und ihre Sozial-, Politik- und Ideologiekritik bewies aufs ganze gesehen mehr Realitätssinn als die Sozialtheorie der Liberalen. Ihre Gesellschaftsanalysen hoben das sozialistische Denken des 18. Jahrhunderts auf eine qualitativ höhere Stufe. Sie lösten die soziale Theorie vom Rückgriff auf eine letztenendes statische Natur des Menschen und verstanden die Menschheitsgeschichte als einen in Widersprüchen verlaufenden Prozeß. Sie initiierten die Anfänge der Soziologie, bereicherten die Zeitgeschichte um viele empirische Untersuchungen und verstanden die Gesamtheit ihrer Analysen als »*Science sociale*«. Sie knüpften die Möglichkeit sozialer Neuordnung an historisch veränderte Verhältnisse, suchten den Angelpunkt der zeitgenössischen Probleme in der *sozialen Organisation* und stellten die *soziale Frage* auf die historische

11 Walter Markov: Die Freiheiten des Priesters Roux. Berlin 1967. S. 387. – Alle Seitenangaben in runden Klammern beziehen sich auf dieses Werk.

12 Thomas Morus: Utopia. Hrsg. von Jürgen Teller. 5. Aufl. Leipzig 1974. S. 23ff, 48f, 65, 136, 138 und 141 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 513).

Tagesordnung mit weitreichenden Folgen, theoretisch wie praktisch. Derart veranlaßten sie zunächst »nur« eine theoretische Revolution.

Ihre theoretischen Einsichten und ihre Sozialkritik verschmolzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der babouvistischen Überlieferung und den unter dem Einbruch der freien Konkurrenz und des Industriekapitalismus von den Arbeitern gewonnenen sozialen und politischen Erfahrungen und rüsteten die mutualistische, genossenschaftliche und neobabouvistische Bewegung in Frankreich ebenso wie die chartistische und tradeunionistische Bewegung in England. Sie erfuhren in einzelnen Strömungen und bei einzelnen Repräsentanten eine jeweils spezifische theoretische und sozialpolitische Legierung, die gültige Einsichten bewahrte, modifizierte, gelegentlich auch wieder fallen ließ und in Theorie und Bewegung einen relativ selbständigen roten Faden in der allgemeinen Geschichte beschreibt, der dem Historiker Aufschlüsse bietet über soziale Wahrnehmung des kapitalistischen Zeitalters von unten, aus der Welt- und Geschichtssicht des arbeitenden Volkes.

In der Folge hat die scheinbar apolitische Wortmeldung der Sozialisten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts den bürgerlichen Republikanismus in Westeuropa sozial getränkt, die Metamorphose der Radikaldemokratie zur Sozialdemokratie eingeleitet sowie die frühproletarische Bewegung des 19. Jahrhunderts theoretisch und programmatisch ausgerüstet. Auf ihre theoretische Vorgabe, politische Vorarbeit stützt sich als neue sozialistische Strömung der Marxismus, der sich als Emanzipationsstrategie des modernen Industrieproletariats verstand und die sozialistische Bewegung theoretisch und strategisch neu ausrustete, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Lawine in Bewegung setzte, die der politisch installierten Macht der Bourgeoisie nach und nach alle politischen, sozialen und kulturellen Zugeständnisse abtrotzte, die es Westeuropa erlauben, sich als moderne Zivilisation zu verstehen.

Markovs Werk eröffnet detaillierte Einsichten in die Schöpferkraft der überwiegend spontan agierenden Volksbewegung als »Schub- und Triebkraft« der gesamten Revolution, die an markanten Knotenpunkten das Schicksal der Revolution wendete und die Montagne beim Volke hielt (61, 126 und 359). Markov verweist auf das eigener Erfahrung entwachsene Mißtrauen der Sansculotten in die Repräsentativdemokratie – ein Mißtrauen, das von Babeuf über Fourier, Wilhelm Weitling und Louis Auguste Blanqui alle Sprecher des arbeitenden Volkes teilten, wenn sie, von einem weitergefaßten Demokratieverständnis ausgehend, dem bürgerlichen Parlamentarismus verschiedene Selbstverwaltungsmodelle entgegenseetzten, mit denen sie die politische Einflußnahme des arbeitenden Volkes institutionell sichern wollten. Markov betont, daß dieses spontane Begehren der arbeitenden Massen keiner Verführungskünste von Agenten bedurfte (182f.); er beschreibt, wie es mit zunehmender politischer Eigenverantwortung reifte und wie die Massen mit den Verhältnissen sich selbst veränderten und »ihren *Offizieren* fast immer voraus« waren (361).

Markovs aus akriben empirischen Analysen gewonnene theoretische Verallgemeinerungen belegen, was historisch-materialistisches Herangehen vermag, wenn damit ernst gemacht wird. Seine Analyse der Rolle des spontanen Elements entrumpelt das Geschichtsdenken von schwer ausrottbaren Vorurteilen und Klischees, die eine autoritär-elitäre, stalinistisch affizierte Denkweise auch im marxistischen Geschichtsdenken eingenistet hat. Markov heroisiert die Volksmassen nicht; er verschweigt, vernebelt, beschönigt nichts: Auch die vom Volk vorangetriebene Revolution »trug an den langen Schatten, die hohe Gipfel werfen, an tragischen wie an abstoßenden Mißgriffen« (144).

Vom Volksboden her wird die Rolle der Persönlichkeit erschlossen, nicht aus Hemmungen und Pannen im »Vorleben des Revolutionärs«; doch trägt auch die »Fata Morgana, daß Männer oder schlimmstenfalls Parteien alle Geschichte machten« (202). Die Enragés erscheinen als orts-

und zeitgebundenes Element der Volksbewegung, die auch Jacques Roux »hervorgebracht, großgezogen und veredelt« hat. Weil »er den Hernton des schlichten Volkes« vernahm, konnte Jacques Roux politischer Anwalt der Entrechteten sein. (114.)

Der Pulsschlag des arbeitenden Volkes pocht auch im sozialen und politischen Protest seiner sozialistischen Anwälte, freilich in revolutionsfernen Zeiten nicht so unmittelbar wie im Fall der Enragés. Gleichwohl geben Lage und Bedürfnisse des Volkes kräftigen Anstoß, gesellschaftliche Reformprogramme zu entwerfen. Bei den vielen Volkspredigern, die mit chiliastisch geprägter, aber rebellisch säkularisierter Weltsicht kühn gegen feudalfürstliche Eroberungssucht und kapitalistisches Kriegsgewinnlertum auftraten, wie Friedrich Gifftheil im Dreißigjährigen Krieg oder Victor Christoph Tuchtfeld im preußischen Militärstaat, sind soziale Wurzeln wie politische Früchte offenkundig. Die Anweisungen, die der brandenburgische Kurfürst seinen Gesandten für die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück gab, bezeugen die Sorge, daß nach englischem Beispiel »Untertanen und gemeiner Pöbel aus Ungeduld und großer Armut die Waffen ergreifen« könnten.<sup>13</sup> Den königlichen Korporal Friedrich Wilhelm zwang die von Volksagitatoren zu allgemeinem Erneuerungsbegehren zugespitzte Empörung im Volk, die willkürliche Soldatenwerbung durch ein geregelteres Rekrutierungssystem abzulösen. Nur vielfädig vermittelt zeigt sich die Volksquelle bei Johann Valentin Andreä, der sich in seinem unmittelbaren praktischen Wirken darauf beschränken mußte, Obrigkeiten und Verlagskaufleute ebenso der kirchlichen Zucht und Sorgepflicht zu unterwerfen wie das verelendete und verwilderte Volk, der jedoch darüber hinaus die Fäden einer weitverzweigten Gelehrtenverbindung knüpfte, um mit ihr eine allgemeine Reformation aller Lebensbereiche zu

bewerkstelligen – mit einer geistigen Elite zwar, der er aber jene ideale *Respublica christianopolitana* als Leitlinie vorgab, die den Gegensatz von arm und reich, von Herren und Knechten, von Bildung und Unwissenheit aufhob. Johann Joachim Becher gründete als fürstlicher Kommerzienrat Manufaktur- und Handelskompagnien; in seinem *Politischen Discurs* (1668) plante er zunächst nur, die progressiven, Produktion, Technik und Arbeit fördernden Potenzen des Merkantilismus auszuschöpfen; im *Moral Discurs* (1669) aber erwies er sich als leidenschaftlicher Anwalt der unterdrückten Bauern und der kleinen Handwerker und folgerte aus gleichen Prämissen statt kameralistischer Nutznießung quasisozialistische Perspektiven. Johann Konrad Dippel radikalisierte inmitten eines breiten Umfeldes separatistischer Gemeinden den geistlichen Kampf gegen die Orthodoxie zum Kampf gegen die von ihr legitimierten absolutistischen und merkantilistischen Verhältnisse und entwarf das Modell einer *Christenstadt auf Erden ohne gewöhnlichen Lehr-, Wehr- und Nährstand* (1700) als *Weg zum Frieden mit Gott und allen Kreaturen*. Sie alle verarbeiteten in ihren sogenannten »Utopien« Bedürfnisse und Interessen des Volkes zu aktuellen Richtlinien einer gesellschaftlichen Erneuerung, die Ständeschranken und soziale Gegensätze überwinden sollten. Ungenügend erforscht ist, inwieweit sie progressive Seiten des Absolutismus förderten, wenig bekannt auch ihr Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte.

Das Erfassen des Zusammenhangs und der genetischen Wechselbeziehung zwischen sozialistischer Theorie und praktischer Bewegung in Epochen zwischen den Revolutionen leidet auch an herkömmlicher Zweigleisigkeit der Forschung. Sozialistische Bestrebungen in der Geschichte werden vielfach getrennt erfaßt: einmal als Geschichte der Ideen, zum anderen als empirische

---

13 Zitiert in Gerhard Schilfert: Zur Geschichte der Auswirkungen der englischen Revolution auf Nordwestdeutschland. In: Fritz Klein/Joachim Streisand (Hrsg.): Beiträge zum neuen Geschichtsbild. Berlin 1956. S. 128.

Geschichte der Organisationen und Aktionen. Über weite Strecken führen beide Ebenen oft ein Dasein für sich. Die allgemeine Geschichtsschreibung berücksichtigt sozialistische Theorien allenfalls als Randerscheinung im Linksaußenfeld des Hauptstroms, nicht als integralen Bestandteil. Sie verzichtet damit auf einen Schlüssel, der das soziale Spannungsfeld komplex in seiner Widersprüchlichkeit eröffnet.

Politische Geschichtsschreibung neigt zu pragmatischen Bewertungskriterien. Sie folgt dem Prinzip der Adäquanz von sozialpolitischer Forderung und unmittelbarem Erfolg. Sie kümmert sich selten um verschlüsselte Wirkung und fragt kaum nach mittel- und langfristigen Resultaten. Morus' Kampfansage gegen Krieg, Militarisierung der Gesellschaft und soziale Klüftung zwischen dem Luxus einer Handvoll Parasiten und der Masse der Produzenten zieht sich gleich einem jahrhundertelangen roten Faden durch sämtliche sozialistische Theorien. Seine Forderung nach religiöser Toleranz und Strafrechtsreform aus dem Jahre 1516 finden wir bei allen Sozialisten bis Weitling. Aber erst im Vorfeld der bürgerlichen Revolution wurde sie von liberalen und demokratischen Aufklärern zum Protestmarsch gegen feudale Rückständigkeit intoniert und noch später ins Programm liberaler und radikaldemokratischer Parteiprogramme genommen. Die von den Chartisten in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts erhobenen Forderungen nach Abschaffung des Wahlzensus, allgemeinem und geheimem Wahlrecht wurden gewährt, als es die Chartistenpartei längst nicht mehr gab. Die von Fourier 1808 aufgegriffene sansculottische Forderung nach dem Recht auf Arbeit steht erst in der Revolution von 1848 im Forderungskatalog der französischen Arbeiter. Im 20. Jahrhundert finden wir sie erstmals in einigen sozialistischen Staaten verfassungsrechtlich verankert. Praktisch erprobt wurden hier auch solche elementaren Forderungen älterer Sozialisten wie die nach dem Recht auf Wohnung, auf Bildung, auf kostenlose Gesundheitsfürsorge, auf weitgehende Gleichberechtigung von Mann und Frau

– allerdings unter der Bedingung eines nur mäßigen Wohlstands, im Mißverhältnis zur ökonomischen Effektivität und um den Preis beschnittener politischer Freiheiten.

Owens Kampf um das Verbot der Kinderarbeit, um Arbeitsschutz- und Sozialgesetzgebung begann im Jahre 1815. Er selbst hat seine Vorschläge im bürgerlichen Parlament nur in rudimentärer und verkrüppelter Form durchsetzen können. Erst als die organisierte Arbeiterbewegung seine Forderungen zu den ihrigen machte und den Kampf gegen Kinderarbeit, um gleichen Lohn für Mann und Frau, um Kranken- und Altersversorgung und tarifliche Mitbestimmung aufnahm, wurden der bürgerlichen Gesellschaft wenigstens in einigen modernen Ländern jene Sozialgesetze abgerungen, die sich die herrschenden Kräfte der modernen Industriegesellschaft als ihr Verdienst gutschreiben. Fourier warnte bereits vor eineinhalb Jahrhunderten vor den klimatischen Folgen rücksichtslos abgeholzter Wälder. Wie lange brauchte seine Mahnung, um sich in soziale Energie umzusetzen!

Es stellt sich, im allgemeinen Geschichtsbild meist unbeachtet, heraus, daß sozialistische Theoretiker nicht nur das soziale und politische Denken ihrer Zeit vertieften und voranbrachten, sondern mit Kritik und Modellangebot direkte und indirekte Anstöße für praktische Reformen gaben. »Linke« Historiker, die das spontane Moment als Initialkraft des historischen Geschehens einseitig in den Vordergrund rücken, neigen dazu, den Einfluß der sozialistischen Theorien auf zeitgenössische Reformen zu unterschätzen. Das geschieht nicht verlustlos. An diesen Reformen wird die humanisierende Spur ablesbar, die der spontane Protest des arbeitenden Volkes in der theoretischen und politischen »Übersetzung« seiner Interessenanwälte der Gesellschaft eingrub.

Es stellt sich weiterhin heraus, daß das Utopische, das viele Historiker veranlaßt, sozialistische Theorien als realgeschichtlich irrelevant links liegen zu lassen, sich historisch relativiert. Oft eilt eine Einsicht lediglich ihrer Epoche voraus, reflek-

tiert als Utopie das *Noch*-nicht-Mögliche. Viele der in den meisten modernen kapitalistischen Industriestaaten inzwischen selbstverständlichen Ansprüche auf soziale Absicherung bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität und Alter, Arbeitsschutz und Urlaub waren im Westeuropa des 19. Jahrhunderts reine Utopie und sind es noch heute für vier Fünftel der Menschheit. Ihr Maximalbegehren nach einer friedlichen, sozial gerechten Welt haben die Sozialisten nicht erreicht. Was bis jetzt vorliegt, erlaubt zu schließen, daß ihre Maximalforderung das jeweils mögliche Optimum beförderte. Unbewältigt sind jedoch die von ihnen aufgeworfenen Grundfragen einer harmonischen Vergesellschaftung, die eine Solidarisierung aller Interessen ermöglicht.

Das Problem der Verflechtung sozialistischer Theorien mit dem gesamtgesellschaftlichen Prozeß und der praktischen Bewegung wird auf der zweiten, der geistesgeschichtlichen Forschungsebene des Sozialismus trotz einzelner gelungener Anläufe im allgemeinen noch immer ebenso unbefriedigend gelöst wie in der Organisations- und Aktionsgeschichte. Hier beherrschen ideengeschichtlich vergleichende Verfahren theoretisches und methodisches Herangehen. Sozialistische Ideen werden vorwiegend aus vorgefundenem Ideenmaterial entwickelt, in Adaption oder Kontroverse. Das gesellschaftliche Umfeld, der soziale Boden, dem diese Ideen entwachsen, erscheinen oft nur als allgemeiner Rahmen, nicht als innerer genetischer Zusammenhang. Zwar sind diese oft sehr akribisch angelegten ideengeschichtlichen Analysen an sich wertvoll und unverzichtbar für das Verständnis der relativen Autonomie sozialistischen Denkens über Jahrhunderte hinweg. Sie belegen das übergreifend Gültige im sozialistischen Denken, den roten Faden, der dem Selbstverständnis aller Sozialisten bis zum 19. Jahrhundert viel wichtiger war als denjenigen des 20. Jahrhunderts. Kommunisten wie

Weitling, Théodore Dezamy und Etienne Cabet fanden nicht nur in Zeitgenossen wie Saint-Simon, Fourier und Owen geistige Quellen, denen sie unverzichtbare theoretische Einsichten verdankten; sie sahen ebenso in den Bauernführern Müntzer und Winstanley, in Morus und Giovanni Domenico Campanella, Morelly und Babeuf Repräsentanten ihrer Tradition. Auch Marx und Engels befürworteten 1845 eine Sammlung sozialistischer Quellschriften, »deren positiver Inhalt wenigstens zum größten Theil heut noch zu brauchen ist«, um es sich zu »ersparen Das noch einmal zu sagen was Andre vor uns gesagt haben«<sup>14</sup>.

In ideengeschichtlichen Untersuchungen wird dieses geistige Band meist sehr deutlich, auch seine Brüche. Doch Kontinuität, Brüche und neue Entwicklungen werden nur unzulänglich erklärt aus der konkreten sozialen, politischen und geistigen Situation der gesamten Gesellschaft und der jeweiligen Konstellation der in ihr wirkenden Kräfte. Derartige Abstraktion von praktischen Kämpfen aber vermittelt den Eindruck politischer Sterilität. Weil in solchen Arbeiten überdies die Analyse der utopischen Zukunftskonstruktion stärker im Vordergrund steht als die in ihren Theorien verpackte Kritik, begünstigt sie ihrerseits die einseitige Überbewertung des utopischen Charakters. Tatsächlich aber schöpft die Überlebenskraft dieser Tradition nicht aus der ihrer Zukunftserwartung unvermeidlich anhaftenden Illusion, sondern aus der in diesen Theorien richtig eingefangenen geschichtlichen Realität; sie überlebt nicht wegen ihrer Irrtümer, sondern wegen ihrer gültigen Einsichten. In egalitaristischen, sozialistischen und kommunistischen Theorien kristallisieren sich jederzeit die aktuellen sozialökonomischen und politischen Widersprüche ihrer Epoche und mit ihnen soziale Erfahrung, politische Haltung, Welt-sicht und Zukunftsanspruch bestimmter sozial ausgebeuteter und politisch unterdrückter Klassen und Schichten unter vorgefundenen Voraus-

---

14 Engels an Marx, 17. März 1845. In: MEGA<sup>2</sup> III/1. S. 271 (MEW. Bd. 27. S. 25).

setzungen und gegebenen Entwicklungsbedingungen. Das verlangt von Forschung und Geschichtsschreibung, daß jede Theorie nicht nur in Beziehung zu den geistigen Strömungen ihrer Zeit begriffen werden muß, sondern in ihrem spezifischen Zusammenhang mit der sozialen und politischen Lebenssituation und den existentiellen Bestrebungen des arbeitenden Volkes. Geschichte sozialistischer Ideen kann nur verstanden werden in ihrer oft sehr komplizierten Verflechtung mit sozialen und politischen Kämpfen der arbeitenden Massen, als theoretische Verallgemeinerung zurückliegender Kämpfe, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs und ihrer Resultate mit unter veränderten Bedingungen gewonnenen neuen Erfahrungen und Einsichten. Diese Rück- und Vorkoppelung mit praktischen Kämpfen gilt auch für Theorien wie diejenige Saint-Simons oder Fouriers, die im Revolutionsintervall zwischen 1789 und 1830 friedliche Reformen anstreben. Auch sie verarbeiten die Erfahrungen der plebejischen Massenkämpfe der politischen Revolution in Frankreich und der industriellen Revolution in England, suchen die vom kapitalistischen Zeitalter aufgeworfenen Probleme im Interesse des arbeitenden Volkes zu beantworten.

Die scheinbare Exotenrolle, die der Sozialismusgeschichte in der allgemeinen Geistesgeschichte gewöhnlich eingeräumt wird, die vermeintliche Abseitsposition, die sozialistischen Bewegungen häufig in der politischen Geschichtsschreibung bescheinigt wird, ist in der historischen Wirklichkeit vielfädig, wenn auch über weite Strecken unterschwellig, mit der allgemeinen Geschichte und der jeweilig spezifisch sozialen und politischen Klassenkonstellation verwoben. Sie kann daher, wenn der Historiker das jeweilige soziale und politische Spannungsfeld in seiner Gesamtheit erfassen will, nicht straflos ignoriert werden. Nur verflochten mit der allgemeinen Geschichte wird Geschichte des Sozialismus verstehbar und erklärbar und umgekehrt. Historische Leistungen wie Verwerfungen der sozialistischen Gesellschaftssysteme im 20. Jahrhundert wird

man rational und geschichtsgerecht nur erklären können, wenn man die jeweils in Osteuropa, Asien und Lateinamerika vorgefundenen sozialökonomischen und politischen Voraussetzungen und weiteren Entwicklungsbedingungen – nach zwei Weltkriegen und einem halben Jahrhundert Kaltem Krieg – mit in Betracht zieht.

In der geistigen Selbstverständigung der vor-marxistischen Sozialisten und Kommunisten wird zeitgenössisches (auch herrschendes) und überliefertes (auch nichtsozialistisches) Denken gewöhnlich ziemlich unbefangen, aber kritisch geprüft und durchgängig selektiv angeeignet. Es wird durch überlieferte und selbst gewonnene Sozialerfahrung und Einsicht gefiltert, an zeitgenössischen herrschenden Auffassungen gemessen und in der Polemik mit ihnen geschliffen, korrigiert, modifiziert und präzisiert. Gültig Erkanntes wird beibehalten, anderes fallengelassen. Konstante wie variable Komponenten sozialistischen Denkens aber erfahren über Epochen hinweg und innerhalb einer Epoche ihre spezifische Prägung durch die spezifische soziale und politische Problematik jener sozialen Schichten, deren Problemsicht, sozialen Protest und Anspruch sie thematisieren. In jeder Gestalt also können und müssen allgemeine und spezifische Charakteristika sozialistischer Wortmeldung vorrangig nur aus ihrer genetischen Verflechtung mit der ganzen Gesellschaft, der sie entwachsen, erklärt und verstanden werden. Das bleibt für den Sozialismusforscher wie für den Historiker der allgemeinen Geschichte weiterhin eine schwierige Aufgabe. Ihre Lösbarkeit hat Walter Markov an Jacques Roux exemplarisch vorexerziert.

Pragmatische Geschichtsschreibung sieht nur: Die Geschichte des Sozialismus ist keine Geschichte von Siegern. Hoch war der Preis für die meisten, die die gegebene Welt nicht für die beste aller möglichen ansahen, und tödlich oft für die Tapfersten, die die »Verdamnten dieser Erde ihre Fahnen schwingen lehrten« (378). Jacques Roux entzog sich der Guillotine durch Selbstmord, Morus und Babeuf starben auf dem Schafott;

Campanella verbrachte fast die Hälfte, Blanqui zwei Drittel seines Lebens im Kerker; Andreä starb verbittert, Becher ebenso wie Weitling im tiefsten Elend, Fourier einsam; Saint-Simon trieben Isolierung und Erfolglosigkeit zum Selbstmordversuch. Die Aufstandsversuche der Babouvisten und der Blanquisten scheiterten; die Chartistenpartei zerfiel; auch Cabet mißlang die den Chartisten entlehnte Strategie eines demokratischen Weges und Weitling das Bemühen um eine politische Massenorganisation der Arbeiter; Owens Musterkolonien, die als Keimzellen der »New Moral World« gedacht waren, mißglückten ebenso wie Cabets »Ikarien«. In unserem Jahrhundert stehen Sozialisten vor den Trümmern ein-

stiger Erwartungen, gewahren bedrückt die Perversionserscheinungen, die diesem praktischen Anlauf in eine bessere Weltordnung anhaften, fragen nach den Ursachen des Scheiterns und suchen erneut nach Voraussetzungen, Bedingungen und Gestalt einer humanen Weltordnung.

Auch für geschichtliche Größe und Tragik der Sozialisten gilt Markovs Wort: »Sie haben die Frage nach dem Verbleib des arbeitenden Volkes auf die Tagesordnung gesetzt. Ihre Vernichtung beugte neuen Fragestellern nicht vor.« (378) Wir fügen hinzu: Ihre Niederlagen beugten neuen Kämpfen nicht vor; sie haben sie stets nur besser gerüstet.



Walter Schmidt

## Walter Markov und die 1848er Revolutionsforschung in der DDR

In der umfangreichen Bibliographie Walter Markovs<sup>1</sup>, die in beeindruckender Weise die außerordentliche Weite und Vielfalt seiner Forschungen spiegelt, taucht die Revolution von 1848/49 als spezielles Thema kaum auf. Auch unter den überaus zahlreichen Rezensionen und Annotationen aus seiner Feder – er hat die Rezensionsarbeit so intensiv betrieben wie sonst wohl kaum einer unter den DDR-Historikern – fehlt 1848 vollständig. Zwei Ausnahmen ließen sich lediglich feststellen. Einmal enthalten die frühen Vorlesungsmitschriften über die »Geschichte der Revolutionen der Neuzeit« von 1947/1948<sup>2</sup> Passagen zur Revolution von 1848/49. Zum anderen erschienen zum Zentenarium 1948 zwei Artikel, die diese Revolution zum Thema haben und weit mehr waren als bloße Gedenkarbeiten. Sie sind zu Recht und zum Glück dankenswerterweise auch in den Band »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat« aufgenommen worden.<sup>3</sup>

Angesichts dieser Quellenlage scheint es gewagt, über Markovs Verdienste um die DDR-Forschungen über die Revolution von 1848/49 zu sprechen. Vordergründig gesehen hat Markov in der Literatur und in den Debatten um die wohl wichtigste Revolution des 19. Jahrhunderts, die überdies erstmals europäische Dimension erlangte, sicherlich keine auffällige Rolle gespielt. Unter denen, die die marxistische Historiographie begründeten, hatten sich neben Karl Obermann, der

wohl zu Recht als der eigentliche Gründungsvater der DDR-Forschungen zu 1848/49 bezeichnet werden kann,<sup>4</sup> andere, vor allem Alfred Meusel, Jürgen Kuczynski und Ernst Engelberg als auch der etwas jüngere Gerhard Schilfert wesentlich stärker der Revolution von 1848/49 angenommen. Gleichwohl sollte man sich auf den ersten Blick nicht allzusehr verlassen. Schaut man genauer hin und schürft etwas tiefer, erschließt sich ein ganz anderes Bild. Obwohl sich Markov in die Diskussionen um 1848/49 – sieht man vom Zentenarium 1948 einmal ab – nicht direkt einschaltete, war sein Einfluß und mit ihm der der ganzen internationalen marxistischen Revolutionsforschung über 1789, zu der der Franzose Albert Soboul ebenso hinzuzurechnen ist wie der Russe A. S. Manfred, waren die in diesen Forschungen gewonnenen Erkenntnisse wie die vergleichenden revolutionsgeschichtlichen Überlegungen von erheblicher Bedeutung für den Entwicklungsweg der DDR-Forschungen und -deutungen über die Revolution von 1848/49. Die Rezeption von Überlegungen, Anregungen, Einsichten, Denkanätzen und Deutungsangeboten Markovs hat das Verständnis dieser Revolution in der DDR nicht unbeeinträchtlich beeinflusst.

Markovs erste und wohl einzige spezielle Beschäftigung mit den Revolutionen von 1848/49 fällt – wie schon erwähnt – in das Jahr des Zentenariums 1948. Historische Erinnerung an

---

1 Siehe Manfred Kossok (Hrsg.): Studien über die Revolution. Berlin 1969. S. 593–617. – Siehe Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. 2. durchgesehene und ergänzte Aufl. Berlin 1982 (im folgenden: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. 533–549. – Jahrbuch für Geschichte. Bd. 32. Berlin 1989. S. 446–449.

2 Geschichte der Revolutionen der Neuzeit. T. 1–2. Leitfaden zu den Vorlesungen Wintersemester 1947/1948 und Sommersemester 1948 der Universität Leipzig 1948. 73. S. [hektographiert].

3 Siehe Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 381–394.

4 Siehe Hannelore Rothenburg: Bibliographie der Veröffentlichungen von Karl Obermann (bis 1972). In: Helmut Bleiber unter Mitwirkung von Gunther Hildebrandt und Rolf Weber (Hrsg.): Bourgeoisie und bürgerliche Umwälzung in Deutschland 1789–1871. Berlin 1977. S. 499–515.

den Aufbruch und »Völkerfrühling« in der Mitte des 19. Jahrhunderts war damals sehr gefragt, wegen der Auseinandersetzungen um eine demokratische Neugestaltung nach der durch den Nazifaschismus verschuldeten »deutschen Katastrophe« auch von besonderer gesellschaftspolitischer Relevanz und wurde von Historikern aller Richtungen praktiziert, nicht zuletzt von der Handvoll marxistischer Historiker, die in der Sowjetischen Besatzungszone ihr Tätigkeitsfeld gefunden hatte.<sup>5</sup>

Markovs Arbeiten unterschieden sich – bei gleichem Anliegen – in wesentlichen Punkten von der übrigen, auch marxistischen, Literatur dieser Zeit über die Revolution von 1848/49. Schon das Kapitel über die Revolution 1848/49 in seiner Vorlesung über die »Revolutionen der Neuzeit«<sup>6</sup> setzte interessante andere Akzente. Wie andere Autoren schloß auch Markov den Vormärz in die Behandlung der Revolutionsperiode ein. Doch war diese Zeit in seiner Sicht nicht allein ein deutsches Phänomen. Um die Voraussetzungen für den revolutionären Aufbruch von 1848 sichtbar zu machen, beschränkte er sich von vornherein nicht auf eine Schilderung der deutschen Zustände, sondern sprengte die nationale Enge und suchte das gesamteuropäische Panorama einzufangen. Zwei sonst weniger prononciert beachtete Aspekte fallen ins Auge: *Erstens* beließ er es nicht bei der allgemeinen Feststellung, daß mit dem Proletariat eine neue Klasse im Entstehen war, sondern knüpfte daran einmal sogleich die Konsequenz,

daß sich mit deren Existenz das ganze Koordinatensystem einer bürgerlichen Revolution grundlegend veränderte und das bislang ausschließlich antifeudal-oppositionelle Bürgertum in eine »Mittelstellung« geriet. Zum anderen bot er eine für diese Zeit bemerkenswert ausführliche Darstellung der englischen Chartistenbewegung als profiliertester Arbeiterbewegung dieser Epoche und des utopisch-sozialistischen und -kommunistischen Denkens. *Zweitens* weist er den revolutionären Erhebungen in Krakau, in der Schweiz und in Italien am Vorabend von 1848 eine größere Bedeutung zu. Er wertet sie nicht als bloßes Wetterleuchten der großen Revolution von 1848/49, sondern in Einheit mit dieser als den eigentlichen Beginn der europäischen Revolutionsbewegung der Jahrhundertmitte.

Damit tritt ein Wesenszug Markovschen Geschichts- und Revolutionsverständnisses deutlich zutage. Nicht isolierte Länder- und Nationalgeschichte abzuhandeln, sondern diese in ihre weltgeschichtlichen Zusammenhänge zu stellen und Universalgeschichte anzubieten, war sein Anliegen. Diesen selbstgestellten Anspruch vermochte er am Ereigniskomplex der Revolution 1848/49 um so eher zu verwirklichen, als es sich hierbei – welthistorisch erstmals – um einen gleichzeitigen länderübergreifenden europäischen Revolutionsprozeß handelte. Breiten Raum erhalten selbstverständlich die Vorgänge in den einzelnen Nationalrevolutionen in Frankreich, Deutschland, Österreich, Ungarn und Italien, womit deren Be-

5 Helmut Bleiber: Literatur zur Geschichte der Revolution von 1848/49. In: Historische Forschungen in der DDR. S. 217ff. (ZfG (1960) Sonderband); Die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848/49 in Deutschland in der bürgerlichen Geschichtsschreibung der BRD. In: Helmut Bleiber unter Mitwirkung von Gunther Hildebrandt und Rolf Weber (Hrsg.): Bourgeoisie und bürgerliche Umwälzung in Deutschland 1789–1871. Berlin 1977. S. 196ff. – Helene Fiedler: Die SED und der hundertste Jahrestag der Märzrevolution von 1848 in Deutschland. In: Jahrbuch für Geschichte. Bd. 8. 1973. S. 323ff. – Günter Wellstein: 1848 – Streit um das Erbe. In: Neue Politische Literatur 20(1975)S. 491ff. – Dieter Langewiesche: Das Revolutionsbild im politischen Wandel. In: Dieter Langewiesche (Hrsg.): Die deutsche Revolution von 1848/49. Darmstadt 1983. S. 4ff. – Wolfram Siemann: Die deutsche Revolution von 1848/49. Frankfurt am Main 1985. S. 11f. – Günther Heydemann: Die deutsche Revolution von 1848/49 als Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft der SBZ/DDR. In: Alexander Fischer/Günther Heydemann (Hrsg.): Geschichtswissenschaft in der DDR. Bd. 2. Berlin 1990. S. 491ff.

6 Geschichte der Revolutionen der Neuzeit. T. 2. Leitfaden zu den Vorlesungen Wintersemester 1947/1948 und Sommersemester 1948 der Universität Leipzig 1948. S. 11–23: II. Vormärz und 1848 [hektographiert]. – Für eine Kopie dieses Abschnitts aus der Vorlesung Walter Markovs danke ich Hans Jürgen Friederici.

sonderheiten deutlich aufscheinen. Selbst Spanien, Belgien und Schweden werden nicht vergessen, als Länder, in denen »der revolutionäre Auftrieb schwach« blieb, weil die Regierungen »vorbeugend liberale Reformen eingeführt« hatten und »die radikale Linke eine schwache Plattform besitzt«<sup>7</sup>. Aber die nationalen Revolutionsbewegungen erscheinen nicht »für sich«, nur auf das einzelne Land bezogen, sondern von vornherein in ihren europäischen Verschränkungen. Die Auseinandersetzungen zwischen Revolution und Konterrevolution sind gleichsam europäisch verklammert. Der Revolutionsverlauf wird als gesamteuropäisches Phänomen dargeboten, eine für diese Zeit einmalige Darstellung, was sich auch in der Periodisierung niederschlägt. Die Pariser Juniinsurrektion und ihre Niederlage erscheinen als die erste entscheidende Zäsur, weil sich nicht nur in Frankreich die Klassenkräftekonstellation veränderte, sondern von diesem Ereignis signifikante Signale für den Vormarsch der Konterrevolution in den anderen Ländern ausgingen. Spätherbst und Winter 1848 werden als zweiter Wendepunkt erfaßt, und zwar nicht nur wegen des konterrevolutionären Rückschlags in den Zentren Frankreich, Deutschland und Österreich, sondern auch im Zusammenhang mit den gleichzeitigen gegenläufigen Entwicklungen an der Peripherie, dem erneuten revolutionären Aufschwung in Italien und in Ungarn, während erst im Sommer 1849 in einer dritten Entscheidungssituation mit der Niederwerfung der deutschen Reichsverfassungskampagne und der ungarischen und italienischen Revolution die endgültige Niederlage der europäischen Revolution besiegelt wird.

Markovs zwei Gedenkartikel – einer nannte sich schlicht »1848«, der andere bot eine Geschichte der ungarischen Revolution dieses Jah-

res<sup>8</sup> – tragen das gleiche Markenzeichen weltgeschichtlich orientierter Revolutionssicht. Während die Masse der historischen Reflexionen in Ost und West sich fast ausschließlich der deutschen Revolution widmete, 1848 also vor allem als nationalgeschichtliches Ereignis betrachtete und feierte und dabei zumeist vordergründig die nationale Einheitsproblematik ins Zentrum rückte, untersuchte Markov – fern jeder nationalen Beschränkung – auch hier das Revolutionsjahr als europäisches, also internationales Phänomen, als eine Revolution, die, wie er schrieb, »im Aufstieg und endlichen Mißerfolg als gesamteuropäische die bisher einzige ihrer Art«<sup>9</sup> war. Damit hob er als einer der ersten in dieser Zeit – nicht nur unter den Marxisten – eine wesentliche Besonderheit dieser Revolutionsbewegung, eben ihren internationalen Charakter, hervor, der in der DDR-Historiographie erst in den 70er Jahren allgemeine Anerkennung und Würdigung erfuhr. Seine Darstellung – alles andere als ein herkömmlicher Gedenkartikel – vermittelte ein Bild von den miteinander verschränkten Revolutionen in Frankreich, Deutschland, Ungarn und Italien und behandelte gesondert Österreich mit seinen für den Revolutionsverlauf sich äußerst negativ auswirkenden Nationalitätskonflikten, die die marxistische Historiographie auch später noch längere Zeit verdrängt hat.

Seine ungarische Revolutionsanalyse war die meines Wissens erste Darstellung dieses Themas in deutscher Sprache. Sie verdient aus mehreren Gründen auch heute noch unser Interesse. Markov erörtert eingehend den »inneren Konstruktionsfehler der achtundvierziger Revolution in Europa«<sup>10</sup>, die Mißachtung nahezu sämtlicher nationaler Selbstbestimmungsbestrebungen der kleineren Völker durch die Revolutionäre aller Schat-

7 Ebenda. S. 17.

8 Walter Markov: 1848. In: *Urania* (1948)3. S. 87–92; Die ungarische Revolution. In: *Forum* (1948)3. S. 10–13 (Wiederabdruck in: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 381–394).

9 Ebenda. S. 384.

10 Ebenda. S. 392.

tierungen. Wichtig erscheint der später weitgehend vernachlässigte Hinweis auf die – im Gegensatz zu den Magnaten – progressive Rolle der ungarischen »Gentry, des calvinistischen Landadels«<sup>11</sup>. Bemerkenswert ist schließlich die Würdigung von Kossuths Verdiensten um den »erfolgreichen Abschluß des Bündnisses zwischen dem bürgerlichen Radikalismus und der Bauernschaft«<sup>12</sup>.

*Zweitens* stellte Markov die Revolutionen von 1848/49 in den nur europäisch zu begreifenden Epochenzusammenhang, für den ihm – und in diesem Punkt ging er über sein Vorlesungskonzept hinaus – weder 1815 noch 1830, sondern einzig und allein die Französische Revolution von 1789 als Ausgangszäsur erschien. Er bezog daher auch die revolutionären Vorstöße auf dem Weg Europas zur bürgerlichen Gesellschaft zwischen 1789 und 1848, namentlich die französische Julirevolution von 1830, ein und suchte auf diese Weise den welthistorischen Standort von 1848 als bedeutendste europäische Revolution des 19. Jahrhunderts klarer zu bestimmen. Daß der Überblick über die einzelnen nationalen Revolutionen von 1848/49 – wie schon in der Vorlesung – nicht *expressis verbis*, aber faktisch zu einem historischen Revolutionsvergleich geriet, in dem gerade die Spezifika jeder Bewegung deutlich hervortraten, versteht sich angesichts des Konzepts, sie als Teile einer Revolution von europäischem Ausmaß zu begreifen, von selbst.

*Drittens* warnte Markov eindringlich davor, die Revolution wegen ihrer Niederlage, die er, was Frankreich betrifft, interessanterweise ausschließlich in der »Ausschaltung des linken Flügels«<sup>13</sup> erkannte, lediglich als »welthistorischen Lufthieb«<sup>14</sup> zu bewerten. Zwar sah er den Nutzen der Revolu-

tion noch vorrangig in den Erfahrungen, die sie vermittelt hatte. Doch war der wissenschaftstheoretische Ansatz deutlich ausgesprochen, auch geschlagene Revolutionen als Fortschrittsagenzien zu begreifen.

*Viertens* schließlich fällt wohlthuend die Vermeidung aller vordergründigen, aufgesetzten politischen Aktualisierung auf, die vielen Gedenk-artikeln jener Zeit anhaftete. Ein Kennzeichen Markovscher Art, Geschichte um der Gegenwart willen zu studieren, wird offenbar. Der Leser soll seine Erkenntnisse der Darstellung selbst entnehmen können. Auf didaktisches Lehren ist bewußt verzichtet.

Wirkung haben diese theoretisch-methodologischen Denkansätze in den sich seit Ende der 40er Jahre ausbildenden Forschungen zur Revolution von 1848/49 in der DDR zunächst allerdings nicht gezeitigt. Diese nahmen, befördert vor allem durch außerwissenschaftliche Einflüsse, durch das gesellschaftspolitisch-legitimatorische Interesse an der nationalen und Arbeiterproblematik, aber auch infolge der historiographischen Traditionen der Arbeiterbewegung, in denen die DDR-Geschichtsschreibung stand, eine andere Richtung.<sup>15</sup> Gesonderte eigene Forschungen zu 1848 als europäischer Revolution im allgemeinen und zu den Revolutionen in einzelnen europäischen Ländern blieben aus. Allein die deutsche Revolution wurde und blieb – mit später merklichen Abmilderungen – bis zuletzt bevorzugter Forschungsgegenstand. Was im Rahmen der Allgemeinen Geschichte an den Universitäten, insbesondere in Leipzig, und am Mitte der 50er Jahre gegründeten Akademie-Institut für Geschichte für die Revolution von 1789, die englische Revolution

11 Ebenda. S. 387.

12 Ebenda. S. 392.

13 Ebenda. S. 491.

14 Ebenda. S. 387.

15 Siehe dazu Günther Heydemann: Die deutsche Revolution von 1848/49 als Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft der SBZ/DDR. In: Alexander Fischer/Günther Heydemann (Hrsg.): Geschichtswissenschaft in der DDR. Bd. 2. Berlin 1990. S. 491ff. – Walter Schmidt: Die 1848er Revolutionsforschung in der DDR. Historische Entwicklung und kritische Bilanz. In: ZfG 42(1994)1. S. 21ff.

des 17. Jahrhunderts und für die revolutionären Erhebungen in Spanien, Italien und in Südamerika immerhin gelang; eigene Forschungszeige zu entwickeln, wurde für die Revolutionen von 1848/49 nicht erreicht. Dominierend blieb auf diesem Forschungsfelde eine auffällige nationale Verengung. Sie war bis in die 60er Jahre überdies von einer starken sozialstrukturellen Konzentration auf die politische und geistige Arbeiteremanzipation begleitet, während die soziale Genesis des Proletariats lange Zeit vernachlässigt und erst in den beginnenden 70er Jahren interessanterweise von Leipzig aus ins Visier genommen wurde. Die Bewegungen und Aktivitäten der Arbeiterbewegung in der Revolution, insbesondere ihres zahlenmäßig kleinen, politisch aber außerordentlich engagierten und theoretisch anspruchsvollen kommunistischen Flügels mit Marx, Engels und der »Neuen Rheinischen Zeitung« dominierten eineinhalb Jahrzehnte nahezu konkurrenzlos. Außer- wie innerwissenschaftlich waren daher die Bedingungen für eine Rezeption der universalgeschichtlich orientierten und zunächst vor allem an Markovs »Hausrevolution« von 1789<sup>16</sup> festgemachten Forschungsergebnisse mit ihren theoretischen und methodologischen Konsequenzen in den 50er und 60er Jahren nicht eben günstig. Deutsche und Allgemeine Geschichte liefen, zumindest für den Geschichtsabschnitt des 19. Jahrhunderts, weitgehend nebeneinander her.

Erst an der Wende von den 60er zu den 70er Jahren vollzog sich ein Wandel<sup>17</sup>, mit dem die Re-

zeption der inzwischen von Markov und der internationalen, um das Forschungsfeld 1789 sich formierenden marxistischen Revolutionsforschung gewonnenen Erkenntnisse durch die deutschen Forschungen zu 1848/49 zwingend wurde und auch einsetzte. Vier Momente waren dafür ausschlaggebend:

*Erstens* erfolgte in der DDR-Forschung – unter Beibehaltung des bisher übermächtigen, sich nun etwas relativierenden Schwerpunkts Arbeiterbewegung – eine Hinwendung zu kleinbürgerlich-demokratischen Aktivitäten, Bewegungen und Persönlichkeiten und schließlich in der ersten Hälfte der 70er Jahre auch zur Bourgeoisie-Politik in der Revolution. Rolf Webers 1968 verteidigte und 1970 publizierte Habilitationsschrift über die Revolution in Sachsen<sup>18</sup> und die ansonsten wenig beachtete Tagung des von Karl Obermann initiierten Arbeitskreises »Vorgeschichte und Geschichte der Revolution von 1848/49« Ende 1968<sup>19</sup> markieren die sich abzeichnende Ausweitung des Forschungsfeldes 1848/49 deutlich. Damit entstand ein besonderes Interesse an den konzeptionellen Angeboten der Forschungen über die Revolution von 1789, die neue Erkenntnisse über generelle Probleme der neuzeitlichen Revolutionsgeschichte zutage gefördert hatten, namentlich über das widersprüchliche Zusammenwirken von bürgerlicher Hegemonie und vorwärtsdrängendem revolutionär-aktivem Volk sowie über die Möglichkeiten, Chancen und Probleme der für den Erfolg der Revolution letztlich entscheidenden Koalition dieser beiden eigenständigen Kräfte.<sup>20</sup> Hatte doch

16 Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 11.

17 Siehe generell dazu Alexander Fischer/Günther Heydemann: Weg und Wandel der Geschichtswissenschaft und des Geschichtsverständnisses in der SBZ/DDR seit 1945. In: Alexander Fischer/Günther Heydemann: Geschichtswissenschaft in der DDR. Bd. 1. Berlin 1988. S. 15 ff. – Wolfgang Küttler: Neubeginn in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft. Bilanz nach dem Zusammenbruch der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«. Nr. 17–18 vom 17. April 1992. S. 9f.

18 Siehe Rolf Weber: Die Revolution in Sachsen. Entwicklung und Analyse ihrer Triebkräfte. Berlin 1970.

19 Siehe dazu die Referate auf dieser Tagung in: ZfG 17(1969)3. S. 270ff. und den Bericht von Waltraud Brade über das Kolloquium (siehe ebenda. S. 342ff.).

20 Zu nennen wären vor allem Walter Markov: Grenzen des Jakobinerstaates (1955); Über das Ende der Pariser Sansculottenbewegung (1956); Robespieristen und Jacquesroutins (1958); Die Jakobinerfrage heute (1967); Von einigen Dimensionen der

»die Tragfähigkeit des Bündnisses von progressiver Bourgeoisie und radikaler Volksbewegung in Gestalt des Jakobinismus [...] die Französische Revolution zur klassischen bürgerlichen Revolution«<sup>21</sup> gemacht.

Das aber mußte in dem Moment besonderes Interesse erregen, als in der deutschen Revolutionsforschung nicht mehr nur die Haltung der proletarischen Kräfte aufzuhellen war, sondern Politik und Taktik der verschiedenen bürgerlichen Fraktionen – vom 1848er Liberalismus bis zum radikalen Demokratismus – nicht einfach mehr einem Verrats- oder Versagens-Verdikt unterworfen, sondern auf Leistungen und Grenzen befragt werden sollten. Der Scharnierfunktion des französischen Jakobinismus bei der Schaffung eines anti-feudalen Blocks von Bourgeoisie und Volk, bekanntlich ein Hauptthema Markovs in den 50er und 60er Jahren, und der Frage, warum eine solche zum Bündnis mit der radikalen Volksbewegung entschlossene bürgerliche Fraktionsbildung 1848 nicht mehr zustande kam, mußte ebenso ins Zentrum der Diskussion rücken wie die Gemeinsamkeiten und gravierenden Unterschiede zwischen der französischen Bourgeoisie von 1789 und der deutschen von 1848.

Zweitens wurde in der gleichen Zeit erstmals massiv die bisherige nationalgeschichtlich isolierte Betrachtungsweise infrage gestellt, die einer von sozialistischem Wiedervereinigungsgebot ausgehenden, politisch determinierten »nationalen Grundkonzeption« verpflichtet war. Eine stärkere Verknüpfung deutscher mit allgemeiner Geschichte war angesagt. Der V. Historikerkongreß der DDR von 1972 mit seinem Generalthema »Die Geschichte des deutschen Volkes im welthi-

storischen Prozeß« steht dafür exemplarisch. Für 1848 war damit zwingend historischer Revolutionsvergleich herausgefordert, und zwar nicht bloß zwischen den gleichzeitigen Revolutionen dieses Jahres, sondern auch mit den stadial vorangegangenen und folgenden bürgerlichen Revolutionen. Markovs Anliegen aus den frühen Arbeiten, seiner universalgeschichtlichen Herangehensweise, wurde nun zunehmend entsprochen, ohne daß man sich expressis verbis auf ihn berief.

In Gang kamen in dieser Zeit mit dem Revolutionsvergleich die Debatten um den engen und weiten Revolutionsbegriff, um die Beziehungen von Revolution als Ereignis und als langfristiger, eine ganze Umwälzungsepoche füllender gesamtgesellschaftlicher Prozeß, um den Begriff des Revolutionszyklus in seinen nationalen und stadial-epochalen Dimensionen, um die Formen gesellschaftlicher Umgestaltungen und damit um das Verhältnis von Reform, Revolution, Konterrevolution und Revolution von oben, um den historischen Platz revolutionärer, d. h. transformatorischer Reformen. Eine enorme Differenzierung des Revolutionsverständnisses war das Ergebnis. Diese Debatten wurden seit Anfang der 70er Jahre sowohl in Leipzig als auch an anderen historischen Institutionen, insbesondere durch Ernst Engelberg und Wolfgang Küttler am Akademie-Institut für Geschichte, und nicht zuletzt unter den Spezialisten für die Erforschung der Revolution von 1848/49 geführt. Sie fanden eine erste Zusammenfassung in der von Markov gemeinsam mit Manfred Kossok erarbeiteten »Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit«<sup>22</sup>, die, 1974 erschienen, wiederum neue Diskussionsrunden einleitete.

---

Jakobinerfrage (1976) – sämtlich Wiederabdruck in: Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 115ff.; 287ff.; 194ff.; 148ff. und 184 ff. – Siehe ferner Albert Soboul: Klassen und Klassenkämpfe in der französischen Revolution. In: Jakobiner und Sansculotten. Berlin 1956. S. 47ff.; Robespierre und die Volksgesellschaften. In: Walter Markov (Hrsg.): Maximilien Robespierre. Berlin 1961. S. 275ff.; Volksmassen und Jakobinerdiktatur. In: Jahrbuch für Geschichte. Bd. 1. 1967. S. 51ff. – A. Z. Manfred: Maximilien Robespierre. In: Ebenda. S. 19ff.

21 Manfred Kossok/Walter Markov: Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit. In: Manfred Kossok (Hrsg.): Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500–1917. Berlin 1974. S. 21.

22 Ebenda.

*Drittens* muß in diesem Zusammenhang in Anschlag gebracht werden, daß die internationale marxistische Revolutionsforschung, die sich vor allem um das welthistorisch zentrale französische 1789 gruppierte, zugleich aber auch mit Spanien und Südamerika die damalige weltgeschichtliche Peripherie ins Visier genommen hatte, im Laufe der 60er Jahre weitgehend ausgereift war, sich als historiographische Richtung international durchgesetzt hatte und akzeptiert wurde. Die nun gewonnene konzeptionelle Reife dieser Forschungen war auch eine Bedingung für ihren nun wachsenden Einfluß auf die gesamte Revolutionsforschung und so auch auf die DDR-Forschungen über 1848/49.

*Viertens* war es daher kein Zufall, daß gerade in dieser Zeit in Leipzig selbst der Übergang von länderspezifischen Revolutions- (einschließlich Transformations)forschungen zur vergleichenden Revolutionsgeschichte vollzogen wurde. Das Erscheinen des ersten Bandes der »Studien über die Revolution«<sup>23</sup> 1969 leitete diesen Übergang offenbar ein; die Veröffentlichung des schon erwähnten gemeinsamen Grundsatzartikels von Kossok und Markov »Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit« im 1973 druckfertigen zweiten Studienband von 1974 kennzeichnet wohl den Abschluß der Konstituierungsphase. Damit war eine neue Stufe der Beschäftigung mit Revolutionsgeschichte erklommen. Das von Markov begründete und von Kossok fortgeführte und ausgebaut Kolloquium zur vergleichenden Revolutionsgeschichte, dessen Zusammenkünfte Anfang der 70er Jahre begannen, wurde bald zu einem Sammelpunkt für alle auf dem Gebiet der Revolutions- und Transformationsgeschichte arbeitenden Historiker, aber

auch für Soziologen und Philosophen.<sup>24</sup> Es strahlte DDR-weit aus und gewann bald internationale Anerkennung. Produktiver wechselseitiger Ideentransfer in streitbaren Diskussionen wurde zum rasch erkannten und geschätzten Markenzeichen dieses in der Regel monatlich tagenden Gremiums, dessen Geschichte (eingeschlossen natürlich die der fünfjährlich meist aus Anlaß von Markov-Geburtstagen stattgefundenen internationalen Konferenzen) zu schreiben lohnenswert wäre.

Für die Revolutionsforschung zu 1848/49 wurde die Bildung des Leipziger Revolutionskolloquiums (wegen der nicht selten harten kontroversen und alles andere als politisch konformistisch geführten, aber gerade dadurch kreativen Diskussionen von manchem scherzhaft auch »Revolutionstribunal« genannt) geradezu zu einer Zäsur. Damit begann die wohl für beide Seiten fruchtbare »Verzahnung der allgemeinen und der deutschen Revolutionsgeschichte«<sup>25</sup>, wie Manfred Kossok dies als Aufgabe in der zweiten Publikation der »Studien zur Revolutionsgeschichte« im Oktober 1973 formuliert hatte. Spätestens seit dem Historikerkongreß von 1972 ging diese Verzahnung vor sich; seitdem liefen die Rezeption Markovscher Ideen und Denkansätze, ihre Anwendung und Umsetzung auf unterschiedliche Neuzeitrevolutionen sowie natürlich auch deren Weiterentwicklung im Rahmen der gemeinsamen Diskussionen dieses Zentrums. Deren Ergebnisse sind in Gestalt der bis 1990 erschienenen Studienbände fast vollständig an die Öffentlichkeit gelangt und nachlesbar.

Die Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen Markovs und der anderen »französischen« Revolutionsforscher und deren Rezeption

23 Siehe Manfred Kossok (Hrsg.): Studien über die Revolution. Berlin 1969. – Siehe auch Walter Markov: Revolutionen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Eine vergleichende revolutionsgeschichtliche Betrachtung (1969). In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 11.

24 Siehe dazu Manfred Kossok: Zehn Jahre IZR. Bilanz Probleme Perspektiven. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 36(1987)S. 516ff.

25 Manfred Kossok (Hrsg.): Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500–1917. Berlin 1974. S. VIII.

hatte unter den »deutschen« Revolutionshistorikern jedoch schon früher, bereits in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, eingesetzt, und zwar in den zu dieser Zeit recht aktiven Arbeitskreisen zur »Frühgeschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus«, dem Herwig Förder vorstand, und zur »Vorgeschichte und Geschichte der Revolution von 1848/49«, den Karl Obermann ins Leben gerufen hatte.

Ende 1967 erörterte Förders Arbeitskreis auf einem Kolloquium zum politischen Konzept der »Neuen Rheinischen Zeitung« erstmals komplex das Problem der Bourgeoispolitik in der deutschen Revolution 1848/49<sup>26</sup> und suchte, auch unter Berufung auf Arbeiten Markovs und Sobouls, im Vergleich mit dem französischen 1789 die ganz verschiedene Haltung des deutschen Großbürgertums in ihrer Revolution 1848 zu bestimmen und definitorisch zu fassen. Dabei spielte die seitdem wiederholt und kontrovers diskutierte Verrats- these eine zentrale Rolle. Vorwärts wiesen in diesen Debatten drei Überlegungen: *Erstens* die Meinung, daß die Bourgeoisie und ihr politisches Verhalten auf keinen Fall als etwas Einheitliches und Monolithes verstanden werden dürfen, sondern sehr genau sowohl sozial als auch politisch zwischen verschiedenen bürgerlichen Strömungen zu unterscheiden ist, etwa zwischen der an der Macht befindlichen Bourgeoisfraktion in den Märzregierungen, dem in sich wieder gespaltenen Liberalismus in den Parlamenten und den außerparlamentarischen konstitutionellen Vereinsbewegungen; *zweitens* die Bemühungen, Bourgeoisrevolution und Volksrevolution wohl zu unterscheiden, aber zugleich in ihrem gegenseitigen Aufeinanderangewiesensein auch in der Revolution 1848/49 stets im Blick zu behalten; *drittens* die Einsicht, daß die deutsche Revolution

1848 deutlich von der gleichzeitigen französischen abzuheben ist und die gravierenden Unterschiede in der Aufgabenstellung und in der Reife der Klassenkämpfe genau zu beachten sind.

Erstmals massiv wurden Markovs und Sobouls Erkenntnisse auf ihre Übertragbarkeit und Anwendbarkeit auf die Revolution 1848/49 ein Jahr später auf dem schon erwähnten Kolloquium des Obermannschen Arbeitskreises anlässlich des 120. Jahrestages der Revolution 1848/49 erörtert. Dieser Tagung kommt auch insofern ein besonderer Platz in der Forschungsgeschichte zu, als hier zum ersten Mal in der DDR-Historiographie die Revolution komplex angegangen und das Verhalten aller Klassen untersucht wurde. Dadurch kam faktisch ein erstes Resümee des bisherigen Forschungsstandes zustande, das bestehende Defizite benannte und zugleich die Aufgaben der künftigen Forschung umriß.<sup>27</sup>

Peter Schuppan hat das Verdienst, auf dieser Beratung erstmals die Erkenntnisse und methodologischen Grundsätze Markovs und Sobouls unter dem Blickwinkel ihrer Bedeutung für die Erforschung und präzisere Erfassung der deutschen Revolution 1848/49 analysiert und resümiert zu haben.<sup>28</sup> Ins Zentrum rückte er drei Aspekte: erstens die bei Markov und Soboul getroffene Unterscheidung zwischen Bourgeoisie und revolutionär intervenierendem Sansculottismus; zweitens die von Markov und Soboul herausgearbeitete politische und programmatische Selbständigkeit der Volksaktionen; sowie drittens und vor allem die Scharnierfunktion des französischen Jakobinismus – als der entschiedensten linken bürgerlichen Fraktion – bei der Herstellung und relativ langfristigen Aufrechterhaltung der für den Sieg der bürgerlichen Revolution unverzichtbaren Koalition von Bourgeoisie und Volk. Schuppans Konse-

26 Siehe dazu die Aufzeichnungen des Verf. vom Kolloquium am 16. Dezember 1966 und das Sitzungsprotokoll dieser Tagung, vor allem die Diskussionsbeiträge von Auguste Cornu, Herwig Förder, Martin Hundt und Rolf Weber.

27 Siehe den Bericht von Waltraud Brade über das Kolloquium (ZfG 17(1969)3. S. 342ff.) sowie die Aufzeichnungen des Verfassers von der Tagung.

28 Leider hat er seinen mündlichen Beitrag nicht veröffentlicht.

quenz für 1848 lautete: Unter den weltgeschichtlich grundlegend gewandelten Bedingungen in Deutschland fand sich keine Bourgeoisfraktion mehr, die – wie 1793/1794 die Jakobiner – bereit und fähig gewesen wäre, das Bündnis mit dem Volk zu schließen und solange zu sichern, bis das Feudalsystem zerschlagen war. Die Ursachen für diesen Verlust an revolutionärer Potenz des Bürgertums einschließlich der städtischen kleinbürgerlichen Schichten sah er sowohl in der mit der industriekapitalistischen Entwicklung sich vollziehenden Zersetzung der bürgerlichen Klassen als auch in der neuen Qualität der sozialen Elemente, die eine Volksrevolution tragen konnten, unter denen das sich zur Klasse formierende Proletariat der großen Bourgeoisie bereits als drohende Gefahr erschien.

Zusammen mit den aus der Analyse des politischen Konzepts von Marx und Engels gewonnenen Überlegungen Herwig Förders über die Entwicklungsstufen des bürgerlichen Revolutionsprozesses unter den neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen<sup>29</sup> lieferten Markovs und Sobouls Thesen über das Beziehungsgefüge von Volk und Bourgeoisie und über die Funktion einer linksbürgerlich-radikalen Fraktion in der »klassischen« bürgerlichen Revolution die wohl wichtigsten neuen Denkansätze für die weitere Forschung und Diskussion zur deutschen Revolution 1848/49. Es versteht sich von selbst, daß dabei Markovs Warnungen nicht in den Wind geschlagen wurden, bei der Anwendung von Erkenntnissen, die aus dem Studium früherer Revolutionen gewonnen wurden, jeden Schematismus zu vermeiden und die Konsequenzen zu berücksichtigen, die sich aus der jeweils anderen gesellschaftlichen Situation und den nationalen Spezifika ergaben. Mit dem Historikerkongreß von 1972 erlangten diese Erkenntnisse, wie ich

meine, allgemeine Anerkennung.<sup>30</sup> Dank der Verbindung von deutscher und allgemeiner Revolutionsforschung im Leipziger Diskussionsforum wurde die folgende Entwicklung in Forschung und mehr noch in theoretischer Diskussion weitgehend gemeinsam vollzogen. Seitdem ist die deutsche Revolutionsforschung zu 1848/49 nicht mehr zu trennen von den gemeinsam erarbeiteten Erkenntnisfortschritten in den Leipziger revolutionsgeschichtlichen Diskussionen.

Im folgenden sollen und können abschließend nur einige Aspekte des Einflusses Markovscher Ideen auf die Revolutions-Diskussion über 1848/49 in den 70er und 80er Jahren genannt werden:

*Erstens* setzte sich seit Anfang der 70er Jahre die von Markov seit den 40er Jahren vehement verfochtene Auffassung vom europäischen Charakter der Revolutionen 1848/49 durch. Nicht daß einer einheitlichen »europäischen Revolution« das Wort geredet wurde; davor hatte Markov ein deutliches Warnschild gesetzt. Aber das neue und eigenartige Phänomen von gleichzeitigen Revolutionen in einer Vielzahl europäischer Länder, dem Markov schon 1948 größte Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wurde nun ein zentrales Thema. Dessen Erörterung führte zu einem sich von früheren historischen Wertungen und Betrachtungen deutlich abhebenden umfassenderen Revolutionsverständnis. In den Koordinaten einer Revolutionsbewegung von europäischer Dimension gewann zwangsläufig auch die deutsche Revolution ein schärferes Profil, wurden ihre Vorzüge wie ihre Grenzen und Schwächen klarer erkennbar, ließ sich auch ihr historischer Standort genauer bestimmen. Im historischen Vergleich wurden die allgemeinen sozialpolitischen Gemeinsamkeiten eines auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft voranschreitenden Kontinents ebenso erkennbar wie die gleichzeitigen beträchtlichen Unterschiede

29 Siehe Herwig Förder: Marx und Engels am Vorabend der Revolution. Die Ausarbeitung der politischen Richtlinien für die deutschen Kommunisten (1846–1848). Berlin 1960. S. 278ff.

30 Siehe dazu die Thesen für den Arbeitskreis 3 (ZfG 20(1972)10. S. 1245ff.) sowie das Arbeitskreisreferat und den Bericht über die Diskussion (ZfG 21(1973)3. S. 491ff. und 4. S. 447f.).

und Spezifika der einzelnen »nationalen« Revolutionen, die sich aus dem unterschiedlichen Grad der Entfeudalisierung und der Nationenbildung in den verschiedenen Ländern ergaben. Die Rostocker Konferenz der Historikerkommission DDR–Ungarn von 1973 sowie die Konferenz der Historikerkommission DDR–ČSSR in Bechyne<sup>31</sup> aus dem gleichen Jahr markieren neben dem Historikerkongreß von 1972<sup>32</sup> die »europäische« Orientierung des Geschichtsverständnisses über 1848/49 in der DDR. Das Handbuch »Revolutionen der Neuzeit« von 1982, das Hochschullehrbuch »Allgemeine Geschichte der Neuzeit« von 1986 und Manfred Kossoks »Revolutionen der Weltgeschichte« von 1988<sup>33</sup> spiegeln den letzten Forschungs- und Diskussionsstand der DDR-Historiographie zu diesem speziellen Problemfeld am besten.

*Zweitens* gab die Rezeption von Markovs und Sobouls revolutionstheoretischen Angeboten einen wesentlichen Anstoß, dem Rhythmus der Revolutionen von 1848/49 in Deutschland und in den anderen Ländern im historischen Vergleich größeres Gewicht beizumessen. Sie regten an, sich intensiver mit der Marxschen These von den auf- und absteigenden Revolutionen zu befassen, in ihren Konsequenzen für den Ausgang der Revolutionen zu untersuchen und auf diesem Wege zugleich die Revolutionsperiodisierung zu präzisieren.

*Drittens* befruchteten die Thesen Markovs über Verlauf und historischen Platz der Großen Französischen Revolution in besonderer Weise die Forschungen und Diskussionen um die Haltung

und die Haltungswandlungen der einzelnen sozialen Kräfte und politischen Fraktionen in der deutschen Revolution, von der Bourgeoisie über das Kleinbürgertum und die Bauernschaft bis hin zum gerade entstehenden Proletariat. Gefördert, befruchtet und stimuliert wurde vor allem die Debatte um die sogenannte Verratsproblematik der Bourgeoisie, d. h. um Leistungen und Versagen des großbürgerlichen Liberalismus in der deutschen Revolution 1848/49. Dies um so mehr, als Markov und die Leipziger Schule dem Verratsbegriff auch für die Revolutionen 1848/49 äußerst distanziert gegenüberstanden. Gerade durch den Vergleich mit dem Verhalten der französischen Bourgeoisie zwischen 1789 und 1795, das ein Schwerpunkt von Markovs und Sobouls Nachdenken über die Wesenszüge der französischen Revolution war, wurden – unter Rückgriff auf Marx – neue Maßstäbe gewonnen, die eine genauere Erfassung der zwiespältigen Haltung der deutschen Bourgeoisie gestatteten, zu einer wesentlich stärkeren Betonung ihrer realen antifeudalen, bürgerlich-progressiven Potenzen und Aktivitäten Anlaß gaben, was schließlich in die Infragestellung des Verratsterminus selbst einmündete.<sup>34</sup> Ohne die Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen der Revolutionsforschung über 1789 ist die Präzisierung der Bewertung der Bourgeoisie 1848 ebensowenig zu begreifen wie die stärker differenzierenden Urteile über die deutsche kleinbürgerliche Demokratie von 1848, die in den von Siegfried Schmidt geleiteten Jenenser Forschungen<sup>35</sup> einen Schwerpunkt bildeten.

31 Siehe Die Revolution von 1848/49 als europäisches Ereignis. Kolloquium am 26. und 27. September 1973 in Rostock. Veranstalter von der Kommission der Historiker der DDR und der Ungarischen Volksrepublik in Verbindung mit der Universität Rostock (Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 23(1974)8). – Revoluční 1848–1849 ve střední Evropě. Praha 1974.

32 Siehe dazu den Bericht von Wolfgang Schröder über den entsprechenden Arbeitskreis in: ZfG 21(1973)4. S. 447f.

33 Siehe Manfred Kossok (Hrsg.): Revolutionen der Neuzeit 1500–1917. Berlin 1982. S. 271ff. – Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500–1917. Berlin 1982. S. 297ff. – Manfred Kossok: In Tyrannos. Revolutionen der Weltgeschichte. Leipzig 1989. S. 299ff.

34 Siehe dazu Walter Schmidt: Die 1848er Revolutionsforschung in der DDR. Historische Entwicklung und kritische Bilanz. In: ZfG 42(1994)1. S. 32ff.

35 Siehe Leni Arnold: Bibliographie der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Siegfried Schmidt. In: Zum Gedenken an Siegfried Schmidt und Günter Steiger. Jenaer Reden und Schriften 1987. Jena 1987. S. 13ff. – Siehe auch Helmut Alexander: Geschichte,

*Viertens* schließlich regte Markovs These von der äußersten Linken, entwickelt am Beispiel seiner »Hausrevolution« von 1789, an, zwischen den verschiedenen Strömungen innerhalb der nichtbourgeois, nicht- oder antiliberalen Kräfte von Kleinbürgertum, Bauernschaft und entstehendem Proletariat genauer zu differenzieren,

nicht nur die fließenden Übergänge von Liberalismus zu Demokratismus näher ins Auge zu fassen, sondern auch die gegenüber 1789 neue Qualität äußerster linker Positionen herauszuarbeiten, wie sie sich insonderheit in der Politik und Taktik der »Neuen Rheinischen Zeitung« manifestierten.



## **V. Durchbrechung der eurozentristischen Geschichtsschreibung**



Hans Jürgen Friederici

## Zum Vorlesungszyklus

### »Geschichte der Revolutionen der Neuzeit«

**W**alter Markov wurde 1946 nach Leipzig berufen, habilitierte sich und hielt ab 1947 Vorlesungen zum Thema »Geschichte der Revolutionen der Neuzeit«. Diese Vorlesungen wurden auch von den Studenten der damaligen Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät besucht. An dieser Fakultät gab es eine »technische Kommission«, die alle Vorlesungen gründlich mitschrieb und anschließend Skripten anfertigte. Ein solches Skriptum existiert auch von der Vorlesungsreihe, die Walter Markov im Wintersemester 1947/1948, also vor knapp 50 Jahren, gehalten hat. Aus diesem Material geht klar hervor, daß Markov schon seine allererste Vorlesung nicht eurozentristisch, sondern weltgeschichtlich orientiert angelegt hat.

Ich hatte leider nicht die Freude, diese Vorlesungsreihe zu hören. Ich habe in der gleichen Zeit, also ab 1947/1948, an der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät in Rostock studiert. Dort wurde aber die gleiche Vorlesungsthematik geboten, also Vorlesungen zu den Revolutionen der Neuzeit. Der Zyklus begann mit der englischen Revolution von 1642 und führte über die große Revolution der Franzosen zur Revolution von 1848/49 in Deutschland. Die Reihe wurde weitergeführt mit der Pariser Kommune und schloß mit der russischen Revolution von 1905 und den beiden Revolutionen des Jahres 1917. Diese Vorlesungen entsprachen dem damaligen Erkenntnisstand – ich möchte keinesfalls meine ehemaligen Lehrer kritisieren, zumal sich unter ihnen eine solche Persönlichkeit wie Hermann Duncker befand – aber sie waren doch ausgesprochen eurozentristisch angelegt. Unsere Kenntnisse blieben auf England, Frankreich, Deutschland und Rußland begrenzt.

Ganz anders die Vorlesung von Walter Markov. Wie das vorliegende Skriptum zeigt, war Markov von Anfang an bestrebt, den Blick über Europa

hinauszulenken und auch die Revolutionen der »Dritten Welt«, Kolonialismus und Befreiungsbewegungen zu untersuchen. Er folgte damit dem Beispiel Karl Lamprechts, der schon um die Jahrhundertwende als Direktor des Leipziger Instituts für Kultur- und Sozialgeschichte gefordert hatte, mit dem vorherrschenden Eurozentrismus der Historiker Schluß zu machen. Markov folgte dieser universalgeschichtlichen Orientierung und war immer bestrebt, ihr zu entsprechen. Es war die Revolutionsgeschichte in ihrer Gesamtheit, die ihn faszinierte, und diese welthistorische Sicht vermittelte er auch seinen Hörern.

Die Vorlesungsreihe Walter Markovs begann mit einem kurzen Verweis auf die großen Bauernaufstände in Westeuropa und würdigte in diesem Zusammenhang auch den deutschen Bauernkrieg von 1525. Dieser wurde jedoch – und das entsprach dem damaligen Erkenntnisstand – ausdrücklich als Abschluß einer vergangenen Geschichtsperiode gesehen und nicht als der Beginn einer neuen. Trotz der »durch die Reformation aufgeworfenen neuen Fragestellungen«, so meinte Walter Markov damals, »gehört er [der Bauernkrieg – H. J. F.] nicht im eigentlichen Sinne zu den Revolutionen der Neuzeit«.

Den ersten Schwerpunkt der Vorlesung bildete der Aufstand der spanischen Niederlande, also die erste bürgerliche Revolution in Europa, die die hemmenden Schranken des feudalen Absolutismus durchbrach. Markov zeichnete ein plastisches Bild von Holland als dem fortschrittlichsten Land der damaligen Zeit; er schildert es als Heimstatt vieler großer Denker, darunter auch solcher, die in ihrer Heimat nicht publizieren durften, wie z. B. René Descartes oder Baruch Spinoza.

Die Reihe leitete dann über zur englischen Revolution im 17. Jahrhundert, worin England die holländische Entwicklungslinie aufnahm und sei-

ne langandauernde Vormachtstellung in der Welt begründete. Von England aus aber schweifte Markovs Blick schon nach Nordamerika. Sehr gründlich behandelt er den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1776 bis 1785. Präzis schilderte Markov die Ursachen, die zur Unabhängigkeitserklärung von 1776 führten und begründete, warum die an dieser Proklamation beteiligten Männer wie Thomas Jefferson, Thomas Paine und Benjamin Franklin später in die Ahnengalerie der Großen Französischen Revolution eingingen. Darüberhinaus machte er seine Hörer darauf aufmerksam, daß viele Freiwillige aus Europa, die an der Seite der Unions-truppen kämpften, später als Sendboten der neuen Ideen nach Europa zurückkehrten und diese Ideen in ihren Ländern zu realisieren versuchten. In diesem Zusammenhang erinnerte Walter Markov an Männer wie Marie Joseph de La Fayette, Saint-Simon und Tadeusz Kościuszko.

Von da aus war es nicht mehr weit bis zur großen Revolution der Franzosen in den Jahren von 1789 bis 1794. Zu diesem Problemkomplex muß ich hier nicht mehr viel sagen, da schon ausführlich darüber gesprochen worden ist. Erwähnenswert ist aber vielleicht, daß Markov schon in seiner ersten Vorlesungsreihe diese Revolution mit besonderer Liebe und Sorgfalt untersucht und dargelegt hat; sie nimmt im vorliegenden Manuskript von allen untersuchten Revolutionen bei weitem den größten Platz ein. Bemerkenswert vielleicht auch, daß bei der Fülle der auftauchenden Namen und Gruppierungen ein Name fehlt, der Name Jacques Roux. Nun kann es natürlich sein, daß die Mitschreiber der Vorlesung diesen Namen überhört haben. Aber auch wenn das der Fall gewesen sein sollte, so steht doch fest, daß der »Rote Priester«, der Anwalt der Armen und Ärmsten, zu diesem frühen Zeitpunkt noch nicht so sehr wie in späteren Jahren im Mittelpunkt des Denkens von Walter Markov stand.

Ganz aktuell klingt, was Walter Markov in seiner Vorlesung zur Jakobinerverfassung von 1793 sagte. Nachdem er diese Verfassung als die beste

gelobt hatte, die unter den damaligen Bedingungen überhaupt möglich war, schränkte er ein: Diese Verfassung konnte aber damals nicht voll realisiert werden, weil sie auf eine von außen und innen gesicherte Demokratie zugeschnitten war. Die französische Republik war aber keineswegs gesichert, sondern sowohl von der äußeren als auch von der inneren Konterrevolution bedroht. So mußte in Wirklichkeit ein diktatorisches Regime die Macht im Staate ausüben, und es ging den Jakobinern – nach Markov – »sehr schnell wie allen jenen Diktaturen, denen es verhältnismäßig leicht gelang, sich der Macht zu bemächtigen, aber nicht das durchzuführen, was ihnen im Grunde vorschwebte.«

Im Folgenden behandelte Markov den Nachhall der französischen Revolution in den Umwälzungen von 1815–1848, und zwar nicht nur in einer Reihe von europäischen Ländern, sondern eben auch in Übersee, und zwar diesmal mit der Orientierung auf Lateinamerika. Er schilderte, wie der Funke der Revolution von Europa in die mittel- und südamerikanischen Vizekönigreiche übersprang und diese sich nach und nach vom spanischen Mutterland lossagten. In diesem Zusammenhang würdigte er vor allem die Rolle von Simón Bolívar.

Die Vorlesungsreihe kehrt dann noch einmal nach Europa zurück, um in einem eigenen Kapitel die Zeit des Vormärz und vor allem die Revolution von 1848 zu behandeln. Danach aber wendet sich Walter Markov wieder außereuropäischen Staaten zu und untersucht in einem neuen großen Hauptabschnitt die bürgerlichen Revolutionen auf dem amerikanischen Kontinent, im Nahen und Fernen Osten. An erster Stelle schildert er die Entwicklung in Mexiko und macht seine Hörer mit der Rolle von Benito Juárez, aber auch mit dem mexikanischen Abenteuer Napoleons III. bekannt. Sehr gründlich wurden auch die spezifischen Klassenverhältnisse in Mexiko dargestellt.

Eine große Rolle spielt der nordamerikanische Bürgerkrieg von 1861–1865. Markov behandelt ihn in gewisser Weise als Fortsetzung des Unab-

hängigkeitskrieges auf innerer Ebene, wenn er die Widersprüche zwischen dem industriellen Norden auf der einen Seite und den Plantagenbesitzern und Sklavenhaltern im Süden auf der anderen Seite analysiert. Sehr interessant auch der Blick nach Brasilien, wo die antagonistischen Wirtschaftsformen geographisch genau im Gegensatz zu den USA verteilt waren. Dort kämpften die nicht auf Sklavenarbeit aufbauenden Kaffeeplantagenbesitzer des Südens gegen die Sklavenhalter auf den Zuckerplantagen des Nordens. Von diesen geographischen Besonderheiten abgesehen, so machte Markov seinen Hörern klar, verliefen die bürgerlichen Entwicklungen in Brasilien aber nicht wesentlich anders als in den Vereinigten Staaten. Mit der 1889 beginnenden Revolution siegte auch in Brasilien die progressivere Wirtschaftsform.

Nach der Schilderung revolutionärer Prozesse in Argentinien und Panama wandte sich Markov dem asiatischen Raum zu und ging zunächst auf die Entwicklungen in der Türkei ein. Er untersuchte die Prozesse, die zur Annahme der ersten liberalen Verfassung von 1876 führten und richtete dann seinen Blick in den arabischen Raum. Er schilderte seinen Hörern, wie in den zum alten türkischen Herrschaftsbereich gehörenden arabischen Ländern eine Gegenströmung gegen den Verbürgerlichungsprozeß einsetzte und sich vor allem die freien Beduinen gegen den Einfluß moderner Wirtschaftsformen zur Wehr setzten. Markov machte klar, wie sich allmählich Ägypten und Syrien zu den stärksten Trägern der neuen Einflüsse entwickelten und ging dabei vor allem auf die Rolle Mehmed Alis ein. Er verwies auf den starken Einfluß der Franzosen in diesem Raum und erläuterte, warum die zahlenmäßig schwache Oberschicht in diesen Ländern im Kampf mit anderen Klassen und Schichten immer zu Kompromissen mit den Kolonialmächten bereit war.

Die Vorlesung über den asiatischen Raum wurde abgerundet durch eine Darstellung der Hauptentwicklungslinien in Indien und China, wobei Walter Markov den revolutionären Ereignissen im

Land der Großen Mauer mehr Aufmerksamkeit widmete. So erläuterte er seinen Studenten die Ursachen für den »Opiumkrieg« von 1838–1840, den er als ersten europäischen Kolonialkrieg gegen einen souveränen überseeischen Staat kennzeichnete. Bekanntlich siegten damals die Engländer. Als Spätfolge dieses Krieges schilderte Markov dann die größte Massenaktion im China des 19. Jahrhunderts, den Taiping-Aufstand von 1853/1854, der, als Bürgerkrieg begonnen – schließlich in einen Kampf gegen die Kolonialmächte England und Frankreich einmündete.

Der Pekingener Frieden von 1860 beendete diesen Krieg, der wiederum mit der Niederlage der Chinesen geendet hatte. Markov erläuterte nun, wie sich der europäische Kapitalismus mit diesem Krieg einen Riesenmarkt erschlossen hatte, gleichzeitig aber die sozialen Widersprüche in China gewaltig zuspitzte. Daraus ergab sich der nächste Aufstand, der sogenannte Boxerkrieg, in dem sich das chinesische Volk unter der Führung des »Bundes der geballten Faust« gegen seine Unterdrücker erhob. Vom Yihetuanaufstand zu Beginn unseres Jahrhunderts führte Markov die Darstellung der weiteren Entwicklung in diesem Riesenreich bis zur Entstehung der Geheimverbindung »Jung-China« und zur Gründung der »Kuomintang«.

Am Ende seiner Vorlesungsreihe kehrte Walter Markov zur Geschichte Europas zurück und behandelte als Abschluß (und Neubeginn) die Pariser Kommune. Er analysierte ihr Entstehen, schilderte ihre großen Leistungen und Schwächen und schließlich ihr blutiges Ende. Die Sympathie des Vortragenden für die »Himmelsstürmer« von Paris ist deutlich zu spüren. Die großen Hoffnungen, die Markov an die folgenden Revolutionen knüpfte, aufbauend auf den Erfahrungen der Kommune, erfüllten sich leider nicht. Aber das ist schon ein anderes Kapitel.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß dieser Vorlesungszyklus, noch vor der Gründung der DDR gehalten, ein hervorragendes Beispiel für ein universalgeschichtliches Herangehen war – sicher

einmalig an den Universitäten der damaligen Ostzone. Wie viele der hier Anwesenden wissen, hat diese Vorlesung auf ihre Hörer einen großen Eindruck gemacht. Auf dem einmal gewonnenen Material aufbauend, hat Walter Markov seine For-

schungen und seine Lehrtätigkeit fortgesetzt und ist im Laufe der Jahre und Jahrzehnte zu dem weltweit anerkannten Universalhistoriker geworden, als den wir ihn alle kennen.

Lothar Rathmann

## Walter Markov und die »farbigen Kontinente«

### Persönliche Reminiszenzen

**N**icht wenige in dieser Runde haben als Studenten Prof. Markov im stets überfüllten Hörsaal 11 der Universität oder im alten Senatsaal erlebt. Wie waren wir fasziniert, wenn er uns mit der ihm eigenen leisen Stimme – auf Marx fußend – völlig neue weltgeschichtliche Zusammenhänge eröffnete.

Ich hatte das Glück, von ihm im 6. Semester 1951 als Hilfsassistent übernommen zu werden; also der ersten Generation von Markovianern im Stammhaus anzugehören, mit dem Privileg, den Meister fast täglich zu sprechen, oft auch privat in der Mainzer Straße.

Es war das Jahr seines Parteiausschlusses. Wir waren wie gelähmt. Manche, die ihm vorher applaudiert und seine Nähe gesucht hatten, folgten dem von der Partei verordneten Vorlesungsboykott. Zwei seiner Schüler aus dem Stammhaus, die sich vor einer Kommission der Zentralen Parteileitung offen zu ihrem Chef bekannten, wurden mit Parteiausschluß und Relegierung bedroht.

Als sich die drohenden Wolken um Walter Markov etwas verzogen hatten – wenn auch das Mißtrauen gegenüber ihm und seinen Jüngern noch lange anhielt – kehrten die Abtrünnigen zurück. Prof. Markov, durch seine lange Zuchthauszeit um die Ängste von Bedrängten wissend, machte kein Aufhebens davon; er hat nie darüber gesprochen, und keiner von uns im engeren Kreis hat danach gefragt.

1951 war aber auch das Jahr, in dem Prof. Markov mit seinem Wissen um universalhistorische Zusammenhänge in einer Institutssitzung im Oktober erstmals die Überlegung in die Diskussion einbrachte, ob es nicht an der Zeit sei, auch in der Forschung die Konzentration auf europäische Revolutionsgeschichte durch die Hinwendung zum Phänomen des antikolonialen Aufbruchs in

Asien, Afrika und Lateinamerika zu ergänzen. Außerdem: nach seinem Parteiausschluß sah er hier eine Handlungsmöglichkeit.

Aber noch zögerte er, weil er natürlich wußte, daß die Chance, aus dem Eurozentrismus durch den Vorstoß in neues Forschungsterrain auszubrechen, auch wegen fehlender Literatur-, Sprach- und Landeskenntnisse seiner kleinen Assistenten-truppe unkalkulierbare Risiken in sich barg. Schließlich gab er unserem ungestümen Drängen nach und übernahm 1952 einen Forschungsauftrag mit dem Ziel, ein Handbuch der Vergleichenden Kolonialgeschichte zu erarbeiten. Bereits 1954 wurden nach intensiver Diskussion in unbeschreiblich kreativer Aufbruchsstimmung Thesen zur »Genesis und Bedeutung vorimperialistischer Kolonialsysteme« mit beachtlicher internationaler Resonanz veröffentlicht.

Man muß wissen: Es gab zu dieser Zeit im deutschsprachigen Raum keine ernstzunehmende wissenschaftliche Forschung über diese Problematik. Westdeutsche Historiker gaben später ehrlicherweise zu, daß die Leipziger Initiative bei ihnen eine Art Signalwirkung auslöste, sich ebenfalls mit dieser Thematik zu beschäftigen. Aber zugleich kann ich mich gut entsinnen – ich war seit 1953 geschäftsführender Oberassistent des Instituts –, daß unsere von Marx abgeleitete These von der relativen Progressivität des Kolonialismus in der aufsteigenden Phase des Kapitalismus bei Dogmatikern im eigenen Land Mißtrauen erweckte. Sie könnten, so meinten sie, vom Kampf gegen den »absterbenden« Kapitalismus ablenken. Wozu ihm also noch progressive Züge nachwerfen?

Aber das war nicht der Grund, warum die vielversprechenden Forschungen zur Vergleichenden Kolonialgeschichte Ende der 50er Jahre einge-

stellt wurden (erst später wurden sie, um eine Nische zu finden, wieder aufgenommen). In der von Walter Markov herausgegebenen Reihe »Studien zur Kolonialgeschichte« sind immerhin elf Bände erschienen, und die Skizze Manfred Kossoks über das spanische Kolonialsystem war ein großer Wurf, Modell für das Gesamtprojekt. Nein, die Ursache war eine andere. Denn obwohl sich die DDR als der bessere deutsche Staat verstand, der in seiner Verfassung allen reaktionären, darunter auch kolonialistischen Traditionen abgeschworen hatte, war es der BRD mit ihrem Alleinvertretungsanspruch im Sinne der Hallstein-Doktrin gelungen, die Mehrzahl der Entwicklungsländer davon abzuhalten, zum ostdeutschen Staat diplomatische Beziehungen aufzunehmen.

Das veranlaßten die Abteilung Internationale Beziehungen beim Zentralkomitee der SED und das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten zur Forderung an die Wissenschaft, sich in der Kolonialfrage vornehmlich und vordergründig der BRD und den Triebkräften der aktuellen Prozesse in den sich befreienden Ländern zuzuwenden. Sie wurden als potentielle Bündnispartner in der globalen Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus verstanden. Hier sollte in breiter Front der Durchbruch zur völkerrechtlichen Anerkennung der DDR erreicht werden.

Das hatte für unser Institut und generell für die Universität Leipzig strukturelle und inhaltliche Konsequenzen. Da mit den traditionellen orientalistischen Disziplinen, die noch dazu in Leipzig nahezu verwaist waren, der Umbruch in der »Dritten Welt« wissenschaftlich nicht zu erfassen war, wurden Wissenschaftler und besonders begabte Studenten verschiedenen Disziplinen als Keimzelle künftiger multimethodischer Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften an das Orientalische, Indische, Ostasiatische und das neugegründete Afrika-Institut delegiert. Die Leitung dieser Prozesse übernahmen Assistenten aus dem Markovschen Stammhaus, die damit aus dem Institut ausschieden. Noch heute wird dieser Prozeß in seiner strukturellen Dimension von namhaften

Vertretern einer aktuell orientierten Orientalistik in den alten Bundesländern als richtungsweisend und zeitgemäß angesehen. In gutachterlichen Stellungnahmen rieten sie, von einer Liquidation Abstand zu nehmen.

Es ist eine Legende, daß Prof. Markov sich gegenüber diesem Strukturwandel zögerlich verhalten hätte. Er selbst übernahm vorübergehend das Direktorat des Afrika-Instituts. Er bedauerte wohl den Verlust an personeller Substanz im eigenen Haus, sah aber darin zugleich die Chance, seine auf Vergleich orientierten Forschungen durch regionalspezifische, interdisziplinäre Feldforschung unterlegen zu können. Zentrifugale Tendenzen glaubte er durch die Übernahme der Leitung des Forschungszentrums zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas weitgehend aufzufangen.

Erst 1968, als mit der Dritten Hochschulreform durch die Verlagerung der Asien- und Lateinamerika-Wissenschaften nach Berlin bzw. Rostock eine verhängnisvolle Entscheidung gegen die großartigen Traditionen dieser Disziplinen in Leipzig und auch gegen unser Modell einer kontinenteübergreifenden Entwicklungsländerforschung getroffen wurde, kamen Walter Markov erste ernste Bedenken über die Erfolgsaussichten unseres kühnen Projekts. Er bat mich, ich war zu dieser Zeit Dekan der Philosophischen Fakultät, unsere Bedenken anzumelden. Ich tat es, mit dem Ergebnis, als Dekan abgelöst zu werden.

Aber auch das muß gesagt sein: Walter Markov verband Engagement für eine moderne Umstrukturierung der traditionellen orientalistischen Disziplinen an der Universität mit der kompromißlosen Forderung: Aneignung der Landessprachen und Feldforschung vor Ort. Er selbst setzte mit der Übernahme einer Gastprofessur in Nigeria Maßstäbe. Seine hohen Forderungen sah er später bei unseren besten jungen Leuten erfüllt; sie, die sich zu hoffnungsvollen Wissenschaftlern profilierten, sind heute zumeist »abgewickelt« und mit ihnen auch das multimethodische Strukturmodell, ein Unikat in der deutschen Hochschullandschaft, das, bei allen Mängeln, Disproportionen

und einseitigen Denkmustern, der mit dem Wandel in Asien und Afrika konfrontierten Orientalistik neue Wege und Möglichkeiten zu eröffnen versuchte.

Inhaltlich reflektierte sich die zentral geforderte Orientierung auf aktuelle Fragestellungen bereits 1961 in der Leipziger Konferenz »Probleme des Neokolonialismus und die Politik der beiden deutschen Staaten gegenüber dem nationalen Befreiungskampf der Völker« mit einer Beteiligung von etwa 50 Wissenschaftlern und Politikern aus der »Dritten Welt«. Im Vorbereitungskomitee waren alle einschlägigen wissenschaftlichen und politischen Institutionen der DDR vertreten: für die Außenpolitik Peter Florin und Paul Markowski, Leiter der Abteilung Internationale Beziehungen beim Zentralkomitee der SED, eine gebildete, international erfahrene Persönlichkeit und alles andere als ein engstirniger Dogmatiker. Zusammen mit Werner Lamberz kam er aus noch heute ungeklärten Gründen bei dem Absturz ihres Hubschraubers in Libyen ums Leben, mit ihnen einer meiner besten Assistenten, der sie als Dolmetscher begleitete. Rückblickend war es schon so, daß mit dieser Konferenz eine gewisse politische Instrumentalisierung der jungen Entwicklungsländerforschung durch die Außenpolitik einsetzte. Aber die Zusammenarbeit mit ihr war die einzige Chance, unseren angehenden Wissenschaftlern zu langjährigen Auslandseinsätzen zu verhelfen, und dominant waren in dieser Zeit die gemeinsame marxistische Position und die Überzeugung von der Wahrhaftigkeit der Außenpolitik der DDR und ihrer anticolonialen Doktrin. Dieser Auffassung war auch Prof. Markov. Ich weiß aber, wie lange er zögerte, ehe er dem Drängen nachgab und sich zur Übernahme des Hauptreferats der Konferenz entschloß; denn er sah die Gefahr, daß sie mit ihrer einseitigen Orientierung zur Fehlannahme führen könne, uns würde nur daran liegen, das Hauptbuch der deutschen Misere um ein weiteres inhaltsschweres Kapitel zu belasten.

1965 ging ich für ein halbes Jahr nach Ägypten. Als ich mich vom Meister verabschiedete, drückte

er mir einen Zettel mit der Bemerkung in die Hand, zu versuchen, im Dialog mit meinen ägyptischen Partnern mehr Licht in folgende Fragen zu bringen: Welche Merkmale bestimmen die ägyptische Variante des orientalistischen Feudalismus? Lassen sich über Tahtawi und Orabi hinaus Spuren eines ägyptischen Jakobinismus nachweisen? Welche Parallelen lassen sich zwischen den japanischen und ägyptischen Reformen zur Verpflanzung kapitalistischer Elemente in rückständige Strukturen ziehen? Jeder von uns, der in die »Dritte Welt« aufbrach, hatte solche Markovschen »Brocken« im Reisegepäck.

Ein Wort zur Publikationspalette Walter Markovs über die »Dritte Welt«. Sie reichte über die Typologie neuzeitlicher Kolonialsysteme, die Herausbildung struktureller Defekte und Deformationen peripherer Gesellschaften durch ihre Ausrichtung auf den vom expandierenden Industriekapitalismus dominierten Weltmarkt, den »Herrschaftspakt« zwischen metropolitanen und Teilen der peripheren Bourgeoisien in der nachkolonialen Ära, die historischen Voraussetzungen sozialer Triebkräfte der anticolonialen Revolution, Elementen des »schwarzen« Jakobinismus in Ursprüngen, Wirkungsmöglichkeiten und Besonderheiten bis hin zu Wegen und Formen der Staatsbildung in Asien und Afrika.

Ich selbst hatte in den folgenden Jahren noch dreimal Gelegenheit zur intensiven wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit meinem Lehrer: 1966 bei der Vorbereitung der Konferenz über die Rolle der Armee in den Entwicklungsländern, 1970 bei der Erarbeitung seines Referats für den Welthistorikerkongreß in Moskau und 1977, als wir – Walter Markov, Manfred Kossok und Lothar Rathmann – eine Plenartagung der Akademie der Wissenschaften der DDR zu bestreiten hatten, der wir als ordentliche Mitglieder angehörten.

Nach meinen Notizen über diese Gemeinsamkeit in wie immer wundervoll offener Atmosphäre sprach sich Prof. Markov wiederholt heftig gegen die um sich greifende Tendenz zum scholastischen, die reale geschichtliche Bewegung undif-

ferenziert erfassenden Theoretisieren in den Asien- und Afrikawissenschaften und dem bedenklichen Trend ihrer inhaltlichen Abkoppelung von den Mutterwissenschaften aus. Seine Hinweise kreisten immer wieder um folgende Fragestellungen: Wir müssen genauer das starke gesellschaftsfortschrittliche Potential nichtproletarischer Kräfte beachten und uns gegen einseitige, die gesellschaftliche Wirklichkeit verzerrende Überbewertung der sozialistischen Orientierung wenden. Er sah zwar langfristig in ihr die einzige reale Alternative, verwies aber zugleich auch auf das Fortschrittspotential unter den Bedingungen einer kapitalistischen Entwicklung.

In Vorbereitung auf den Akademie-Vortrag konzentrierten wir uns gemeinsam darauf, besonders das Gewicht ethnischer und religiöser Faktoren sowie die Interrelation einer transkontinental wahrnehmbaren Befreiungsbewegung mit dem beschleunigten Prozeß der Nationwerdung herauszuarbeiten. Prof. Markov meinte, daß es bisher nur ungenügend gelungen sei, diese für die »Dritte Welt« besonders relevanten Fragestellungen aus ihrer mitgeschleppten eurozentristischen

Verklammerung zu lösen und die Summe geschichtlicher Erfahrungen zu verifizieren. So war er, der Meister. Immer das Erreichte kritisch abwägend und auf neue Problemstellungen bedacht. Er sagte: »Das zunehmende Gewicht der Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas steht als motorische Komponente unseres Zeitalters nicht nur außer Frage. Es berührt in vieler Hinsicht unsere eigene Existenz. Charakter, Triebkräfte, Zielsetzungen und Rückwirkungen dieser Vorgänge bezeugen die Unteilbarkeit von Geschichte und Gegenwart.«

Das war sein Credo als Forscher, Internationalist und Humanist, sich den Verdammten dieser Erde eng verbunden fühlend und von vielen Wissenschaftlern und Studenten der »Dritten Welt«, ich konnte es vor Ort immer wieder erfahren, geradezu verehrt. Und ich darf hinzufügen: Als langjähriger Rektor der Alma mater lipsiensis war ich sehr stolz und dankbar, eine herausragende Wissenschaftlerpersönlichkeit wie Walter Markov, die noch dazu mein Lehrer war, im Lehrkörper unserer Universität zu wissen.

## Von der Totalität der Geschichte

**W**alter Markov brachte in seiner »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« Nachfolgendes zu Papier: »Was meine eigenen Forschungen betrifft, mit denen ich in den fünfziger Jahren einsetzen konnte, so haben sie – vielleicht – in zwei Richtungen als wissenschaftliche Beschleuniger gewirkt: in der einer – interdisziplinären – Integration der Geschichte von Ländern der ›Dritten Welt‹ in die bisher ganz überwiegend eurozentrisch ausgerichtete Universalgeschichte und in der – ebenfalls interdisziplinären – Vergleichenden Revolutionsgeschichte.«<sup>1</sup> Mein Anliegen soll es sein, zum zuerst genannten Komplex einige Überlegungen anzustellen.

Dem kosmopolitischen Sozialisten Markov waren per se sowohl eine arrogante eurozentrische Einengung der Weltgeschichte als auch eine ahistorische Hypertrophierung der Geschichte der revolutionären, zumal deutschen Arbeiterbewegung fremd und letztlich zuwider. Ausgehend von der ihn prägenden Erkenntnis, »daß Geschichte entweder total oder keine Geschichte ist«<sup>2</sup>, beschäftigte er sich bereits in seinen ersten Publikationen nach der Befreiung aus dem faschistischen Kerker auch mit der außereuropäischen Geschichte (Türkei, Osmanen und Araber). Diese ersten wissenschaftlichen Gehversuche schätzte er übrigens später höchst selbstkritisch ein.

Der welthistorische Aufbruch Asiens und danach Afrikas, der Markov faszinierte, brachte ihn zu der spektakulären, in der damaligen Geschichtsschreibung der DDR nicht unumstrittenen Entscheidung, seine »jungen Leute« auf die wissenschaftliche Untersuchung historischer Prozesse in der Dritten Welt anzusetzen. An dem von

ihm geleiteten Institut wurde Anfang der 50er Jahre gleichsam eine wissenschaftliche Neuaufteilung der Welt vorgenommen und jedem seiner Mitarbeiter ein Kolonialreich bzw. ein außereuropäischer Großkomplex zur Bearbeitung zugewiesen (Manfred Kossok Lateinamerika, Lothar Rathmann der arabische Raum, Kurt Büttner Schwarzafrika, Gerhard Selter Indien sowie Karl Mehner und Werner Loch China). Als ich 1958 an das Institut zurückkehrte, an dem ich 1951 mein Studium aufgenommen hatte, eröffnete mir »unser Chef«, daß für mich das holländische Kolonialreich übriggeblieben wäre und daß, da Indonesien dessen Herzstück darstellte, ich schnellstens die Bibliotheken und Archive nach entsprechendem Material zu durchforsten und holländisch und die bahasa Indonesia zu büffeln hätte.

Markov war die von (fast?) allen respektierte und anerkannte Führungsfigur des kleinen Kollektivs. Er überragte alle durch sein enzyklopädisches Wissen und seine vorausschauenden Gedanken bzw. inspirierenden Denkanstöße. Seine Mitarbeiter mühten sich mit unterschiedlicher Breite, Tiefe, Ausgewogenheit und Produktivität, in die Fußstapfen des Meisters zu treten oder auch neue Wege zu beschreiten – wobei, wie Markov rückblickend vermerkte, nicht alle Blümenträume reiften.<sup>3</sup>

Für Markov stand beim Beackern wissenschaftlichen Neulands die profunde Analyse der Geschichte der Kolonialexpansion und der antikolonialen Emanzipation stets im Zentrum und nicht – wie dies so manche in Leipzig und namentlich in Berlin gern gesehen hätten – die propagandistische Aufbereitung der aktuellen Vorgänge in der

---

1 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden: Zwiesprache). S. 193.

2 Ebenda. S. 191.

3 Siehe Walter Markov: Erinnerung an den Beginn. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979 (im folgenden: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. 427.

nationalen Befreiungsbewegung. Er drängte auf solide, auf breitestmöglicher Literaturbasis, auf Primärquellen und Feldarbeit gestützte Untersuchungen.

In einer Replik zur Diskussion auf der von ihm initiierten und geleiteten Arbeitstagung zur neuen und neuesten Geschichte Afrikas im April 1959 in Leipzig merkte er an, »daß es müßiges Geschwätz ist, den weißen Flecken in der Geschichte Afrikas mit generellen Kategorien beikommen zu wollen. Man muß in angestrengtester Arbeit *vielen* Disziplinen gründlich zu Rate ziehen, um aus ihren *kombinierten* Ergebnissen zu Schlüssen zu gelangen. Der Neuzeithistoriker kommt [...] ohne Vorgeschichte, Mediävistik, Ethnologie und vergleichende Linguistik keinen Schritt weiter.«<sup>4</sup>

Markov beließ es nicht bei Worten. Er ging – wie es seinem Wesen entsprach – ohne viel Aufhebens mit gutem Beispiel voran. Seine, zum Teil mit Manfred Kossok verfaßten, Studien zur Genesis und Bedeutung vorimperialistischer Kolonialsysteme und zur Siedlungskolonie ließen die von ihm abgesteckten neuen Forschungsansätze deutlich erkennen. Erst nachdem so eine einigermaßen solide Basis gelegt worden war, regte er die Untersuchung weiterer zentraler Probleme der nationalen Befreiungsbewegung an. Es ist hier weder Raum noch Zeit, ausführlich darauf einzugehen, doch bereits die knappe Benennung der von Markov anvisierten Forschungsschwerpunkte legt Zeugnis vom großen Wurf des Meisters ab. Ins Zentrum der komparativ, komplex und interdisziplinär ausgerichteten Forschungen sollten folgende Untersuchungsfelder rücken: der universalhistorische Ort des Befreiungskampfes in Asien, Afrika und Lateinamerika; Wege und Formen der Nationwerdung und Staatenbildung in Asien und

Afrika; eng damit verknüpft Tradition und Innovation in der Dritten Welt; die Rolle der nationalen Bourgeoisie und des Militärs (abgeschwächt der Arbeiterklasse und der Intelligenz) im Prozeß der antikolonialen Emanzipation und damit zugleich zur Frage der Hegemoniesubstitution.

Zu allen vorgenannten Problemkreisen legte Markov vielbeachtete Forschungsergebnisse vor, denen er sich auch auf zahllosen nationalen wie internationalen Konferenzen und Kongressen der kritischen Diskussion stellte. Sie bestachen durch ihre Originalität, wahrhaft universalhistorische Dimension und unverwechselbaren brillanten Stil. Ihnen waren ungeachtet mancher überhöhter Erwartungen und Hoffnungen auf die – eigentlich notwendige – Geburt einer neuen, humanen Welt jegliche Eindimensionalität oder vordergründige Propaganda fremd. Markov versuchte stets aufs neue den vielfältigen Verästelungen und unterschiedlichen Entwicklungswegen und -perspektiven in den vormaligen Kolonien und Halbkolonien auf die Spur zu kommen. Wiederholt sprach er sich aus »gegen die Schwarz-Weiß-Legende mit ihren zurechtgemachten Heiligen und Teufeln«<sup>5</sup> und »gegen Glättungen im Antlitz der Braven und Karikierung der negativen Helden«<sup>6</sup>.

Dennoch soll nicht verschwiegen werden, daß sich W. Markov – wie viele seiner Mitarbeiter und Kollegen – in seinen Ausarbeitungen auf die *revolutionären* Prozesse in der Dritten Welt konzentrierte, wodurch – wie er es selbst später eingestand – »der Revolutionsbegriff [...] streckenweise ausgeföhrt, das Reformpotential umgekehrt ungebührlich eingeengt, ja, abgewertet worden«<sup>7</sup> sei. Im persönlichen Gespräch stellte Markov dies weiteren bedauernd fest, daß der in Leipzig erarbeitete Vorsprung, namentlich auf dem Gebiet der Analyse vorimperialistischer Kolonialsysteme und

4 Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 5(1958/1959)4. S. 597.

5 Walter Markov: 1789 – Legende und Wirklichkeit einer Großen Revolution. Leipzig 1981. S. 4 (Leipziger Universitätsreden. Neue Folge. Heft 59).

6 Ebenda. S. 7.

7 Zwiesprache. S. 267.

der Rolle des Militärs in Asien, Afrika und Lateinamerika, nicht wissenschaftlich vertieft und dadurch z. T. leichtfertig verspielt wurde.

Grundsätzlich bleibt jedoch festzuhalten, daß Markov – wie in seiner gesamten Forschungsarbeit – nicht mit vorgefertigten oder gar verordneten Schemata an die Analyse der höchst komplizierten historischen Prozesse in der Dritten Welt heranging. Unvoreingenommene, solide wissenschaftliche Arbeit war für ihn die *conditio sine qua non*, wobei er aus seiner Sympathie für den Befreiungskampf der unterjochten Völker, für die Mühseligen und Beladenen, die Elenden und Geschändeten ebensowenig einen Hehl machte wie aus seiner Antipathie für den antihumanen Kolonialismus klassischer wie moderner Ausprägung.

Mit seinem Wort und seiner Tat half er vielen Studenten, Aspiranten und Kollegen aus der ehemals kolonialen Welt, ihre eigene Geschichte zu schreiben und sie von der lähmenden Prädominanz imperialistischer Kolonialapologetik zu befreien. Viele von ihnen konnte er zu seinen Freunden und Verehrern zählen. Wie antifaschistische Grundhaltung so war für Markov auch antiimperialistische Solidarität keine leere, politisch indoktrinierte Worthülse. Er lebte sie vor: mit seinen Forschungsleistungen, als Diplom- oder Doktorvater zahlreicher Afrikaner und Asiaten<sup>8</sup>, auf seinen Vortragsreisen, seinen imponierenden Auftritten auf internationalen wissenschaftlichen Tagungen oder als Dekan im nigerianischen Nsukka und als Präsident der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft in der DDR. Dazu wäre noch viel zu sagen, doch das Zeitbudget verbietet das. Dennoch eine abschließende Bemerkung.

Mir scheint die von Markov selbst formulierte These, »der letztendliche Anstoß zu einer syste-

matischen Überwindung des Eurozentrismus in Forschung und Lehre« sei von außen, nämlich durch die »atemberaubende Revision der Landkarte« dank des siegreichen Vormarsches der nationalen Befreiungsbewegung gekommen<sup>9</sup>, nicht die ganze Wahrheit zu sein. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit gab er objektiven Vorgängen den Vorrang und nahm die eigene Person zurück. Meines Erachtens ist im Werdegang Markovs vieles enthalten, was ihn auch ganz subjektiv an die Seite der Völker der Dritten Welt zog. Da war zum einen das multinationale Umfeld, in dem er aufgewachsen war. Da ist zum anderen und weit gewichtiger seine intensive Beschäftigung mit den Volksbewegungen in der Französischen Revolution, die ihn oftmals inspirierte darüber nachzusinnen, ob und welche Vergleichsmöglichkeiten es zwischen den Unterschichten im damaligen Frankreich und den Parias der Dritten Welt wohl gäbe. Es interessierte ihn der Umstand, daß sich eine ganze Reihe von Ländern Asiens und Afrikas gleichsam in einer »jakobinischen« Phase des revolutionären Übergangs befand.<sup>10</sup>

Auch mit Blick auf die Dritte Welt zitierte er nicht nur einmal seinen geliebten Jacques Roux: »Die Freiheit ist ein leerer Wahn, solange eine Menschenklasse die andere ungestraft aushungern kann. Die Gleichheit ist ein leerer Wahn, solange der Reiche mit dem Monopol das Recht über Leben und Tod seiner Mitmenschen ausübt.«<sup>11</sup>

Es sollte unsere Pflicht sein, dem großen Wissenschaftler und liebenswerten Menschen Walter Markov nachzueifern – auch und gerade im Interesse des von ihm vorgelebten Humanismus, der Solidarität und der Freundschaft unter allen Völkern.

8 Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, die von Markov verfaßten Gutachten wissenschaftlich auszuwerten und publik zu machen.

9 Zwiesprache. S. 244.

10 Siehe insonderheit Markovs Aufsätze »Die Jakobinerfrage heute« und »Von einigen Dimensionen der Jakobinerfrage« (Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 148ff. und S. 184ff.).

11 Zwiesprache. S. 252.



Sarkis Latchinian

## Die nationale Befreiungsbewegung im Werk Walter Markovs

In diesem von prominenten Historikern überfüllten Saal wäre es für mich als Ökonom vermessen, den Historiker Walter Markov würdigen zu wollen. Beitragen zu seiner Würdigung möchte ich vielmehr als Repräsentant der Dritten Welt, in der ich geboren wurde und, nicht mal vierzehnjährig, die Reihen der nationalen Befreiungsrevolution im Libanon gegen die französische Kolonialherrschaft stärken und die »Beiruter Bastille« mit all ihren Grausamkeiten kennenlernen durfte.

Walter Markov habe ich vor 35 Jahren an unserer Alma mater lipsiensis kennen- und schätzen gelernt als Freund, Förderer und hochgeschätzten Theoretiker der nationalen Befreiungsrevolution in der Dritten Welt.

Nun erlaube ich mir, zu Markovs Begriff der Befreiungsrevolution von der Warte eines ihrer jungen Teilnehmer vor nunmehr fünf Jahrzehnten einige Gedanken zu äußern, auch als Dank an die rührigen Organisatoren dieses hochinteressanten Forums.

In Manfred Kossoks Vorwort zu Markovs Studienband »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat« heißt es: »Walter Markov [hat] seit den fünfziger Jahren den Problemen der Kolonialgeschichte, primär unter dem Aspekt der vergleichenden Typologie der neuzeitlichen Kolonialsysteme, der historischen Voraussetzungen und sozialen Triebkräfte der antikolonialen Revolution, des Verhältnisses von Evolution, Tradition, Innovation und Revolution in Asien und Afrika, der Dialektik von Revolution und Nationwerdung oder der Funktion des imperialistischen Neokolonialismus, zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet«<sup>1</sup>.

Walter Markov begründet sein gewachsenes Interesse für die nationale Befreiungsrevolution in Asien und Afrika in seinem Werk »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« folgendermaßen: »Die nationale Befreiungsbewegung schritt, ausgehend von Asien, zu einer atemberaubenden Revision der Landkarte. Weltweit setzten »entkolonialisierte« Völker neue Marksteine und Maßstäbe: mit der nasseristischen Erhebung von 1952, die auf große Teile Afrikas übersprang, mit Dien Bien Phu und dem Ausbruch des algerischen Befreiungskrieges, mit den »Fünf Prinzipien« der Konferenz von Bandung, dem erzwungenen Rückzug der Interventen vom Suezkanal 1956, der Erkämpfung der Unabhängigkeit Ghanas und Guineas, schließlich der Revolution auf Kuba. Eine vielhundertjährige Herrschaftsorgie der doppelten Ausbeutung ging unwiderruflich ihrem Ende entgegen: Völker erleichterten Kiplings »weißen Mann« um seine »Bürde«, nahmen ihre Geschicke wieder in die eigene Hand. Wie hätte der miterlebende Historiker als an der Sache teilhabender dabei abseits stehen können?«<sup>2</sup>

Für den Revolutionsforscher taten sich unerhörte Horizonte auf, »und gleichzeitig drängten aus der Situation geborene, nicht ausdiskutierte Probleme in den Vordergrund: von Wesen und Erscheinungsformen des Neokolonialismus, von nichtkapitalistischen Entwicklungswegen, vom Verhältnis zwischen Bourgeoisie und Proletariat in nationaldemokratischen Revolutionen einer »Dritten Welt««<sup>3</sup> usw.

Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, machte sich Markov an die neuen Aufgaben.

---

1 Manfred Kossok: Revolution und Weltgeschichte im Werk von Walter Markov. In: Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979 (im folgenden Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. XIV.

2 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989. S. 244f.

3 Ebenda. S. 245.

»Nachdem ich über Jahre meine Forschungen hauptsächlich der – lange zurückliegenden – Französischen Revolution gewidmet hatte«, schreibt Walter Markov, »konnte ich jetzt an Ort und Stelle den Ablauf unterschiedlicher revolutionärer Prozesse beobachten, konnte einen abgeschlossenen und ausgereiften Revolutionsvorgang vergleichen mit zum Teil noch amorphen Befreiungsbewegungen auf Wegsuche. Diese Dimension in die wissenschaftliche Arbeit hineinzunehmen, war sicher ein Impuls«, stellt er fest, »der zu Konsequenzen führte und den Blick unheimlich schärfte.«<sup>4</sup>

Die nationale Befreiungsrevolution war für Walter Markov eine willkommene historische Bereicherung für die Revolutionsforschung und Revolutionspraxis. »Deckt unsere Begriffsbestimmung, die wir aus den europäischen Revolutionen ableiten, überhaupt die Gesamtheit revolutionärer Erscheinungen in der Welt?«<sup>5</sup>, fragt sich Walter Markov und meint: »Unser Revolutionsschema, zurückgehend auf das von Marx, fußt logischerweise auf dem Erfahrungsschatz, der uns – und ihm – zugänglich war: mehr oder weniger die europäische Geschichte mit etwas Peripherie oder den ›Ablegern‹ in Amerika; also jene Revolutionen, die den Machtaufstieg der Bourgeoisie bzw. später die Herrschaft der von ihrer Avantgarde geführten Arbeiterklasse bewirkten.«<sup>6</sup>

Markovs Schlußfolgerungen sind unzweideutig. Allein die Erfahrungen einiger Völker, die entgegen dem Buchstaben eine »bürgerliche Revolution« zustande brachten, obwohl sie kaum nennenswertes Bürgertum aufzuweisen hatten, zeigt erstens, »daß man mit der – gar exklusiven – Anwendung unseres Begriffskatalogs behutsam umgehen sollte«<sup>7</sup> und zweitens, daß »[a]ls unmittelbare revolutionäre Vorlage [...] die Einnahme

der Bastille, so wie sie am 14. Juli 1789 stattfand, und der daraufhin angetretene Marsch der Bourgeoisie als Klasse zur Beherrschung des Globus schwerlich Nennenswertes für die Dritte Welt [werden] hergeben können«<sup>8</sup>.

Um so wesentlicher, zeitgemäßer und ergiebiger waren die Impulse, die sich aus dem Sieg des russischen Proletariats für die nationale Befreiungsrevolution der kolonialunterdrückten Völker Asiens und Afrikas ergaben. Nach Markov stürzte dieser Sieg »das Koordinatensystem des imperialistischen Weltmonopols um; er hob, indem er eins seiner entscheidenden Kettenglieder zerriß, zwangsläufig auch die Funktion auf, die an einer anderen Stelle der Kette das koloniale Hinterland bislang als Reserve des imperialistischen Potentials hatte einnehmen müssen«<sup>9</sup>.

Durch die Befreiung der Kolonien des zaristischen Rußland hatte doch die Oktoberrevolution dem Kolonialsystem den stärksten Stoß versetzt, die ersten Risse in seinem Grundpfeiler bewirkt, den Mythos von der Unbesiegbarkeit der Kolonialherrschaft zerstört, die bis dahin gefesselte gigantische Energie von Hunderten Millionen Menschen, die unter dem Kolonialjoch litten, geweckt, sie zum aktiven politischen Leben erhoben und dadurch praktisch den unmittelbaren Anstoß für den Ausbruch der Krise des Kolonialsystems gegeben.

Innerhalb der Grenzen der Kolonien, so willkürlich sie auch gezogen waren, begannen sich Nationen zu bilden, auf denen von Anfang an das Joch der kolonialen und nationalen Unterdrückung lastete. Der Kampf gegen die Kolonialherrschaft trat damit aus dem engen Rahmen der Stammesfehden und der regionalen Auseinandersetzungen heraus, nahm gesamt-nationale Maßstäbe an und verwandelte sich in die nationale Befreiungs-

4 Ebenda. S. 249f.

5 Ebenda. S. 250.

6 Ebenda.

7 Ebenda. S. 251.

8 Ebenda. S. 252.

9 Walter Markov: Der historische Ort des afrikanischen Freiheitskampfes. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 452.

bewegung. »Die Bauernschaft wurde zum Rückgrad einer Bewegung, die in eine antiimperialistische bürgerliche Revolution einmündete«<sup>10</sup>, stellte Walter Markov fest und fährt fort: »Sie ergriff Arbeiter und Handwerker, Kleinpächter und Großbauern, nationale Bourgeoisie und Intelligenz, Angestellte, Beamte und Offiziere, besonders vom Obersten abwärts. Ihr patriotischer Charakter riß auch Würdenträger und Kommandeure, Gutsbesitzer und Hodscha mit oder zog sie auf ihre Seite. Diese Breite der sozialen Basis berechtigt«, schlußfolgert Walter Markov, »von einer nationalen Revolution zu sprechen.«<sup>11</sup>

Es besteht kein Grund, dem Markovschen Denkansatz einer nationalen Befreiungsrevolution angesichts der heutigen Entwicklung eine Absage zu erteilen. Markov hat die nationale Befreiungsrevolution als das jüngste Glied des historischen revolutionären Prozesses verstanden, das sich folgerichtig anschließt an die älteste, die bürgerliche Revolution, und die jüngere, die proletarische Revolution. Trotz erlittener Niederlagen haben sowohl die bürgerliche als auch die proletarische und die nationale Befreiungsrevolution die Prüfungen der Zeit bestanden: Sie haben als revolutionäre Größen in die Annalen der Weltgeschichte unwiderruflich Einzug gehalten.

Die Fehlentwicklungen des »realen Sozialismus« können ebensowenig der proletarischen Revolution den historischen Platz streitig machen,

wie die Vergewaltigung der Losungen der Französischen Revolution – Liberté, Egalité, Fraternité – die bürgerliche Revolution oder die Bestialitäten in Südafrika, in Ruanda und Burundi die historische Berechtigung der nationalen Befreiungsrevolution in Frage stellen. Die entstandenen Defizite im Fortgang der Revolution im Osten sowie im Westen und im Süden haben jedoch zweifelsohne ihrer zivilisatorischen Wirksamkeit großen Schaden zugefügt, ihre Erneuerungskraft erheblich beeinträchtigt und unübersehbare Zweifel an ihrem Sieg hervorgerufen.

Die Werte der bürgerlichen, der proletarischen und der nationalen Befreiungsrevolution sind in Mißkredit geraten. Millionen von Revolutionären im Osten sowie im Westen und im Süden sind dem Pessimismus verfallen und mit ihrem Lebenswerk diskreditiert worden. Konservatismus, Konterrevolution und Rechtsradikalismus haben erneut ihr Haupt in der bürgerlichen Gesellschaft erhoben. Schwere Zeiten, aber auch Zeiten der Hoffnung, sind angebrochen für all diejenigen, die den revolutionären Ideen und Idealen der bürgerlichen Revolution, der proletarischen Revolution und der nationalen Befreiungsrevolution die Treue halten und nicht nachlassen, in ihrem Sinne – und trotz alledem – weiter zu wirken, wissend, daß die heutige Gesellschaft nicht das letzte Wort der Geschichte ist. Diese Erkenntnis hatte Walter Markov stets im Sinn.

---

10 Ernst Werner/Walter Markov: Geschichte der Türken von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin 1978. S 236.

11 Ebenda. S. 236f.



## **VI. Geschichtsphilosophie und Politik**



## Wie berechtigt ist die Metapher »wissenschaftliche Revolution«?

**W**enn ich es angesichts des hier versammelten Auditoriums wage, das Wort zu ergreifen, dann nicht aus dem Gefühl eines verspäteten Größenwahns heraus. Zwar werden viele von Ihnen heute daran gehindert, einen Full-time-Job ausüben zu können, Vollblut-Historiker jedoch sind Sie allemal geblieben. Meine Kenntnis Ihrer Wissenschaft nimmt sich dagegen eher spärlich aus. Ich habe nur ein paar Semester Geschichte studiert – in Jena bei Karl Griewank, der keineswegs in einem nur losen Zusammenhang zu dem angekündigten Thema meines Vortrages steht.<sup>1</sup> Später durfte ich mich als Leipziger Dekan mehr als fünfzehn Jahre an den eingereichten Thesen zu geschichtswissenschaftlichen Dissertationsschriften erfreuen. Ich habe aus ihnen vieles gelernt, hin und wieder auch einiges zu kritisieren gewagt. Wenn ich mich erkühne, hier dennoch zu sprechen, dann einmal aus Achtung vor dem politischen und wissenschaftlichen Leben Walter Markovs und zum anderen wegen des wissenschaftlichen Gegenstandes »Revolution«. Ihm hat ja Walter Markov sein Leben als Gelehrter vor allem gewidmet, seine Schüler gleichfalls in diese Richtung gelenkt und dabei die angesehene Leipziger Schule der vergleichenden Revolutionsforschung initiiert.

Name und Begriff der Revolution haben nicht nur in der Historiographie der Politik- und Sozialgeschichte ihren Platz gefunden, sondern auch in Gebieten, mit denen ich mich ein wenig näher beschäftigt habe, in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Hier allerdings ist die Bezeichnung

»Revolution« mit Attributen wie »geistige«, »theoretische« oder »wissenschaftliche« versehen. So ergibt sich nahezu von selbst meine Frage: Inwiefern ist dieser metaphorische Gebrauch von »Revolution« überhaupt berechtigt?

Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird in der philosophischen Literatur die Bezeichnung »Revolution« nicht allein für politische und soziale Umbrüche benutzt, sondern eben auch für solche im theoretischen Denken bzw. im Geistigen überhaupt. Schon 1765 sprach Immanuel Kant von einer »Revolution der Wissenschaften«<sup>2</sup>. Der zitierte Ausdruck steht im folgenden Kontext: »Sie klagen, mein Herr, mit Recht über das ewige Getändel der Witzlinge und die ermüdende Schwatzhaftigkeit der itzigen Skribenten vom herrschenden Tone, die weiter keinen Geschmack haben als den, vom Geschmack zu reden. Allein mich dünkt, daß dieses die Euthanasie der falschen Philosophie sei, da sie in läppischen Spielwerken erstirbt, und es weit schlimmer ist, wenn sie in tiefsinnigen und falschen Grübeleien mit dem Pomp von strenger Methode zu Grabe getragen wird. Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll, ist es nötig, daß die alte sich selbst zerstöre, und, wie die Fäulnis die vollkommene Auflösung ist, die jederzeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Krisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, daß die so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt sei«.<sup>3</sup>

---

1 Siehe Karl Griewank: Der neuzeitliche Revolutionsbegriff. Entstehung und Entwicklung. Aus dem Nachlaß hrsg. von Ingeborg Horn. Mit einem Nachwort von Hermann Heimpel. Weimar 1955; Die Französische Revolution 1789–1799. Köln, Wien 1984 (1. Aufl. 1948).

2 Immanuel Kant an Johann Heinrich Lambert, 31. Dezember 1765. In: Immanuel Kant: Briefwechsel. 3., erw. Aufl. Hamburg 1986. S. 43.

3 Ebenda. S. 42f.

Seit Mitte der 1760er Jahre sprach auch Voltaire häufig von einer »Revolution der Geister«, womit er die Aufklärung bzw. die Hinwendung zum Licht der Vernunft meinte.<sup>4</sup> Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schrieb Marie Jean Antoine de Condorcet von der »Epoche einer Revolution in der Anatomie« und Jean Marmontel von »Revolutionen der Künste«<sup>5</sup>, später auch Friedrich Wilhelm Schelling – etwa in seinen »Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums«<sup>6</sup> – und natürlich Georg Wilhelm Friedrich Hegel. In seinem historiographischen Werk »Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie« nannte Hegel beispielsweise die Bibelübersetzung Martin Luthers eine »der größten Revolutionen, die geschehen konnte«, die durch sie mitgetragene Reformation gar eine »Hauptrevolution«. Ebenso sei in den Philosophien Kants, Fichtes und Schellings »die Revolution [...] in der Form des Gedankens niedergelegt«<sup>7</sup> usw. Auch in diesem Sinne wurde im Marxismus der Begriff

»Revolution« fortgeführt. Karl Marx nannte 1844 die »Feuerbachischen Schriften, die einzigen Schriften – seit Hegels Phänomenologie und Logik – worin eine wirkliche theoretische Revolution enthalten ist«<sup>8</sup>. Friedrich Engels spricht nicht nur (wie bereits Hegel) von »philosophischen« und »religiösen Revolutionen«<sup>9</sup>, sondern auch von solchen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wobei er insbesondere die Konstituierung der neuzeitlichen Wissenschaft im Verlauf der Renaissance im Blick hatte<sup>10</sup>. Doch kann Engels auch für diese Verwendungsweise von »Revolution« keineswegs als Urheber gelten; Ende des 18. Jahrhunderts ging ihm hierin bereits Condorcet voraus.

Heute ist der Ausdruck »wissenschaftliche Revolution« allorts in der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie verbreitet, auch bei Vertretern der analytischen Philosophie, die bekanntlich über das übliche Maß hinaus um sprachliche und begriffliche Strenge bemüht sind.<sup>11</sup> Hätte man indes bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts da-

4 Siehe Karl Griewank: Der neuzeitliche Revolutionsbegriff. S. 197f.

5 Ebenda. S. 201.

6 Siehe Friedrich Wilhelm Schelling: Vorlesungen über die Methode (Lehrart) des akademischen Studiums. Hamburg 1990. S. 20. – Hier lautet der Kontext: »Den Bewegungen der äußeren Welt entsprechen nach einem notwendigen Gesetz die stilleren, aber deswegen nicht minder tiefgreifenden Metamorphosen, die in dem Geiste des Menschen selbst vorgehen. Zu glauben, daß die geistigen Veränderungen, die Revolutionen der Wissenschaften [...] ohne Notwendigkeit seien, und nicht nach einem Gesetz, sondern durch Zufall entstehen, ist die höchste Barbarei.«

7 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Bd. 3. Leipzig 1971. S. 135, 171 und 464 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 493).

8 Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (Erste Wiedergabe). In: MEGA<sup>2</sup> I/2. S. 317.

9 Siehe z. B. Friedrich Engels: Briefe aus London. I. In: MEGA<sup>2</sup> I/3. S. 452; Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. In: MEW. Bd. 21. Berlin 1962. S. 265.

10 Siehe Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. In: MEGA<sup>2</sup> I/27. S. 13; Dialektik der Natur. In: MEGA<sup>2</sup> I/26. S. 300 (MEW. Bd. 20. S. 313).

11 So bemerkt etwa Wolfgang Stegmüller (Theorie und Erfahrung. Bd. II. Hbd. 2. Berlin [u. a.] 1973. S. 471): »Zuletzt seien einige Ergebnisse im Wissenschaftssektor angeführt, die man am besten als *wissenschaftliche Revolution* bezeichnen könnte, weil es sich dabei nicht nur um Änderungen spezieller Gesetze und spezieller Theorien handelt, sondern um die erstmalige Schaffung von solchen oder um eine Wandlung der grundlegenden Überzeugungen, welche die Basis für alle bisherigen Theoriebildungen darstellen.« – Siehe auch Martin Strauss: Logical, Ontological and Methodological Aspects of Scientific Revolutions. In: Hintikka Butts: Dimensions of Logic, Methodology and Philosophy of Science. Dordrecht 1977. S. 31–49. – Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß bis heute vereinzelt sogenannte »Kontinuisten« dafür plädieren, den Ausdruck »Revolution« *nicht* zur Beschreibung von Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte zu gebrauchen. – Siehe dazu etwa John Desmond Bernal: Wissenschaft in der Geschichte. Berlin 1961. S. 403. – Kurt Bayertz: Über Begriff und Problem der wissenschaftlichen Revolution. In: Kurt Bayertz (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution. Köln 1981. S. 11ff. – Hans Wußing: Zu Begriff und Inhalt der naturwissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts. In: Günter Wendel (Hrsg.): Naturwissenschaftliche Revolution im 17. Jahrhundert. Berlin 1989. S. 25–38.

nach gefragt, inwiefern es berechtigt sei, wissenschaftliche und geistige Bewegungen überhaupt mit dem Wort »Revolution« zu beschreiben, dann wäre die Antwort gewiß recht dürrig ausgefallen: Diese Metapher sei gestattet, weil es bei geistigen Prozessen – ebenso wie bei politischen und sozialen – Umbrüche gäbe.<sup>12</sup> Auch der geradezu inflationäre Gebrauch des Ausdrucks »wissenschaftlich-technische Revolution«, der die letzten Jahrzehnte des Realsozialismus begleitet hat, fußte zunächst allein auf dieser dünnen Analogie.<sup>13</sup>

Für die Wissenschaftstheorie zumindest begann sich dies erst zu ändern, als man sich nicht länger damit begnügte, die Existenz oder den Umfang wissenschaftlicher Umbrüche zu registrieren, sondern gezielt nach deren Subjekt und Verlauf fragte. Ein Meilenstein in dieser Entwicklung war Thomas S. Kuhns Buch »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen«, das zuerst 1962 in den USA erschienen war.<sup>14</sup> Kuhn problematisierte vor allem, wie das kollektive Subjekt wissenschaftlicher Arbeit, die scientific community also, für sein Gebiet theoretische Revolutionen auszulösen und durchzustehen vermag. Mit ei-

nem solchen Anliegen wurden Umstände, die man bis dahin fast nur in Wissenschaftler-Biographien finden konnte, etwa die Rolle von Überzeugungen und Gefühlen in der Wissenschaft, zu legitimen wissenschaftstheoretischen Gegenständen.

Von dieser theoretischen Position ausgehend, verglich Kuhn überlegt zwischen politischer und theoretischer Revolution. Er fragte, was »angesichts der weitgehenden und wesentlichen Unterschiede zwischen politischer und wissenschaftlicher Entwicklung [...] die Metapher zu rechtfertigen vermag, die in beiden Vorgängen Revolutionen sieht«<sup>15</sup>. In seiner Antwort verwies Kuhn bereits 1962 auf eine Reihe von Parallelitäten« zwischen beiden Prozessen. Es handelt sich vor allem um folgende:

*Erstens:* Sowohl politische als auch wissenschaftliche Revolutionen werden nur von einem Teil der Menschen, deren Zusammenleben sie betreffen, vorangetrieben.<sup>16</sup>

*Zweitens:* Bei diesen revolutionären Teilgruppen dominiert sowohl in der Politik als auch in der Wissenschaft das »Gefühl«, daß die vorgefundenen politischen Institutionen bzw. das geltende

12 So sieht 1955 Griewank die Gemeinsamkeit von politischer und geistiger Revolution darin, daß jede dieser Revolutionen »ein Neuanfang unter entschiedenstem Bruch mit der Vergangenheit ist: Bruch mit ihren politischen und rechtlichen Satzungen als politische Revolution, Bruch mit ihrem Gesellschaftsaufbau als soziale Revolution, Bruch mit geistigen Gehalten und Wertsystemen als geistige und kulturelle Revolution, Revolutionen des Weltbildes, der Wissenschaft oder anderer Kulturbereiche« (Karl Griewank: Der neuzeitliche Revolutionsbegriff. S. 5f.). – Als Griewank 1952 Grundgedanken seines späteren Buches auf einer Fachtagung von DDR-Historikern in Berlin vorgetragen hatte, stieß er bei einigen »marxistisch-leninistischen« Kollegen auf Ablehnung. Seine Darlegungen seien »eine Höhenwanderung durch die Ideengeschichte«, ihnen mangle es an einer konkreten Analyse der in Revolutionen »agierenden Klassenkräfte« usw. (siehe dazu Winfried Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989. S. 189).

13 Der Ausdruck »wissenschaftlich-technische Revolution« ist erst wenige Jahrzehnte alt. Er wurde 1954 von dem englischen Physiker und marxistischen Wissenschaftstheoretiker John Desmond Bernal eingeführt (siehe John Desmond Bernal: Wissenschaft in der Geschichte. S. 903). Bekannt wurde der Ausdruck auch durch die große Aufmerksamkeit, welche die Arbeiten des Prager Sozialtheoretikers Radovan Richta und seiner Mitarbeiter auf sich zogen (siehe Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts. Die Auswirkungen der technisch-wissenschaftlichen Revolution auf die Produktionsverhältnisse. 2. Aufl. Prag 1968 [tschech.]; eine deutsche Ausgabe erschien 1971 in Frankfurt am Main unter dem Titel »Zivilisation am Scheideweg« – siehe hierzu auch George Labica und G. Bensusan: Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 8. Berlin 1989. S. 1464).

14 Siehe Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1973.

15 Ebenda. S. 128. – Daß Kuhn den Begriff »Revolution« überlegt benutzte, hat ihm auch politische Kritik eingebracht. So bemerkte Anfang der 70er Jahre der Wissenschaftstheoretiker Imre Lakatos, der damals in London wirkte, folgendes: »Ich fürchte, das ist ein Schlüssel zur unbeabsichtigten Popularität seiner Theorie unter der Neuen Linke, deren Vertreter eifrig mit der Vorbereitung der Revolution von 1984 beschäftigt sind« (Imre Lakatos: Die Geschichte der Wissenschaften und ihre rationale Rekonstruktion. In: Imre Lakatos/Alan Musgrave (Hrsg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt. Braunschweig 1974. S. 306).

16 Siehe Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. S. 128.

theoretische Paradigma nicht in der Lage sind, neu entstandene, aber für die jeweilige Gemeinschaft entscheidende Probleme lösen zu können. »Bei der politischen und wissenschaftlichen Entwicklung ist das Gefühl des Nichtfunktionierens [...] eine Voraussetzung für die Revolution.«<sup>17</sup>

*Drittens:* In beiden Fällen sind die Zustände vor einer Revolution nicht mit jenen vereinbar, die durch die jeweilige Revolution angestrebt werden. »Wie die Wahl zwischen konkurrierenden politischen Institutionen erweist sich die zwischen konkurrierenden Paradigmata als eine Wahl zwischen unvereinbaren Lebensweisen der Gemeinschaft.«<sup>18</sup>

*Viertens:* Eine Polarisierung der politischen und wissenschaftlichen Gemeinschaft in Vertreter des Hergebrachten und in die seiner Überwindung ist deshalb gleichermaßen unvermeidlich.<sup>19</sup>

*Fünftens:* Da die politischen bzw. die wissenschaftlichen Konfliktparteien »keinen institutionellen Rahmen für die Beilegung der revolutionären Differenzen« anerkennen, üben in beiden Revolutionsarten »Techniken der Massenüberredung« eine wichtige Rolle aus.<sup>20</sup>

*Sechstens:* Bis zum Sieg der neuen politischen Verfassung bzw. des neuen theoretischen Paradigmas kommt es zu einer Art Doppelherrschaft zwischen beiden Konfliktparteien. Es gibt eine »Zwischenzeit«, während der die Gemeinschaft von keiner Institution bzw. von keinem Paradigma »richtig regiert« wird.<sup>21</sup>

Bei seiner Suche nach Analogien zwischen politischer und wissenschaftlicher Revolution ging Kuhn von sozial homogenen Wissenschaftlergemeinschaften aus. Das sind sie aber in Wirklichkeit keineswegs. An dem Gesamterfolg ihrer Gemeinschaft sind die einzelnen Wissenschaftler

schon wegen ihrer unterschiedlichen Berufserfahrung und Leistungskraft keineswegs in gleicher Weise beteiligt. Schon allein aus diesem Grund differieren Autoritäten und Prestige, Ansehen und Einfluß der einzelnen Wissenschaftler innerhalb ihrer Gemeinschaft deutlich voneinander. Hinzu kommt, daß wissenschaftliche Gemeinschaften in der Regel auch eine Ausbildungsfunktion wahrnehmen, was wiederum eine sozial ungleiche Stellung ihrer Angehörigen bewirkt. Vor allem aber sind wissenschaftliche Gemeinschaften oft genug hierarchisch strukturiert. Das alles zusammen hat zwangsläufig zur Folge, daß in Wissenschaftlergemeinschaften Macht und Ohnmacht, Abhängigkeit und Unabhängigkeit sehr unterschiedlich unter ihren Angehörigen verteilt sind. Die soziale Bindung an die Gemeinschaft und das Interesse, ein sie konstituierendes Paradigma möglichst zu wahren, sind deshalb bei den einzelnen Wissenschaftlern unterschiedlich stark ausgebildet.

Leider wurde in späteren Studien zum Verhältnis von politischer und wissenschaftlicher Revolution der genannte Mangel der Kuhnschen Vorgehensweise nicht beseitigt oder auch nur bemerkt, ganz abgesehen davon, daß nun an beiden Revolutionsarten andere Gesichtspunkte interessierten als der von analogen Strukturen. So machte August Nitschke 1979 darauf aufmerksam, daß veränderte Sozial- und Naturansichten miteinander korrespondieren.<sup>22</sup> Michael Jäger reflektierte 1985 über die Rationalität wissenschaftlicher Revolutionen und damit über die Frage, »wie man sie herbeiführt« und beherrschen kann.<sup>23</sup>

Wenn jedoch die soziale Inhomogenität von Wissenschaftlergemeinschaften nicht länger unbeachtet bleibt, dann werden zwischen politischen

17 Ebenda. S. 128f.

18 Ebenda. S. 130.

19 Siehe ebenda.

20 Siehe ebenda. S. 130f.

21 Siehe ebenda. S. 129.

22 Siehe August Nitschke: Revolutionen in Naturwissenschaft und Gesellschaft. Stuttgart, Bad Canstatt 1979.

23 Siehe Michael Jäger: Die Methoden der wissenschaftlichen Revolution. Berlin 1985. S. 5.

und wissenschaftlichen Revolutionen weitere Analogien deutlich. Wenigstens eine von ihnen soll hier etwas näher verfolgt werden. Sie eröffnet sich mit der Frage, ob es Mitglieder einer scientific community gibt, die aus objektiven Gründen stärker als andere daran interessiert sind, bislang geltende theoretische Grundpositionen aufzugeben und durch leistungsfähigere zu ersetzen. Mit anderen Worten geht es darum, ob es – wie bei politischen – so auch bei wissenschaftlichen Revolutionen irgendwie bevorzugte Subjekte ihrer Auslösung und ihres Vollzugs gibt.

Die verbreitete Antwort hierzu ist recht phänomenologisch, um nicht zu sagen biologistisch. Es seien dies halt junge Wissenschaftler, deren Geist noch frisch und flexibel sei. Beispiele sind rasch zur Hand: Albert Einstein, Werner Heisenberg und vielleicht auch Karl Marx. Gegeninstanzen werden oft großzügig übersehen, aber in der Tat sind ja Nobelpreise, die in der Zeit des Altersübergangsgeldes erarbeitet wurden, relativ selten. Geht man aber davon aus, daß die soziale Stellung der Mitglieder einer Wissenschaftlergemeinschaft sehr unterschiedlich sein kann, dann deuten sich auch hinsichtlich des »Revolutionärs« in der Wissenschaft ganz andere Antworten an. Wer unter den Mitgliedern einer scientific community ist denn weniger mit den durch sie praktizierten theoretischen Positionen verbunden und insofern auch weniger in sie sozial integriert als andere Wissenschaftler der Gemeinschaft? Welche ihrer Angehörigen können kaum an dem Ruhm teilhaben, die gängigen theoretischen Leitsätze selbst miterarbeitet und damit innerhalb der Gemeinschaft Ansehen, Prestige, Verantwortung und vor allem auch die Macht erlangt zu haben, inhaltlich und personell maßgeblich wirken zu können? Zweifellos werden wir angesichts solcher Fragen

wiederum vor allem auf junge Wissenschaftler verwiesen, aber nicht mit einer biologistischen, sondern dank einer soziologischen Begründung. Junge Wissenschaftler sind es, die bei einem Wechsel theoretischer Grundpositionen und der mit ihnen verbundenen sozialen Beziehungen relativ wenig zu verlieren, aber unter Umständen viel zu gewinnen haben.

Ich verkenne dabei nicht, daß eine so bestimmte geringere soziale Integriertheit in wissenschaftliche Gemeinschaften auch im entgegengesetzten Sinn, also im Interesse einer »retrograden Revolution«, wie Marx gelegentlich die Konterrevolution nannte<sup>24</sup>, genutzt werden kann. Die gegen den erreichten wissenschaftlichen Fortschritt gerichtete sogenannte »Deutsche Physik« war nach 1933 eine wesentlich von jungen, rassistisch gesonnenen Wissenschaftlern getragene Bewegung. Auch sie konnte ihren Anhängern Einfluß und Macht verheißen. Vielleicht kann man hier und da ähnliches auch für die Zeit nach 1989 in Ostdeutschland bemerken. Umgekehrt erfährt damit aber auch die bekannte These Max Plancks eine soziologische Bestätigung, daß es bei einschneidenden Veränderungen in einer Wissenschaft immer Gegner gäbe, die sich bis zu ihrem Tod nicht von inzwischen überholten Positionen abbringen ließen.<sup>25</sup> Für die Berechtigung der Metapher »Revolution« zur Beschreibung geistiger Prozesse bietet sich also seit den 60er Jahren unseres Jahrhunderts eine deutlich erweiterte und vertiefte Begründung an.

Aber damit nicht genug. Auch bei der gleichfalls mit Kuhn begonnenen sogenannten Rekonstruktion des Verlaufs theoretischer Revolutionen eröffnen sich Analogien, etwa zu der Unterscheidung zwischen politischer und sozialer Revolution in der Geschichtswissenschaft. Jede neue wissen-

24 Siehe Karl Marx: Kritik des Hegelschen Staatsrechts. In: MEGA<sup>2</sup> I/1. S. 61 (MEW. Bd. 1. S. 260).

25 Max Planck schrieb in seiner »Wissenschaftlichen Selbstbiographie«: »Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt werden und sich als bekehrt erklären, sondern dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist.« (Max Planck: Wissenschaftliche Abhandlungen und Vorträge. Bd. 3. Braunschweig 1958. S. 389.)

schaftliche Leitidee, jedes neue Paradigma also, kann ja zunächst nur als Versprechen auf ein besseres als das vorgefundene theoretische Konzept existieren. Selten tritt es als begrifflich und terminologisch bereits gereiftes System in die wissenschaftliche Öffentlichkeit, als ein System, welches das vorgefundene Wissen schon seiner Spezifik gemäß rezipiert hat. Diese unvermeidbare anfängliche Schwäche eines neuen theoretischen Ansatzes bewirkt beispielsweise, daß ein vorgefundenes, aber als überholt geltendes Wissenssystem niemals wieder so gnadenlos attackiert wird, als in dem Augenblick, zu dem das ärmliche neue zuerst auftritt. Auch Marx machte dabei keine Ausnahme, denken wir nur an die unzähligen Injurien, die er Hegel in seiner frühen »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« entgegenschleudert. Erst indem das neue Paradigma wissen-

schaftliche Leistungen ermöglicht, die dem alten konzeptionell verschlossen bleiben mußten, finden seine Anhänger zu einer sachlicheren Bewertung ihrer Vorgänger. Jene, die beim Sturz des alten Konzepts die radikalsten Anklagen vortragen, werden nun als abschreckendes Beispiel dafür weitergereicht, wie man in der Wissenschaft »niemals« verfahren sollte. Aber solche Mahnung hat wenig Wert; der Gang von Wissenschafts- wie politischer Geschichte ist anders wohl gar nicht möglich. Immerhin bietet der wissenschaftstheoretische Ansatz, den ich hier ein wenig skizziert habe, die Hoffnung, daß die Sicht auf den sogenannten Realsozialismus nicht bei jener verharret, die heute in Deutschland dominiert, vorausgesetzt natürlich, daß die derzeitigen »Erneuerer« tatsächlich Neuerer und nicht etwa retrograde Revolutionäre sind.

Hermann Klenner

# Rechtsentwicklung von Unten versus Rechtsentwicklung von Oben

Hommage à Walter Markov

**F**ür mich, wie für so manchen Gesellschaftswissenschaftler der unmittelbaren Nachkriegsgeneration, verkörperte Walter Markov das gute Gewissen. Schließlich war er ungebrochen den Zuchthäusern des Dritten Reiches entkommen und war aus jenem deutschen Staat, der in gewollter Kontinuität zum vorangegangenen den Naziprofessoren, nicht aber ihm einen Lehrstuhl einräumte, in den anderen deutschen Staat, zu uns, übergesiedelt. Und Markov hätte doch auch unser – mein! – schlechtes Gewissen verkörpern sollen. Denn es war unser aller Versagen, ihn hier nicht vor den Nachstellungen und Ausgrenzungen geschützt zu haben, von denen wir wußten, daß mit ihnen selbstherrlich Herrschende im Mantel des Marxismus ihn, den wirklichen Marxisten, zu beugen versuchten.

Wer wie ich die Ehre hatte, der gleichen Klasse der Akademie der Wissenschaften der DDR anzugehören – einer Klasse im Doppelsinn des Wortes –, hatte die regelmäßige Gelegenheit, Walter Markov zu erleben. Er war ein Meister der leisen Worte. Man weiß ja, daß alte Männer mit jungen Schülern zumindest eines gemeinsam haben, nämlich geschwätzig zu sein. Doch wenn er sprach, wurde es im Klassenraum sogleich still. Seine Worte hatten Gewicht. Er hatte stets etwas zu sagen, was kein anderer hätte so sagen können wie er. Und so mancher unter den Referierenden in unserer Klasse »Literatur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstwissenschaften« (die sich selber in einem Überheblichkeitsunderstatement als Klasse der kleinen Leuchten bezeichnete, im

Unterschied zur anderen Gesellschaftswissenschaftsklasse »Philosophie, Ökonomie, Staats- und Rechtswissenschaften« als der Klasse der großen Leiter) war sich sehr wohl bewußt, daß Walter Markov auch auf dem ihm fremden Wissensgebiet mehr wußte als der Vortragende selbst. Außerdem vermochte Walter Markov selbst dem trockensten Randgebiet ein Interessantes abzugewinnen, eine Mikrologie des Gleichgültigen gab es für ihn nicht. Seine feine Ironie ging nie in Zynismus über.

Die letzten beiden Male erlebte ich Walter Markov 1989 in Berlin. Zunächst im Februar, als ich, der Jurist, die Ehre hatte, dem VIII. Historikerkongreß der DDR als Referent zu dienen (eine Gunst, die mir meine Fachkollegen nie erwiesen). Er war nicht mehr kräftig genug, um der ganzen Tagung beiwohnen zu können. Aber als ich in der Kongreßhalle am Berliner Alexanderplatz zum Thema »Menschenrechte zwischen Krieg und Frieden« referierte<sup>1</sup>, hatte ich das Glück, ihn unter meinen Zuhörern zu wissen. Wie spornte er als Hörer den Redner an! In der Pause setzte ich mich zu ihm in die erste Präsidiumsreihe und genoß sein Gespräch mit mir. Und dann beflügelte mich ein allerletztes Mal seine Anwesenheit auf dem letzten Karl-Marx-Plenum der Akademie der Wissenschaften der DDR. Man lese heute, im Abstand von ziemlich genau fünf Jahren, seine »Einleitenden Worte« in dieses der weltgeschichtlichen Bedeutung von Frankreichs großer Revolution gewidmeten Akademieplenums<sup>2</sup>, und man findet den Weg in die intellektuelle Verarbeitung jener »Wen-

---

1 Siehe ZfG 37(1989)5. S. 581–591.

2 Siehe Die Französische Revolution von 1789 und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Berlin 1990. S. 7–9 (Sitzungsberichte des Plenums und der Klassen der Akademie der Wissenschaften der DDR (1990) G 3).

de«, die uns Ostdeutsche alle in ihren Sog zog, einer »Wende«, die Walter Markov später einmal als eine falsche Schreibweise von Vendée bezeichnete. Vermutlich auf mein Referat während dieser Akademieveranstaltung zum Thema »Die Déclaration des droits de l'homme et du citoyen von 1789 und ihre Kritik von rechts und von links«<sup>3</sup> spielte Walter Markov an, als er in seinem so klugen wie weisen »ND«-Interview neben seinem Meisterschüler Manfred Kossok auch mich als jemanden erwähnte, der zu Erkenntnisfortschritten beigetragen habe.<sup>4</sup> Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich diese Nebensatz-Bemerkung von Walter Markov zu den höchsten Auszeichnungen zähle – und mich haben Auszeichnungen von innerhalb wie von außerhalb der DDR erreicht! – die mir zeitlebens zuteil wurden.

Ich gerate ins Schwärmen. Wissenschaftler aber sollen nicht schwärmen. Sie sollen denken. Andererseits bewiesen bedeutende Philosophen speziell des 17. Jahrhunderts, daß sich ohne Leidenschaft auch keine Wissenschaft entwickelt. Nicht Emotionalität ist die Negation von Rationalität, sondern Irrationalität. Gedanken und Gefühle sind keine notwendig konträren, sie sind zunächst einmal komplementäre Größen. Kollidieren Interesse und Vernunft notwendigerweise miteinander? Warum eigentlich sollten Wissen und Gewissen nicht in Übereinstimmung zu bringen sein?

Wenn ich mich frage, wieso Walter Markov einen solchen Einfluß auch auf die Wissenschaftler auszuüben vermochte, deren Bäume, von denen sie die Früchte ihrer Erkenntnis pflückten, auf ei-

nem ganz anderen Terrain gepflanzt waren als auf dem Forschungsfeld der französischen Revolution, dann fällt mir die Antwort ziemlich leicht: Was uns, was jedenfalls mir, Walter Markov vorlebte, war die Treue zu einer Sicht von Unten auf die Gesellschaft. Auch wenn er – 1961 – einen großen Sammelband über Maximilien Robespierre herausgab<sup>5</sup>, nicht dieser Revolutionär (von Marie Joseph La Fayette oder Napoleon Bonaparte ganz zu schweigen), sondern der ganz andere, Jacques Roux, war der Held seines Lebens. Es ist mit auf den Einfluß von Walter Markov zurückzuführen, daß ich meiner John-Locke-Edition in Leipzigs Reclam-Verlag eine Gerrard-Winstanley-Edition<sup>6</sup> folgen ließ, erstmals ins Deutsche übersetzte und angemessen annotierte Texte des utopischen Kommunisten während Englands großer Revolution. Dieser Winstanley hatte im Namen aller Armen von den Priestern das Tor zu Gott, von den Gutsbesitzern das Land, von den Juristen das Recht und von den Besitzenden die Staatsgewalt gefordert. Chancenlos damals und uneingelöst bis heute.

Und damit bin ich bei meinem Thema, der Rechtsentwicklung von Unten. Auch wenn ich dieses Thema hier nur anklingen lassen kann<sup>7</sup>, so ist es gerade gegenwärtig von lebens-, ja überlebenswichtiger Bedeutung. Resignation greift um sich anlässlich der sich rechtsstaatlich vollziehenden Rechtsverletzungen im Deutschland von heute. In den Formen des Rechtsstaates werden Enteignungen der Armen des Ostens durch die Reichen des Westens realisiert. Massenarbeitslo-

3 Siehe ebenda. S. 37–52.

4 Siehe Volker Külow: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külow. Berlin 1994. S. 131–144.

5 Siehe Maximilien Robespierre 1758–1794. Mit einem Vorwort von Georg Lefebvre. Hrsg. von Walter Markov. Berlin 1961. 606 S.

6 Siehe John Locke: Bürgerliche Gesellschaft und Staatsgewalt. Sozialphilosophische Schriften. Hrsg. und mit einem Essay »Mister Locke beginnt zu publizieren oder Das Ende der Revolution« von Hermann Klenner. Aus dem Englischen übersetzt von Klaus Udo Szurda. Leipzig 1980. 357 S. (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 829). – Gerrard Winstanley: Gleichheit im Reiche der Freiheit. Sozialphilosophische Pamphlete und Traktate. Hrsg. und mit einem Essay »Ich spreche im Namen aller Armen oder: Die gute alte Sache der Kommunisten« von Hermann Klenner. Aus dem Englischen übertragen von Klaus Udo Szurda. Leipzig 1983. 399 S. (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 997).

7 Siehe Hermann Klenner: Deutsche Rechtsphilosophie im 19. Jahrhundert. Berlin 1991. S. 209ff.

sigkeit wird von hochhonorierten Staatsangestellten arrangiert, rechtsstaatlich versteht sich. Selbst massenhafte Obdachlosigkeit wird vom Verfassungsgericht nicht als Verletzung der Würde des Menschen eingestuft, die doch von Grundgesetzartikel 1 als unantastbar bezeichnet worden ist. Das verfassungsnormierte Rückwirkungsverbot von Strafgesetzen (Artikel 103) wird durch Strafgerichte gezielt ausgehebelt. Rentenrecht wird zum Strafrecht umfunktioniert. Eine ganze Intelligenzschicht ist abgewickelt worden. Die sich als politische Klasse Institutionalisierenden produzieren die Politikverdrossenheit des Volkes, das sie, politisch gesehen, ohnehin nur alle vier Jahre brauchen, wenn gewählt wird nämlich. Des Volkes Ohn-Macht ist die Bedingung der Voll-Macht jener, die Staat samt Recht zu ihrer Beute gemacht haben.

Kann Defätismus die richtige Reaktion derer sein, die in der festgefahrenen Macht/Ohnmacht-, Herrschaft/Knechtschaft-, Gewalt/Gewaltlosigkeitsstruktur der Gesellschaft unten und nicht oben plaziert sind? Es handelt sich durchaus nicht um eine bloß rhetorische Frage. Selbst unter gestandenen Linken von ehemals werden Stimmen laut, daß es sich doch wieder einmal zeige, wie sehr das Recht nur Funktion der Macht und es folglich pure Illusion sei, von Gesetzen und Gerichten irgendetwas anderes zu erwarten als Unterdrückungs-, Ausgrenzungs- oder Abwicklungsmechanismen, die von den Regierenden gegen die Nichtregierenden installiert und zweckentsprechend benutzt werden. Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit hätten nicht einmal etymologisch etwas Gemeinsames: Jus quia jussum, non quia justum! Recht sei nichts anderes als eine institutionalisierte Beliebigkeit generalisierter Befehle: Und Befehlshaber sind die Machthaber. *Autoritas, non veritas facit legem* – wie schon Thomas Hob-

bes wußte.<sup>8</sup> Solche Meinungen hört man nicht nur aus dem Lager von Systemfunktionalisten, also Apologeten der herrschenden Gesellschafts- und Rechtsordnung. Man kann sie auch von eigentlich am Entgegengesetzten Interessierten hören. Unter Berufung etwa auf die Marx-These, daß das Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille der jeweils herrschenden Klasse sei, ein Wille, dessen Inhalt gegeben ist in den materiellen Lebensbedingungen dieser Klasse.<sup>9</sup> Daraus aber und der zusätzlichen Ansicht Marxens, daß das Recht nie höher sein könne als die ökonomische Gestaltung und dadurch bedingte Kulturentwicklung der Gesellschaft<sup>10</sup>, ein Ausgeliefertsein des Volkes dem jeweils herrschenden Recht und dessen Durchsetzungsmechanismus zu folgern, zählt zu den vulgär-materialistischen Fehlverständnissen, denen eine dialektisch-materialistische Rechtsphilosophie ausgesetzt ist.

Es lassen sich doch aus der bürgerlichen Gesellschaft als solcher weder die gesetzliche Limitierung des Arbeitstages noch die Legalität von Streiks deduzieren, weder das Vorhandensein noch die Beseitigung eines Strafgesetzparagraphen 218, weder die Todesstrafe für bestimmte Verbrechen noch das gerichtliche Strafmaß für begangene Delikte. Erforscht man die Fortschritts- wie die Rückschrittsgeschichte des Rechts *innerhalb* der feudalen oder der bürgerlichen Gesellschaft, dann kommt man an der Ansicht nicht vorbei, daß der ausgeübte oder der ausgebliebene Druck von unten eine nicht wegdenkbare Rolle in der Rechtsgeschichte gespielt hat. Keine Menschenrechtspassagen in der Einleitung des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten von 1794 ohne die Berliner Aufklärung, freilich auch kein Prügelrecht der Gutsherrschaft gegenüber dem Gesinde, keine Fideikommiß und kein Majorat in diesem Gesetz

8 Siehe Thomas Hobbes: *Leviathan oder Materie, Form und Gewalt eines kirchlichen und staatlichen Gemeinwesens*. Leipzig 1978. S. 224ff. (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 739).

9 Siehe Karl Marx/Friedrich Engels: *Manifest der Kommunistischen Partei*. In: MEW. Bd. 4. S. 477.

10 Siehe Karl Marx: *Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei*. In: MEGA<sup>2</sup> I/25. S. 15.

ohne die ungebrochene Adesherrschaft in Preußen. Kein Code civil Frankreichs von 1804 ohne deren Revolution; keine Gleichberechtigung der Geschlechter ohne Frauenbewegung und Feminismus; keine Rehabilitierung von Alfred Dreyfus ohne Émile Zola; keine Rassismus-Limitierung oder -Aufhebung ohne Martin Luther King und Nelson Mandela. Insofern ist die Rechtsentwicklung von Unten, der von Oben entgegengesetzt, ein unabdingbares Moment in der Gesetzes- und der Gerichtsgestaltung von Vergangenheit und Gegenwart.

Der Kampf für die Umwandlung bestimmter Rechtsforderungen in Rechtsnormen findet teilweise im rechtsfreien Raum, teilweise in Verwirklichung bereits existenten Rechts, teilweise in dessen Reformierung und teilweise in dessen Revolutionierung statt. Der konkrete Rechtsinhalt etwa des kapitalistischen Rechts in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit ergibt sich nicht aus kapitalistischer Klassenwillkür. Es ist, um eine Spezialbemerkung von Marx zu generalisieren, »settled by the continuous struggle between capital and labour [...] The question resolves itself into a question of the respective powers of the combatants.«<sup>11</sup> Gewiß ist die Rechtsform des synallagmatischen Vertrages zwischen Warenproduzent und Warenkonsument für jede bürgerliche Gesellschaft ein objektives Erfordernis, da Waren nun einmal nicht selbst zu Markte gehen und sich austauschen können, es gibt

jedoch neben Rechtsformen, die »als solche« durch die Produktionsweise bedingt sind – keine bürgerliche Gesellschaft ohne das »do ut des« von Kaufverträgen –, Rechtsnormen, die für die gleiche Gesellschaftsordnung mit unterschiedlichem, sogar entgegengesetztem Regelungsgehalt positiviert worden sind. Die bloße Zurückführung juristischer Kategorien, Normen und Gerichtsurteile auf ökonomische Sozialstrukturen vernachlässigt das Differential zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, zwischen Existenz und Essenz. Es gehört zum Verantwortungsbereich des homo humanus als homo politicus, durch Widerstand und Druck von Unten gegen Oben die Rechtsentwicklung zu beeinflussen, damit aus der Variationsbreite gesetzlicher Verhaltensregeln und gerichtlicher Verhaltensentscheidungen der Freiraum für progressive Tätigkeit möglichst groß bleibt oder wird. Da der Sieg zumindest des demokratischen Gedankens plebeszitäres Handeln zur Folge hat, ist parlamentarische wie außerparlamentarische Vorgehensweise legitimiert. Sie pflegt bei der Einsicht zu beginnen, daß das Recht nicht Vernunft ohne Begierde zu sein vermag. Die Interessen derer zu artikulieren, die nicht in Macht und Wohlstand sitzen, vermag jene Rechtsentwicklung von Unten einzuleiten, von der seit eh und je der Gesellschaftsfortschritt abhing. Nicht den Verrätern, den Verratenen gehört die Zukunft, heißt es bei Walter Markov.<sup>12</sup> Alles, was war, ist nicht mehr; alles, was sein wird, ist noch nicht...

11 Karl Marx: Ökonomische Manuskripte 1863–1867. Teil 1. In: MEGA<sup>2</sup> II/4. S. 427f.

12 Siehe Walter Markov: Die Freiheiten des Priesters Roux. Berlin 1967. S. 381.

Uwe-Jens Heuer

# Wissenschaft, Politik und Moral gestern und heute

## Überlegungen und Erfahrungen

Ich spreche hier als abgewickelter Rechtswissenschaftler der DDR und als später Berufspolitiker der BRD zu einem Thema, das mich schon oft beschäftigt hat und jetzt mehr denn je beschäftigt – zum Verhältnis von Wissenschaft, speziell Gesellschaftswissenschaft und Politik und zu den Unterschieden und Widersprüchen derjenigen, die diese beiden Berufe ausüben.

Zuerst zur Rolle und Verantwortung von Gesellschaftswissenschaftlern in der DDR. Walter Markov, dessen wir heute ehrend gedenken, gab in einem Interview vom 6. August 1992 im »Neuen Deutschland« im Zusammenhang mit seinem 1989 erschienenen autobiographischen Buch »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« folgendes zu bedenken: »man tat gut daran, sich jede Formulierung reiflich zu überlegen, um zwischen Scylla und Charybdis heil durchzusegeln, also Verlässliches mit Sachkunde zu offerieren und gleichzeitig die Obrigkeit nicht all zu sehr zu verprellen.« Schriftsteller hätten es dabei etwas leichter gehabt, weil sie »phantasieren« können, »während der Historiker am Tatsachengerippe kleben bleiben muß [...] Man stand eben öfter – nicht immer! – vor dem Dilemma, etwas so zu sagen, oder überhaupt nichts zu sagen.«<sup>1</sup>

Haben wir DDR-Wissenschaftler mit solchen oder ähnlichen Positionen versagt, oder war vielleicht dies gerade die uns obliegende Aufgabe? Worin bestand die Verantwortung des einzelnen? Woran ist sie zu messen?

Entgegen allen Kritiken an die Adresse der DDR-Gesellschaftswissenschaftler, sie unterließen die erforderliche »Aufarbeitung« ihrer Geschichte – verbunden übrigens mit massiver Entziehung aller dazu notwendigen Voraussetzungen bis hin zum Rentenstrafrecht – sind gerade die Kritischen unter ihnen in quälender Weise an diese Aufgabe gebunden. Eine der vielen Diskussionen zu diesem Gegenstand fand am 25. September 1993 im Berliner Karl-Liebknecht-Haus zum Thema »Marxistische Gesellschaftstheorie und sozialistische Politik« statt. In dieser Diskussion hatte Gregor Schirmer, vormals stellvertretender Leiter der Abteilung Wissenschaft des ZK der SED, von der Unvermeidlichkeit der Konflikte im Verhältnis von Politik und Wissenschaft gesprochen, die sich aus der Spezifik beider Bereiche und aus der unterschiedlichen Sicht von Politikern und Wissenschaftlern ergäben. Die Crux habe aber darin bestanden, »daß die Gesellschaftswissenschaften ihre Selbständigkeit gegenüber der Politik verloren, daß die politiknahen Bereiche der Gesellschaftswissenschaften zum Bestandteil politischer Strukturen und zum Instrument der Politik gemacht wurden«<sup>2</sup>. Der Realsozialismus, so wie er war, brauchte die Unterordnung von Gesellschaftswissenschaft unter Politik: »Man konnte in der DDR durchaus schöpferisch arbeiten. Aber die Forschung war unbestreitbar auch massiven Behinderungen ausgesetzt.«<sup>3</sup> Michael Brie

---

1 Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külöw. Berlin 1994. S. 142.

2 Gregor Schirmer: Zum Verhältnis von Politik und Gesellschaftswissenschaften in der DDR. In: Schiff ohne Kompaß? Marxistische Gesellschaftswissenschaften und sozialistische Politik. Berlin 1993. S. 7 (controvers. Diskussionsangebote der PDS).

3 Ebenda. S. 9.

hat in derselben Diskussion die erwähnte Crux nicht als Deformation, sondern grundsätzlich als Scheitern des Marxschen Ansatzes gesehen, Wissenschaft, kommunistische und sozialistische Ideologie und politische Bewegung miteinander zu verbinden.<sup>4</sup>

Es scheint mir sicher, daß sehr viele Gesellschaftswissenschaftler der DDR dieses Problem gesehen haben. Es war objektiv begründet, daß im Sozialismus, wenn wir ihn als eine nicht auf dem Privateigentum beruhende Industriegesellschaft definieren, der Staat eine besonders große Rolle spiele, auch die Wissenschaft in weit höherem Maße benötige. Je größer die Zentralisierung der Macht in der Gesellschaft ist, desto größer ist das Bedürfnis nach Theorie, desto größer ist aber auch die Versuchung und die Möglichkeit, die Theorie zu manipulieren. Die aus dem sozialistischen Eigentum an den Produktionsmitteln erwachsende Notwendigkeit staatlicher Leitung der Gesellschaft gefährdete die für sie erforderliche Theorie, und das um so mehr, je stärker die Zentralisierung der Macht zunahm. Politiker nahmen für sich in Anspruch, auch die größten Wissenschaftler zu sein. Georg Lukács beklagte 1966 in einem Gespräch, daß »jeder erste Sekretär einer beliebigen Partei sich einbildet, ein legitimer Nachfolger von Marx und Lenin zu sein«<sup>5</sup>.

Viele Gesellschaftswissenschaftler meiner Generation waren zunächst naiv bereit, sich in den Dienst der Politik in der DDR zu stellen, einer Politik, die sie in ihren Grundzügen aus Überzeugung bejahten. Auch Walter Markov – zu diesem Zeitpunkt sicher nicht mehr naiv – schrieb über die Anfangszeit: »Bei allem Negativem [...] war es

in der Kernfrage Faschismus–Antifaschismus im befreiten/besetzten deutschen Landstrich für den Revolutionär kaum denkbar, in der Generallinie nicht ›Stalinist‹ zu sein. Auch wenn es seinen Preis kostete, Illusionen um Pflöcke zurückzustekken waren.«<sup>6</sup> Als er 1951 wegen »Titoismus« aus der SED ausgeschlossen wurde, lehnte er es ab, in den Westen zu gehen: »Ich bin vor dem Feind nicht davongelaufen, als es hart auf hart ging. Warum soll ich vor den Genossen und dem alten Onkel WU wegen einer Meinungsverschiedenheit davonlaufen?«<sup>7</sup>, antwortete er auf entsprechende Angebote.

Mit wachsender Reife und Einsicht wurden viele von uns sich des Grundkonflikts bewußt und mußten ihre Entscheidungen fällen. Für die Rechtswissenschaftler meiner Generation war die Babelsberger Konferenz vom April 1958 dabei ein wichtiges Ereignis. Die Parteiführung der SED wollte hier mit denen abrechnen, die durch den XX. Parteitag der KPdSU und dessen Kritik an Stalin auf »schlechte« Gedanken gekommen waren.<sup>8</sup> Die einen, nach wie vor Marxisten und Parteigänger des DDR-Sozialismus, emanzipierten sich schrittweise von der Parteigläubigkeit. Andere wurden Zyniker, wieder andere suchten möglichst unpolitische Felder. Es gab in der DDR mehr unqualifizierte und oberflächliche Apologetik als in der Bundesrepublik, das war nicht zuletzt der weitgehend fehlenden Konkurrenz geschuldet. Andererseits war es weniger möglich, unpolitische Positionen zu vertreten. Wer in der DDR Gesellschaftswissenschaft aktiv betreiben wollte, der geriet früher oder später in Widerspruch zur offiziellen Politik. Manches, was im Westen normales

4 Siehe Michael Brie: Diskussionsbemerkungen zu »Marxistische Gesellschaftswissenschaften und sozialistische Politik«. In: Schiff ohne Kompaß? Berlin 1993. S. 36ff. (controvers. Diskussionsangebote der PDS).

5 Gespräche mit Georg Lukács. Reinbek 1967. S. 71.

6 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden: Zwiesprache). S. 196.

7 Ebenda. S. 199.

8 Siehe dazu Die Babelsberger Konferenz vom 2./3. April 1958. Hrsg. von J. Eckert. Baden-Baden 1993. – Siehe darin speziell Uwe-Jens Heuer: Die Babelsberger Konferenz – Persönlicher Rückblick auf die Folgen und Überlegungen zum Rechtsstaat (S. 209ff.).

Verhalten sein konnte, nahm hier notwendig den Charakter politischen Widerstrebens an, gerade für Marxisten.

Was also sollte, was also konnte Pflicht und Verantwortung eines Marxisten in der DDR sein, der in Widerspruch zur offiziellen Politik geriet? Worin bestand seine politische Verantwortung als Wissenschaftler? Ich will hier nicht die Frage der allgemeineren politischen Verantwortung stellen, sondern die Frage gerade so einschränken. Max Weber hat eine politische Verantwortung des Wissenschaftlers als Wissenschaftler abgelehnt: »Politik gehört nicht in den Hörsaal. Sie gehört nicht dahin von seiten der Studenten [...] Aber Politik gehört allerdings auch nicht dahin von seiten des Dozenten. Gerade dann nicht, wenn er sich wissenschaftlich mit Politik befaßt, und dann am allerwenigsten. Denn praktisch-politische Stellungnahme und wissenschaftliche Analyse politischer Gebilde und Parteistellungen ist zweierlei.«<sup>9</sup> Wissenschaft ist daher werturteilsfreies Suchen nach Erkenntnis und hat mit dem Wissenschaftler als politisches Wesen nichts zu tun.

Wir wissen, daß die marxistische Position in dieser Frage eine andere ist. Am vielleicht deutlichsten, wenn auch etwas schematisch, hat Jürgen Kuczynski das Verhältnis von Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit so ausgedrückt: »1. Der Wissenschaftler soll mit intensivster Parteinahme seine Forschungsthematik suchen. 2. Der Wissenschaftler soll seinen Gegenstand sine ira et studio, werturteilsfrei, ohne Parteilichkeit auf der Grundlage des Dialektischen und Historischen Materialismus analytisch untersuchen. 3. Der Wissenschaftler soll voller Leidenschaft und Parteilichkeit die Schlußfolgerungen aus seiner Untersuchung ziehen und darstellen. 4. Der Wis-

senschaftler soll sich verantwortlich für die gesellschaftlichen Konsequenzen seiner Schlußfolgerungen fühlen – also für oder gegen bestimmte Maßnahmen eintreten.«<sup>10</sup> Kuczynskis These von einer sich »ständig wiederholenden Einschaltung und Ausschaltung der Parteilichkeit« provozierte eine Diskussion in der Studentenzeitschrift »Forum«. Ihm jedenfalls kam es darauf an, daß der Wissenschaftler Verantwortung für die Wahrheit seiner Aussagen *und* für ihre gesellschaftliche Wirkung trägt. Es geht um nützliche Wahrheiten, aber immer um Wahrheiten, und zwar um systematisierte Wahrheiten, um Theorie. »Einen Menschen aber, der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst (wie irrtümlich sie immer sein mag), sondern *von außen* ihr *fremden, äußerlichen Interessen* entlehnten Standpunkt zu *akkomodieren* sucht, nenne ich *gemein*«<sup>11</sup> – gab Marx in der Polemik mit Thomas Robert Malthus zu bedenken. Dieses Streben nach Wahrheit ist jedenfalls in den Gesellschaftswissenschaften mit politischen Grundüberzeugungen verbunden und kann zu Konflikten führen, die um so schwerer wiegen, je stärker die wissenschaftlichen Einsichten im Widerspruch zu herrschenden politischen Auffassungen etwa der eigenen Partei stehen.

Franz Fühmann hat das – und hier sind Kunst und Wissenschaft weit ähnlicher, als oft erklärt wird – sehr tief gesehen. Es gehöre, sagte er 1979 in einem Gespräch mit Jacqueline Benker-Grenz, zum Wesen der Literatur, »mit der Wahrheit verbündet zu sein und menschliche Erfahrung auszusprechen«<sup>12</sup>. Wahrheit bedeute im sozialen Bereich Übereinstimmung mit Erfahrung. »Wahrhaftigkeit ist der subjektive Glaube daran, daß das, was ich sage, auch wahr ist. Das Gegenteil des Wahren ist das Unwahre, das Falsche; das

9 Max Weber: Wissenschaft als Beruf 1917/1919. In: Max Weber Gesamtausgabe. Bd. I/17. Tübingen 1992. S. 95 und 96.

10 Jürgen Kuczynski: Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften. Erinnerungen, Erfahrungen, Überlegungen. Berlin 1972. S. 187f.

11 Karl Marx: Theorien über den Mehrwert. In: MEW. Bd. 26. Zweiter Teil. Berlin 1967. S. 112.

12 Franz Fühmann: Gespräch mit Jacqueline Benker-Grenz. In: Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981. 2. Aufl. Rostock 1986. S. 114.

Gegenstück zur Wahrhaftigkeit aber ist die Lüge.«<sup>13</sup> Er habe manchmal falsch ausgewählt, um der Gesellschaft nicht zu schaden. Jetzt aber gelte für ihn die Schlußfolgerung, »daß man sich entweder in seinem Stoff souverän bewegen oder ihn aufgeben muß«<sup>14</sup>.

Wissenschaft ist theoretische Aneignung der Wirklichkeit. Sie ist auch geistige Kultur.<sup>15</sup> Der Wissenschaftler hat wie der Künstler die Pflicht zur Wahrhaftigkeit, eine Pflicht, die tragische Konsequenzen haben kann. Je umfassender eine gesellschaftliche Theorie ausgearbeitet ist, desto mehr Berührungen hat sie mit gesellschaftlicher Strategie. Strategisches Denken in der Politik ist ohne zugrunde liegende Theorie nicht möglich. Hier ist produktive Zusammenarbeit ebenso möglich wie tragischer Konflikt. Das Versagen von Gesellschaftswissenschaftlern lag dann darin, theoretische Erkenntnisse, die im Widerspruch zur Strategie der Partei standen, nicht vertreten zu haben, obwohl es nach unserer eigenen Einsicht zur Erhaltung des Sozialismus notwendig gewesen wäre. Kompromisse waren unvermeidlich, ich habe eingangs Walter Markov dazu zitiert. Für die Grenze gilt der Satz aus Brechts Galileo Galilei: »Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher!«

Wie steht es heute um das Verhältnis von Wissenschaft und Politik? Hatte ich vorher in bezug auf die DDR aus der Sicht des Wissenschaftlers gesprochen, so kann ich jetzt etwas beitragen aus dem Milieu der Politik, in das mich das Schicksal seit 1990 verschlagen hat. Zuerst möchte ich in aller Zurückhaltung sagen, daß vieles, was der DDR-Politik, vor allem in ihrer letzten Phase, vorgeworfen wird, nicht minder für die Politik der Bundesrepublik gilt. Die politische Führung der DDR hatte in ihrer Frühzeit eine eindeutige Strategie, die mit Kraft – teilweise auch mit Brutalität

– durchgesetzt wurde. In den 60er Jahren gab es einen strategischen Versuch, der mit dem Neuen Ökonomischen System verbunden war. In beiden Perioden gab es ein Bedürfnis nach Theorie, das wechselnd mit Unterstützung und teilweise brutaler Beschränkung der Wissenschaft verbunden war. Dann aber ließ die strategische Kraft nach, an ihre Stelle trat immer mehr weitgehend hilflose Taktik. Das Bedürfnis nach Theorie – zur Legitimation oder zur Unterstützung – wurde immer schwächer, der Freiraum der Wissenschaft wuchs, nicht aber ihre Wirkung.

Die Politik in der Bundesrepublik, so wie ich sie erlebe, läßt ebenfalls wenig Strategie erkennen, sie ist, jedenfalls im Äußerlichen, kurzatmig. Es ist hier nicht mein Gegenstand, wieweit eine oder mehrere konkurrierende Strategien eindeutig bestehen oder sich nur im Konkurrenzkampf praktisch herausbilden und immer wieder umbilden. Jedenfalls gibt es – und das ist für das Verhältnis zu den Gesellschaftswissenschaften von zentraler Bedeutung – keine sichtbare Gesamtstrategie, die, wie die Beschlüsse der SED, der Gesellschaft offengelegt wird, Befolgung fordert, Mitarbeit und Kritik jedenfalls theoretisch ermöglicht.

Damit erscheint Kampf um Macht nicht nur stärker als Kampf um persönliche Macht, er ist es auch. Die früher bei uns oft geübte Entlarvung des Pluralismus als bloße Oberfläche hat verkannt, daß Oberfläche auch Wirklichkeit ist. In der DDR war »die Sache« für mehr Menschen, als ich damals annahm, nur Vorwand für eigene Interessen, aber für viele eben auch nicht. In diesem politischen System ist persönliche Macht im Bewußtsein ihrer Inhaber mit der zu realisierenden Kollektivmacht weitgehend identisch, so wie der Unternehmer das Unternehmen mit sich identifiziert.

13 Ebenda. S. 115.

14 Ebenda. S. 116.

15 Siehe Reinhard Mocek: Gedanken über Wissenschaft. Berlin 1980. S. 113ff.

Max Weber hatte Politik als »Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung«<sup>16</sup> definiert, wobei Macht für ihn die Chance war, »innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstrebende durchzuführen«. Die Leitung der Parteien erfolge entweder durch plebiszitäre Führer mittels eines blind gehorchenden Apparates oder durch »Berufspolitiker« ohne Beruf«, also »als Herrschaft des ›Klüngels‹«<sup>17</sup>. Politik gewähre den Politikern zunächst Machtgefühl und benötige vor allem Leidenschaft, Verantwortungsgefühl, Augenmaß.<sup>18</sup> Hier ist bei dem sehr kritischen Wissenschaftler Max Weber wohl doch der Wunsch etwas Vater des Gedankens. Fast ein dreiviertel Jahrhundert später jedenfalls charakterisierte Richard von Weizsäcker in bei ihm mehr ungewohnter Direktheit den Berufspolitiker so: »Bei uns ist ein Berufspolitiker im allgemeinen weder ein Fachmann, noch ein Dilettant, sondern ein Generalist, mit dem Spezialwissen, wie man politische Gegner bekämpft.«<sup>19</sup>

Jürgen Seifert zieht aus dieser Aussage die Schlußfolgerung, daß es darauf ankomme, diese Reduzierung von Politik auf parteipolitische Bekämpfungsstrategien zu thematisieren, um so das Urteilsvermögen der Bürgerinnen und Bürger als Souverän zu schärfen.<sup>20</sup> Tatsächlich liefert die praktische Politik zahllose Beispiele derart psychologischer Kriegführung zwischen den – und übrigens auch innerhalb – der Parteien: etwa die Methode der CDU, die SPD zur »Asylantenpartei« zu machen, oder der Versuch beider Parteien, den jeweils anderen als unzuverlässig in bezug auf innere Sicherheit vorzuführen. Das ging bis zu dem grotesken Unternehmen der SPD, den großen Lauschangriff, den die Regierungskoalition man-

gels Zustimmung der FDP nicht fordern konnte, ihrerseits auf ihre Fahnen zu schreiben im sicheren Wissen, daß die Koalition nicht zustimmen konnte, und zugleich eine Korrektur von Artikel 14 des Grundgesetzes zu verlangen, um besser an wirkliches oder vermeintliches Mafiavermögen heranzukommen.

Diese Art und Weise des politischen Kampfes hängt natürlich mit der Notwendigkeit zusammen, für eine bestimmte Politik oder auch nur für eine bestimmte Gruppe von Politikern die Zustimmung der Wähler zu bekommen, mit der Bedeutung, die Meinungsumfragen als Politikgrundlage bekommen sowie mit der Rolle der Massenmedien, die immer mehr dahin tendieren, inhaltliche Fragen auf ein leicht faßliches Mindestmaß zu reduzieren und zu personalisieren. Es ist schon absurd, wenn Politiker erklären, gestern haben wir alle dieses oder jenes ferngesehen, und deshalb müssen wir jetzt das und das tun.

Das alles führt dazu, daß strategische Konzeptionen, wenn es sie denn gibt, überhaupt nicht zur Diskussion gestellt werden. Es wird nicht darüber diskutiert, was denn in Ex-Jugoslawien langfristig geschehen soll, sondern nur darüber, ob man auf diese oder jene Stellung der Serben endlich einen Luftangriff führt und warum das immer noch nicht geschieht.

Die Gesellschaftswissenschaften sind damit ohne Partner, soweit sie strategische Fragen diskutieren. Dubiel beschreibt das mit den Worten, »daß es keine übergreifende, der realen Komplexität der Gesellschaft angemessene Rationalitätsinstanz mehr gibt«<sup>21</sup>. Verzichtet die Wissenschaft auf strategische Themen, so ist alles in Ordnung, wobei Steuerung über Geld natürlich bleibt – von den Berufsverboten und Entlassungen im Osten

16 Max Weber: Politik als Beruf 1919. In: Max Weber Gesamtausgabe. Bd. I/17. Tübingen 1992. S. 159.

17 Ebenda. S. 224.

18 Siehe ebenda. S. 227.

19 Richard von Weizsäcker im Gespräch mit Gunter Hofmann und Werner A. Perger. Frankfurt am Main 1992. S. 150.

20 Siehe Jürgen Seifert: Über die Reduzierung von Politik auf bloße Feindbekämpfung. In: »Frankfurter Rundschau« vom 13. August 1993.

21 Helmut Dubiel: Ungewißheit und Politik. Frankfurt am Main 1994. S. 98.

einmal abgesehen. Im übrigen verlangt niemand von ihr, eine Strategie zu unterstützen, an ihr mitzuarbeiten, niemand betrachtet sie mit Mißtrauen. Die Politiker fordern Gutachten, die ihrer jeweiligen Planung ein wenig professoralen Background geben, aber die Entscheidungen fallen ohne die Wissenschaftler.

Diese Situation ist um so beängstigender, als die Einsicht immer mehr wächst, daß für immer mehr Probleme strategische Lösungen unabdingbar sind, von der Umweltbedrohung, der Massenarbeitslosigkeit bis zu den immer mehr zunehmenden »kleinen« Kriegen. Was also können verantwortungsbewußte Gesellschaftswissenschaftler, können Marxisten tun? Auf jeden Fall müssen sie weiter arbeiten. Entscheidend ist, ob sie das Volk erreichen, ob sie eine öffentliche Diskussion über Strategien auslösen können, die die Politiker zum Handeln zwingt. Wie sind die Aussichten?

Wolfgang Abendroth hat schon 1967, also vor fast 30 Jahren, geschrieben: »Wir müssen unsere Situation im wesentlichen mit der Lage vergleichen, in welcher sich am Anfang des 19. Jahrhunderts Fourier oder Sismondi oder solche Leute befunden haben.« Deshalb sei es als erstes notwendig, die reale Situation rückhaltlos zu analysieren. Es sei sinnlos, die einzige Frage suchen zu wollen, die soziale Kräfte auf den Plan ruft: »Wenn wir nämlich nur davon träumen, wo wir diesen besonderen Fall finden, der unmittelbar die

Massen bewegt, so werden wir ihn nie finden. Wenn wir eine umfangreiche wissenschaftliche Forschung in Gang setzen und sich dreißig, vierzig, fünfzig solcher Probleme finden, dann wird unter den fünfzig eines sein, mit dem man an die Massen herankommt, [...] damit dann aus unseren Reihen, oder auch nicht aus unseren Reihen, der Politiker kommt, der erkennt, die Kritik Nr. 37 ist geeignet, die Massen in Bewegung zu bringen, und der dann auch imstande ist, daraus ein praktisches politisches Verhalten abzuleiten.«<sup>22</sup> Die Theorie arbeite verschwenderisch.

Im Jahre 1989 hatte Walter Markov angesichts historischer Tabus dafür plädiert, »jeder möge an seinem Ort schon einmal loslegen, mit Augenmaß möglichst«<sup>23</sup>, bis zu einer kritischen Totalgeschichte des Sozialismus werde es allerdings noch eine ganze Weile dauern. 1992, in dem schon zitierten Interview, war ein solches Opus für ihn nicht mehr in Sicht: »Nichts gilt nach einem so gründlich verlorenen Dreifrontenkrieg, was gestern hat gegolten.« Aber: »Wo steht geschrieben, daß wir die letzte Version sozialistischer Selbstverwirklichung bereits in den Griff bekommen haben, weil eine vorletzte soeben und so demonstrativ anschaulich in Fehlidealisation geborsten ist? Nichtsdestotrotz: anfangen, anfangen damit, die Steine zu ihrem Bau herbeizutragen, auch von weither, die Last nicht scheuend! Jeder an seinem und zu seinem Ort [...] Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen!«<sup>24</sup>

22 Gespräche mit Georg Lukács. Reinbek 1967. S. 93 und 91.

23 Zwiesprache. S. 264.

24 Volker Külöw: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11. – Wiederabgedruckt in Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külöw. Berlin 1994. S. 144.

## Überlegungen zum Vico-Theorem

**A**ls Schüler von Walter Markov in dem Sinn, in dem viele der hier Anwesenden das von sich sagen können, kann ich mich nicht bezeichnen. Der Philosoph wurde jedoch, je mehr er den historischen Materialismus als philosophische Entwicklungstheorie auffaßte, durch die Logik der Arbeit zum Studium von Markovs Werken gedrängt. Und in diesem Sinne wurde ich auch einer seiner Schüler. Logisch war auch, daß ich dann häufiger Teilnehmer an den Leipziger Debatten wurde, zu denen mich Markov und Kossok einluden.

An Hermann Klenners Bemerkung zum Inhaltsreichtum und zur Macht der Sätze Markovs möchte ich einen Tupfer anfügen. Mich fesselten zuweilen sogar einzelne Worte. So unterstrich ich mir vor vielen Jahren ganz dick ein Wort, auf dessen Theoriegehalt ich beim Nachdenken über die geschichtliche Entwicklung immer wieder zurückkam: das Wort »ausmitteln«. In dem Vortrag »Revolution und Geschichte der Revolution bei Marx« ist die Rede von der Aufgipfelung und dem Umschlag in einen Prozeß, als dessen sachlichen, von den Meinungen der Handelnden grundsätzlich unabhängigen Kern Marx die radikale Ablösung der feudalen durch eine von den Klasseninteressen der aufsteigenden Bourgeoisie bestimmte Gesellschaftsordnung auf Grund von Erfordernissen der sie bedingenden Produktionsweise »ausmittelte«<sup>1</sup>. Da ist der Gedanke des Resultantencharakters geschichtlicher Prozesse ausgedrückt, und dieser soll auch in meinem Beitrag interessieren.

Ich gehe von der Aussage aus, daß die Menschen ihre eigene Geschichte machen. Ich bezeichne das als Vico-Theorem. Giambattista Vico, der große und doch auch heute noch so wenig bekannte Aufklärer aus Neapel, sprach 1725 den ungeheuren Gedanken aus, die geschichtliche Welt sei unzweifelhaft von den Menschen gemacht worden, und sie könne daher durch diese auch erkannt werden.<sup>2</sup> Es gibt auch – so bei Heidegger – die direkt entgegengesetzte These: Die Geschichte wird nicht von den Menschen gemacht. Bei Iring Fetscher finde ich den Satz, Geschichte sei »zugleich vom Menschen gemacht und nicht gemacht«<sup>3</sup>. Drei Äußerungen – drei ganz verschiedene Meinungen, und jede kann auf Gründe verweisen. Welcher soll man zustimmen? Mir scheint der merkwürdige Satz Fetschers der Sachlage am besten zu entsprechen.

Dann aber muß das Vico-Theorem relativiert oder zumindest präzisiert werden.<sup>4</sup> Und darum soll es in meinem Beitrag gehen.

Natürlich sind allemal Menschen die agierenden, bewegenden Kräfte der Geschichte. Es gibt keine anderen. Zu fragen ist aber, auf welche Weise Geschichte aus der Menschen Tun entsteht und wie sie Geschichte machen. Vor allem drei Gesichtspunkte legen nahe, unsere Ausgangsaussage einer kritischen Prüfung zu unterziehen: *Erstens*: Auch Marx übernimmt den Gedanken, daß die Menschen ihre eigene Geschichte machen, fügt jedoch gleich an: »aber sie machen sie nicht aus freien Stücken«<sup>5</sup>. Sie machen sie unter vor-

---

1 Walter Markov: Revolution und Geschichte der Revolution bei Marx. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979. S. 343f.

2 Giovanni Battista Vico: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Berlin, Leipzig o. J. S. 125.

3 Iring Fetscher: Überlebensbedingungen der Menschheit. Ist der Fortschritt noch zu retten? Berlin 1991. S. 7f.

4 Übrigens hat das Vico selbst getan. Denn ihm war klar, daß das, was die Menschen tun, zu anderen als den gewollten Wirkungen führt. Nach Vico ist es die göttliche Vorsehung, die das geschichtliche Geschehen so lenkt, daß der Menschen Tun Ergebnisse zeitigt, welche nicht in ihrer Absicht lagen.

5 Karl Marx: Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEGA<sup>2</sup> I/11. S. 96 (MEW. Bd. 8. S. 115).

gängigen Umständen natürlicher, ökonomischer, institutioneller, kultureller Art, und diese Umstände determinieren von vornherein ein bestimmtes Feld geschichtlich relevanter Handlungsmöglichkeiten.

*Zweitens* kann man mit gewissem Recht durchaus sagen: Sie wissen nicht, was sie tun. Einerseits lassen sich die Menschen normalerweise gar nicht von der Absicht leiten, Geschichte zu machen; sie verfolgen in der Regel andere – geschäftliche, finanzielle, familiäre usw. – Zwecke und machen sich überhaupt keine Gedanken darüber, welche geschichtlichen Folgen daraus entspringen. Andererseits erzeugen sie auch dann, wenn sie beabsichtigen, geschichtliche Ziele zu verfolgen oder sich einbilden oder vorgeben, dies zu tun, gesellschaftliche Zusammenhänge und geschichtliche Prozesse und auch Wirkungen in der Natur, die von ihren Intentionen strukturell unabhängig sind. Und das impliziert bereits, daß aus ihrem Tun neben gewollten Wirkungen auch Neben- und Fernwirkungen resultieren, die nicht beabsichtigt, nicht vorhergesehen sind und die sich aus dem Blickwinkel des geschichtlichen Prozesses oft zu Hauptwirkungen auswachsen.

Hinzu kommt *drittens*, daß letztlich immer nur Individuen als Akteure wirksam werden, daß also stets unerschöpflich vielgestaltige Bestrebungen aufeinander wirken, einander beeinflussen, überlagern, zuwiderlaufen, aufheben, durchkreuzen, stimulieren, aufschaukeln, so daß sich Resultan-

ten ausbilden, die den wirklichen Geschichtsverlauf ausmachen und die schon deshalb, weil an ihrer Hervorbringung alle teilhaben, von den Vorhaben und Erwartungen der Akteure abweichen oder in Gegensatz zu ihnen geraten.<sup>6</sup>

Diese Aspekte treten natürlich unter verschiedenen gesellschaftlichen Umständen auf sehr verschiedene Weise hervor. Ihre Erscheinungsweisen sind etwa in tribalistischen Strukturen auf der Grundlage einer kleinagrarisches oder nomadisierenden Produktionsweise ganz anders als in gesellschaftlichen Strukturen, die einer hochgradig vernetzten und dynamischen industriellen Produktionsweise entsprechen. Aber in der Allgemeinheit, in der ich sie formulierte, stellen sie strukturelle Momente jeder Art von Geschichtsproduktion dar. Anders gesagt: Wir haben es mit universellen Momenten der Geschichte zu tun. Die skizzierte Problematik führt uns auf eine Reihe geschichtsmethodologischer Erwägungen. Ich will einige erwähnen.

Zunächst ist klar, daß die Verwirklichung der von den Menschen verfolgten Zwecke immer nur eine relative sein kann. Was in der vor sich gehenden Geschichte gewollt, beabsichtigt, geplant, bezweckt ist, ist immer nur ein Teil der wirklichen Geschichte. Der andere Teil ist geschehender, ablaufender, sich ereignender, hinter dem Rücken der bewirkenden Akteure sich vollziehender Prozeß und sich herstellender Zusammenhang (wobei biosphärische Prozesse und Zusammenhänge immer eingeschlossen gedacht sind). Insofern würde ich

---

6 Das Problem dürfte die Menschen bewegt haben, seitdem sie sich über ihr soziales Leben Gedanken machten. Es wurde als Schicksal, als göttliche Macht usw. reflektiert. Aber wirklich bewußt wurde man sich seiner erst, als sich die Ansicht durchsetzte, daß es eine von den Menschen gemachte Geschichte der Menschheit gibt. Vico behalt sich mit der Idee der »Vorsehung«. Einflußreich wurde das von Adam Smith stammende Bild von der »invisible hand«. Nach Kant kann man die Geschichte der Menschengattung auffassen als »Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur«. Hegel sprach von einem »Plan der Vorsehung«, welcher der Weltgeschichte zugrunde liege. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewann der Gedanke Einfluß, daß man es mit Resultanten zu tun hat, die sich im Handeln der Menschen ausbilden und durchsetzen. Die Idee der Resultante brach sich damals auch in den Naturwissenschaften Bahn. Auf sozialhistorischem Gebiet finden wir sie bei dem englischen Historiker Buckle, bei Wilhelm Wundt, vor allem bei Friedrich Engels, der meinte, die Geschichte mache sich so, »daß das Endresultat stets aus den Konflikten vieler Einzelwillen hervorgeht«; es seien »unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante – das geschichtliche Ergebnis – hervorgeht«, jeder Einzelwille trage »zur Resultante bei« und sei »insofern in ihr einbegriffen« (Engels an Joseph Bloch, 21./22. September 1890. In: MEW Bd. 37. S. 464).

auch Hermann Lübbe zustimmen, wenn er sagt, Geschichte werde nicht gemacht, sondern sie erziehe sich.<sup>7</sup> Wenn Lübbe aber folgert, die Geschichte habe zwar eo ipso ihr Referenzsubjekt, niemals aber ein Handlungssubjekt<sup>8</sup>, so kann ich dem nicht folgen. Die Problematik liegt hier im Subjektbegriff oder der begrifflichen Fassung des Subjekts der Geschichte. Lübbe versucht nämlich, die Widersprüchlichkeit der Sache loszuwerden und den Subjektbegriff vom Widerspruch zu reinigen. Er schlägt vor, den Begriff der Geschichte(n) als Gegenbegriff zum Handlungsbegriff zu bestimmen, und Handlung interpretiert er im Sinne von Absicht-Resultat-Koinzidenz.<sup>9</sup> Dem ist entgegenzuhalten, daß damit bereits vorausgesetzt ist, was begründet werden soll. Denn hier wird eine reine, omnipotente, absolute oder, wie Lübbe selbst sagt, »autarke Subjektivität«<sup>10</sup> unterstellt. Aber eine solche könnte nur entweder der liebe Gott sein (und auch der ist bekanntlich nicht ohne Aporien als omnipotent denkbar) oder das immer nur in dem sich selbst zeugenden Denken kreisende Ich (das auch undenkbar ist, wie sowohl Descartes als auch Berkeley als auch Fichte sehr wohl erkannten). Ein Handlungssubjekt muß auf irgendeine Art repräsentieren, was Marx »Subjektivität *gegenständlicher* Wesenskräfte, deren Aktion daher auch eine *gegenständliche* sein muß«<sup>11</sup>, nennt. Aber dann kann es weder mit Bezug auf Geschichten oder die Geschichte noch mit Bezug auf irgendein anderes Gebiet eine sich selbst genügende und ermächtigende Subjektivität geben.

Beide Aspekte – die bezweckt gemachte Geschichte einerseits und die geschehende anderer-

seits – können nur gedanklich auseinandergehalten werden. In der Realität existieren sie nur zusammen, wechselwirkend, die eine vermittelt der anderen, eben als Widerspruch.<sup>12</sup> Ich bezweifle, daß man weiter kommt, wenn man das Geschichte-Machen und das Geschichte-Erleiden einander abstrakt gegenüberstellt. Tun und Leiden waren schon für Descartes stets ein und dieselbe Sache.<sup>13</sup> Die Kongruenz von Absicht und Resultat hat ebenso wie das völlige Auseinanderfallen beider nur in der gedanklichen Abstraktion Berechtigung. Interessant und praktisch wichtig ist – zumindest im Bereich der praktischen Philosophie – nur die reale, widerspruchsvolle Vermittlung. Resultanten, die nicht Ausgangspunkt neuer Aktivitäten geschichtlicher Subjekte werden, haben ebensowenig Geschichtsmächtigkeit wie Aktivitäten, die nicht in subjektunabhängige Resultanten auslaufen. Methodologisch entscheidend ist also die Konsequenz der generellen, unaufhebbaren Widersprüchlichkeit der Geschichtsproduktion. Das ist entscheidend für die Dynamik in der Geschichte und für die Möglichkeit des steuernden Eingriffs in sie. Nicht diese Widersprüchlichkeit, sondern deren Aufhebung würde den berühmten »Tod des Subjekts« bedeuten. Gegenständliche Aktion einer gegenständlichen Subjektivität – das ist (noch dazu hinsichtlich des geschichtlichen Prozesses) – der gesetzte Widerspruch und ohne diesen Widerspruch nicht faßbar. Der Versuch, ihn gedanklich zu eliminieren, muß darauf hinauslaufen, Subjektivität entweder in autonome und absolute Idealität aufzulösen oder – was wohl am Ende das gleiche ist – überhaupt aus

7 Siehe Hermann Lübbe: *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik – Pragmatik – Historie*. Basel, Stuttgart 1977. S. 86.

8 Siehe ebenda.

9 Siehe ebenda. S. 72.

10 Ebenda. S. 73.

11 Karl Marx: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844)*. In: MEGA<sup>2</sup> I/2. S. 295 (MEW. Ergänzungsband. Teil 1. S. 577).

12 Sartre machte bereits vor langer Zeit und mit Recht die Widersprüchlichkeit der Dinge gegen Foucault und Althusser geltend. Siehe Jean Paul Sartre antwortet. In: Günther Schiwy: *Der französische Strukturalismus*. Reinbek 1969. S. 208ff.

13 René Descartes: *Über die Leidenschaften im allgemeinen und zugleich über die menschliche Natur überhaupt*. In: René Descartes: *Ausgewählte Schriften*. Hrsg. von Gerd Irrlitz. Leipzig 1980. S. 231.

der Welt zu schaffen, aus der Geschichte zu eliminieren und diese in einen »Prozeß ohne Subjekt«<sup>14</sup> oder in Folgen subjektloser Strukturpermutationen umzudeuten.<sup>15</sup>

Die Feststellung, daß die bewußt gemachte Geschichte nur ein Teil des realen Geschichtsverlaufs ist, können wir noch dahingehend ergänzen, daß der reale Geschichtsverlauf nur ein Teil der jeweils möglichen Geschichte ist. Das Machen von Geschichte vollzieht sich immer aus einem ganzen Bündel möglicher Veränderungen heraus. Dabei realisieren die Menschen, wie immer ihre Interessen und Bestrebungen beschaffen sein mögen und wie immer bezweckte und unbezweckt geschehende Geschichte sich zueinander verhalten, stets nur bestimmte Ausschnitte aus einem Komplex geschichtlicher Möglichkeiten. Geschichte geschieht also insofern immer selektiv. In ihr gibt es immer mögliche, aber nicht realisierte Alternativen. Karl Acham meinte daher, Geschichte sollte als »Ensemble von Möglichkeiten«<sup>16</sup> konzipiert werden. Was wir als realen Geschichtsverlauf wahrnehmen, ist das, was aus dem Ensemble jeweils realisiert wird.

Die Geschichte als Ensemble von Möglichkeiten konzipieren – eben das bedeutet oder ist identisch damit, Gesetzmäßigkeiten des Geschichtsprozesses aufzufinden. Denn Gesetzmäßigkeiten der Geschichte können nur als Realkomplexe von Möglichkeiten und probabilistischen Strukturen derselben ausgemacht werden. Gesetze beschreiben Möglichkeiten und Grenzen von Systemverhalten, also Gesamtheiten möglicher Verläufe,

nicht aber den wirklich stattfindenden oder stattgefundenen Verlauf, der ja etwas singuläres darstellt. Als singulärer Verlauf kann er nur durch Bezugnahme auf eine Gesamtheit möglicher oder möglich gewesener Verläufe theoretisch – also im Hinblick auf Gesetzmäßigkeiten – erschlossen werden.<sup>17</sup> Der wirkliche Geschichtsverlauf kann immer nur *cum grano salis* als gesetzmäßig bezeichnet werden, da andere Verläufe, die nur nicht auf den Weg gebracht wurden, ebenso gesetzmäßig – weil ebenso im Bereich des Möglichen liegend – waren. Folglich ist es von vornherein unrichtig, den wirklichen Geschichtsverlauf als notwendig im Gegensatz zu anderen möglichen, aber nicht realisierten Verlaufsprozessen zu bezeichnen.

Zusammen mit der Ausbildung der realen Geschichte bleibt immer eine ebenso gesetzmäßige Geschichte nicht realisierter Alternativen zurück. Diese versinken in die Vergangenheit. Sie sind zwar als einzelne, nicht aber in der Komplexität des jeweiligen Möglichkeitsfeldes zurückholbar. In der Geschichte wird unentwegt auf Gewordenes, Errungenes, auf Erinnerung und Erfahrung, zuweilen auch auf vergessenen Gewesenes aufgebaut, zurückgegriffen, daran angeknüpft und fortgebildet. Dabei finden sich in Hülle und Fülle verblüffende Parallelen (die man auch wieder als eine ganz andere Art von Gesetzen formulieren kann, etwa in der Art der Peterschen Gesetze). Aber komplexe geschichtliche Situationen wiederholen sich nicht, und insofern bleibt jeder wirkliche Verlauf der Geschichte singulär und unumkehrbar.

14 Louis Althusser: Bemerkungen zu einer Kategorie: »Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel«. In: Was ist revolutionärer Marxismus? Berlin 1973. – Siehe ferner Louis Althusser/Etienne Balibar: Das Kapital lesen. Bd. 1. Reinbek 1972. S. 31f.

15 Siehe Jacques Derrida: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Hrsg. von Peter Engelmann. Stuttgart 1990. S. 127f.

16 Karl Acham: Teil und Ganzes, Differenzierung und Homogenität. Überlegungen zu Gegenstand und Methode der Soziologie und der historischen Sozialwissenschaften. In: Theorie der Geschichte. Bd. 6: Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften. Beiträge zur Historik. Hrsg. von Karl Acham/Winfried Schulze. München 1990. S. 105.

17 Ich verweise hier auf den Artikel meines kürzlich viel zu früh verstorbenen Kollegen Ulrich Röseberg: Einmaliges und Gesetzmäßiges. Naturwissenschaftliche Evolutionsforschung auf dem Wege zur Geschichtswissenschaft? In: Dialektik (1993)3. – Der Autor unternimmt den gelungenen Versuch, evolutionstheoretische Debatten der letzten etwa zehn Jahre im Hinblick auf geschichtstheoretische Fragestellungen zu erschließen.

Ich bin der Meinung, daß uns nur ein solches Konzept Entscheidungs- und Orientierungsfunktionen geben kann. Nur diese Sicht des Problems kann als Grundlage für eine mögliche subjektive Sinnggebung dienen und Gesichtspunkte für den steuernden Eingriff der Menschen in den Gang der geschichtlichen Entwicklung vermitteln.

Aus Marx' entwicklungstheoretischem Geschichtskonzept können weder die Subjektivität der Geschichte einerseits – Subjektivität in dem oben genannten Sinn als Subjektivität gegenständlicher Wesenskräfte – noch die Resultantenbildung andererseits hinweggedacht werden. Mir scheint, daß Reinhart Koselleck völlig Recht hat, wenn er meint, Marx' geschichtliche Analysen zehrten von einer »fundamentalen Differenzbestimmung, die unterscheidet zwischen menschlichem Tun und dem, was sich langfristig tatsächlich ereignet«<sup>18</sup>. Marx' dialektisch-materialistische Auffassung, in der die Geschichte als reale, durch Menschen bewirkte Entwicklung verstanden wird, muß auf die Schlußfolge des Auseinandertretens von praktischer Absicht und geschichtlichem Resultat führen, auch wenn man – vor allem bei Engels – Stellen finden kann, die dem widersprechen.<sup>19</sup> Es kann keinen realen Gesellschaftszustand geben, aus dem diese Problematik verschwunden wäre. Die Suche nach einem solchen Zustand sollte aus dem Nachdenken über geschichtliche Perspektiven verschwinden. Sie ist philosophischer Idealismus.

Man muß sich in diesem Zusammenhang gegen den Wahn politischer Machteliten abgrenzen, die sich einbilden, eine allemal richtige, »sieghafte« Politik zu vertreten. Damit ist die Einsicht in den Resultantencharakter des Geschichtsverlaufs schlicht unvereinbar. Ich sage das durchaus nicht mit Bezug auf die Machtpolitik nur eines bestimm-

ten Zuschnitts oder einer bestimmten Einfärbung, etwa der roten, es betrifft die rosarot oder gelb getönte oder die schwarze ebenso. Das Verkennen des Resultantencharakters der Geschichte ist eine Art Berufskrankheit, die mit Sicherheit diejenigen befällt, die sich als Sieger der Geschichte dünken. Und deren gibt es nach den Wandlungen in der machtpolitischen Großwetterlage ganz gewiß nicht weniger als zuvor, und die Entwicklung der Dinge seither macht hinlänglich deutlich, daß den heutigen »Siegern« die Resultanten ebenso davonlaufen wie jenen, die ihnen beim Verschwinden von der machtpolitischen Bühne vorausgingen.

Der Widerspruch von Intention und Resultat ist ein blutig ernstes Problem der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Nicht nur Nietzsche wußte um das »Schreckliche und Unmenschliche in der Geschichte«<sup>20</sup>. Der meist optimistische Friedrich Engels meinte, die Geschichte sei die grausamste aller Göttinnen, die ihren Triumphwagen über »Haufen von Leichen« führe, und zwar »nicht nur im Krieg, sondern auch in Zeiten »friedlicher« ökonomischer Entwicklung«<sup>21</sup>. Wie wahr das ist, zeigt das 20. Jahrhundert zur Genüge: Die Krise der Subjektivität und des Machens von Geschichte ist unübersehbar.

Der Zusammenbruch der staatsbürokratischen Systeme in den osteuropäischen Ländern war ja nur eine – wenn auch spektakuläre – Begleiterscheinung dessen. Das nunmehrige Gehabe der »Sieger« ist unfaßbar töricht und kurios. Denn wesentlich an der gegenwärtigen Transformationskrise ist, daß die wirtschaftlichen, politischen, sozialen, juristischen, ideologischen Steuerungs- und Regulierungsmechanismen, die sich in der Vergangenheit, vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des

18 Reinhart Koselleck: Über die Verfügbarkeit der Geschichte. In: Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1989. S. 272.

19 Auch das vermerkt Koselleck – siehe ebenda. S. 271ff.

20 Friedrich Nietzsche: *Menschliches, Allzumenschliches*. In: Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden*. Bd. 1. München 1977. S. 508.

21 Engels an Nikolai Franzewitsch Danielson, 24. Februar 1893. In: MEW. Bd. 39. S. 38.

20. Jahrhunderts, herausgebildet haben, vor den komplexen Erfordernissen der heutigen Produktions- und Reproduktionsprozesse versagen.<sup>22</sup> Sie verhalten sich zu diesen – so ein treffendes Bild Ulrich Becks – wie die Fahrradbremse zum Interkontinentalflugzeug.<sup>23</sup> Der Ausdruck »große Krise«<sup>24</sup> scheint mir dafür durchaus adäquat zu sein. Trotzdem wende ich mich gegen die weit verbreitete Proklamation einer unabwendbaren Apokalypse und gegen die Rede von der Unmöglichkeit, am Lauf der Dinge etwas zu ändern – was übrigens auch eine Art der Totsagung des Subjekts ist. Die Widersprüchlichkeit, von der oben die Rede war, zeigt uns ja auch, daß die Geschichte offen ist und inwiefern sie das ist. Sie hat keinen vorausbestimmten Endzweck oder Zustand, auch nicht zur destruktiven Seite hin (wenn man von jenem Ende absieht, das kosmische Ablaufprozesse früher oder später mit sich bringen).

Wie können die Menschen unter diesen Umständen Subjekt der Geschichte werden – in dem Sinne, daß sie eine hinlängliche Kontrolle über den aus ihrem Tun resultierenden Geschichtsprozeß gewinnen und diesen auf ihre Subjektentwicklung rückkoppeln? Hinlänglich ist nicht absolut. Die Frage kann immer nur sein – und nur über diesen Aspekt des Problems kann ich hier etwas sagen –, in welchem Ausmaß und mit welchen Folgen sich die Prozesse und Produkte, welche die Menschen in Bewegung setzen, von ihren Intentionen abheben, sich ihrer Kontrolle entziehen und den Charakter fremder, die Menschen beherrschender Mächte annehmen oder – von der anderen Seite her formuliert – in welchem Ausmaß sie diese Wirkungen unter Kontrolle behalten oder wieder unter ihre Kontrolle zu bringen vermögen.

Nach meiner Meinung haben wir hier, wie bereits angedeutet, Vorstellungen zu korrigieren, die

man maximalistisch (oder eben idealistisch) nennen könnte. Daran sind die Klassiker nicht ganz unschuldig. Ich denke dabei vor allem an Gedanken, die Engels im »Anti-Dühring« über die sozialistische Umwälzung entwickelt. Einerseits wird hier – nach heutigen Einsichten durchaus richtig – die Frage gestellt, wie die Menschen ihre Vergesellschaftungsprozesse unter Kontrolle behalten oder nehmen können. Wenn Engels sagt, die Menschen würden künftig erreichen, daß die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen »vorwiegend und in stets steigendem Maß auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben«<sup>25</sup> werden, so ist das noch mit einiger Vorsicht ausgedrückt. Wenn er aber formuliert, daß sie »ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen« und daß von ihnen die Gesetze »mit voller Sachkenntniß angewandt und damit beherrscht«<sup>26</sup> werden, so scheint mir das doch eine maximalistische Aussage zu sein – und vor allem hat sie ja auch bei uns so gewirkt, woran natürlich wir selbst Schuld tragen –, gegen die sowohl spricht, was wir über die Relativierung des Vico-Theorems sagten, als auch das, was Engels selbst über die Resultantenbildung ausführte<sup>27</sup>. Sie ist auch nicht verträglich mit den entwicklungstheoretischen Grundpositionen in der Geschichtstheorie, wie sie Engels u. a. zu Beginn seiner Arbeit über Ludwig Feuerbach entwickelt: Die dialektische Philosophie löse alle Vorstellungen von endgültiger absoluter Wahrheit und ihr entsprechenden absoluten Menschheitszuständen auf. »Ebensowenig wie die Erkenntnis kann die Geschichte einen vollendenden Abschluß finden in einem vollkommenen Idealzustand der Menschheit; eine vollkommene Gesellschaft, ein vollkommener ›Staat‹ sind Dinge, die nur in der Phantasie bestehn können; im Gegenteil sind alle

22 Siehe hierzu Hans Wagner: Geschichte als Suchprozeß. In: Berliner Debatte Initial (1992)5. S. 23–32.

23 Siehe Ulrich Beck: Politik in der Risikogesellschaft. Frankfurt am Main 1991. S. 10.

24 Siehe Elmar Altvater: West-östliche große Krisen. In: Berliner Debatte Initial (1990)4. S. 355–364.

25 Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. In: MEGA<sup>2</sup> I/27. S. 446 (MEW. Bd. 20. S. 264).

26 Ebenda.

27 Siehe Engels an Joseph Bloch, 21./22. September 1890. In: MEW Bd. 37. S. 464.

nacheinander folgenden geschichtlichen Zustände nur vergängliche Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niedern zum Höhern.«<sup>28</sup>

Menschliche Kontrolle über die Vergesellschaftungsprozesse kann also demnach a) nicht durch einen einmaligen Akt – etwa die Überführung der Produktionsmittel in Staatseigentum – geleistet werden; es handelt sich um eine ständige Aufga-

be, die immer neu und geschichtlich konkret steht. Sie muß also b) als Lernprozeß organisiert werden und die Bereitschaft der Korrektur, also auch des Dialogs und der Toleranz anderen Konzepten gegenüber, einschließen. Schließlich haben wir es c) mit einer qualitativen Aufgabenstellung zu tun, die mit einer totalen Regelung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens nichts zu tun hat.

---

28 Friedrich Engels: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. In: MEW. Bd. 21. S. 267.



# Utopie und Geschichte

## Anmerkungen zu Walter Markov und Ernst Bloch

### I. Übereinstimmung in der Differenz

»Ich räume ein«, so Ernst Bloch, von Walter Markov auf den Unterschied von Philosophie und Geschichte angesprochen, »Geschichte ist eigentlich etwas anderes. Geschichte ist der Friede von Passarowitz.«<sup>1</sup> Deutlicher läßt sich der Kontrast in der Bestimmung von Unterschieden zwischen philosophischer Erkenntnis und historischer Forschung kaum aussprechen. Hier Bloch, in der Position des spekulativen Denkers, mit seinem jeden ernsthaften Historiker diskriminierenden Satz »um so schlimmer für die Tatsachen« und dort Markov, der stets davor warnte, das quod erat demonstrandum schon an den Anfang einer Untersuchung zu stellen.

Und dennoch sind ungeachtet der Differenzen in der Sache Motiv und Anliegen so verschieden nicht. Markovs intensive Beschäftigung mit der großen Revolution der Franzosen<sup>2</sup> betont das Unabgegoltene und das dem Vergessen zu Entreißende. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die zu kurz Gekommenen, also auf das, was Bloch in einem schon sehr frühen Werk »die unterirdische Geschichte der Revolution«<sup>3</sup> nannte.

Bloch, der schon früh – dabei Nietzsches Kritik am Historismus folgend – auf die Defizite einer nur rationalistisch verfahrenen Analyse der

menschlichen Gesellschaft und ihrer Geschichte hinwies und den offenen Horizont alles Werdens systematisch betonte, konnte andererseits beim Historiker Markov lernen, daß Geschichtsschreibung, wird sie als politische Universalgeschichte betrieben, nicht mit einer bloßen Darstellung globaler Entwicklungsprozesse auskommt.<sup>4</sup> Beide vereint die Lust am Fabulieren, die Berücksichtigung der wachsenden Nachfrage nach in »Fleisch und Blut gelebten Menschenleben«. Blochs »Thomas Müntzer« und Markovs »Jacques Roux« sind Bücher im gleichen Geist. Beide leben von der Faszination des Widerscheins komplexer Wirklichkeit auf einem Gesicht.

Geschichtsforschung – von beiden verblüffend oft mit kriminalistischer Tätigkeit assoziiert – ist im wesentlichen Spurensuche und Spurensicherung auf bisher kaum betretenen Pfaden. Sie ist Thematisierung des Zukünftigen im Vergangenen und wendet sich gegen die zeitlose Erhabenheit des Klassischen, das nur allzusehnlich von Patina überzogen wird. Es geht immer um dasjenige, das der offiziellen Aufmerksamkeit entzogen ist und um die, die nicht im Lichte stehen – Verkannte und Ungekannte und nach elitärer Auffassung Verpönte. Blochs Einsatz bei Thomas Müntzer bezeugt dies. Nicht einer der großen Philosophen ist es, bei dem Bloch nach dem Seinen schürft, auch

---

1 Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989 (im folgenden Zwiesprache). S. 215.

2 Im folgenden sollen nicht Markovs Verdienste und Leistungen – die in der Fachliteratur durchaus kontrovers diskutiert werden – auf dem Gebiet der Revolutionsforschung und der Universalgeschichte dargestellt werden. Die unterschiedliche Bewertung der Revolutionsforschung, in deren Tradition sich Markov ausdrücklich sieht, ist so alt wie die Französische Revolution selbst. Es erfolgt vielmehr ausdrücklich eine Eingrenzung auf Momente, die Bloch und Markov gemeinsam betreffen. Auch hier ist das Feld noch weit genug.

3 Siehe Ernst Bloch: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. Frankfurt am Main 1985.

4 Siehe Walter Markov: Beim Schreiben einer Biographie... In: Biographie und Geschichtswissenschaft. Aufsätze zur Theorie und Praxis biographischer Arbeit. Hrsg. von Grete Klingenstein, Heinrich Lutz, Gerald Stourzh. Wien 1979 (im folgenden Beim Schreiben einer Biographie). S. 380–401 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit).

nicht eine der traditionellen Lehren der Philosophiegeschichte steht im Mittelpunkt. Bei dem Verkannten und Vergessenen fühlt er sich zu Hause, hier ist ein Boden, noch nicht ausgesaugt von zahllosen Ernten. Diese Entdeckerfreude im Apokryphen wird Bloch immer erhalten bleiben. Er schätzt Überlieferungen, die lückenhaft sind, sie geben ihm die Möglichkeit der Interpolation, an den Lücken kann sich seine Phantasie entzünden. Die Geste und die Sprache des Propheten und des Magiers liegen ihm. So ist im »Thomas Müntzer« das Vergangene vom Gegenwärtigen nicht zu trennen. Eine der Kapitelüberschriften lautet folgerichtig »Müntzer als Gestalt und Gegenwart«<sup>5</sup>. Entdeckerfreude kommt da auf ihre Kosten, wo Nachholbedarf vorliegt. Stammbaumsuche bedarf des detektivischen Spürsinn, will man der Restriktion von Entwicklung auf einen Deszendenzstrang und somit auf eine einzige Kausalkette entgehen. Nicht zufällig deshalb die bei beiden anzutreffende Affinität zum Krimi. So ist Ernst Blochs Buch »Spuren« von 1930 ganz dem Anliegen der Spurensuche gewidmet. Der Spurensucher ist der Detektiv mit dem Blick für das Befremdliche am sonst Unauffälligen. Sein Erzählen versteht er als »Spurenlesen kreuz und quer«.

Markov bezeichnet das Genre der historischen Biographie als »gehobenste Form« des Krimis. »Hier wie dort werden interessante Leichen ans Tageslicht befördert. [...] Und manchmal entwischen ihre Täter sogar.«<sup>6</sup>

Bloch wie Markov verstehen ihre Zeit als eine des Umbruchs und des Aufbruchs zu neuen Horizonten. Entsprechend emphatisch ihr Versuch neuer Positionsbestimmung in bezug auf das Vergangene. Jede Generation verlangt nach ihrem

eigenen Hannibal und nach ihrem eigenen Robespierre und sicher auch nach ihrem eigenen Marx.<sup>7</sup> Die Attraktion des Ausgewählten verdankt sich verschiedenen Ursachen. »Es steht zumeist« – so Markov in einigen seiner eher seltenen Reflexionen über die seinen Arbeiten zugrundeliegenden methodischen Ansätze – »stellvertretend für etwas, womit sich der Autor identifizieren oder kritisch auseinandersetzen, wogegen er sich unter Umständen durch die Warntafel, Würdigung sei nicht Billigung, abgrenzen möchte.«<sup>8</sup> Blochs Anfangssätze aus der Thomas-Müntzer-Schrift (»Wir wollen immer bei uns sein. So blicken wir auch hier keineswegs zurück«<sup>9</sup>) und Markovs Bemerkungen über das Schreiben der Jacques-Roux-Biographie (»Stets legt sich die Persönlichkeit des Untersuchenden in all ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und Standortgebundenheit unausweichlich in die nachgebildete Vita ein«<sup>10</sup>) stecken ein gemeinsames Feld der Untersuchungsrichtung ab: »daß der Auferstandene dennoch ein (etwas) anderer, eben *sein* [des Autors – K. D. E.] Geschöpf ist: aussagekräftig und stimmig genug, um das Original erahnen zu lassen und Annäherung an es zu gestatten, nicht aber in ihm aufzugehen. Geschichte ist – leider – keine Wissenschaft der ganzen Zahlen.«<sup>11</sup>

Die Diskussion um das Verhältnis von Kunst und Philosophie oder Kunst und Geschichtswissenschaft hat eine lange Tradition, auf die hier nicht in extenso einzugehen ist. Für den im engeren Sinne marxistischen Diskurs spielt die zwischen Georg Lukács und Ernst Bloch geführte Diskussion in den 30er Jahren eine nicht unerhebliche Rolle. Lukács insistiert in einem Aufsatz von 1932 darauf, daß sich die grundlegenden Darstellungs-

5 Ernst Bloch: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. Frankfurt am Main 1985. S. 23.

6 Zwiegespräche. S. 231.

7 Siehe Beim Schreiben einer Biographie. S. 244.

8 Ebenda. S. 243.

9 Ernst Bloch: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. Frankfurt am Main. S. 9.

10 Beim Schreiben einer Biographie. S. 243.

11 Ebenda. S. 244.

methoden von Kunst und Wissenschaft ausschließen.<sup>12</sup> Dies ist auch gegen die Möglichkeit einer historischen Belletristik gerichtet. Insofern optieren Blochs wie später Markovs Unternehmungen für eine Verbindung von Wissenschaft und Kunst. Beide – von unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehend und natürlich auch in ihrer wissenschaftlichen Herkunft unterschiedlich geprägt – rekurren auf die grundsätzliche Frage: Wie ist Kunst als Organon der Wissenschaft möglich?

Seit Platons radikaler Dichterkritik, die den poetischen Diskurs dem philosophischen – an den Ideen orientierten – unterordnete, mit einer starken Tendenz zur völligen Vernichtung des Poietischen, sind Kunst und Philosophie in der europäischen Geistesgeschichte in ein ambivalentes Verhältnis geraten. Für Platons Versuche des systematischen Nachweises der ontologischen, gnoseologischen, ethischen und psychologischen Inferiorität des Poietischen gilt dabei das beachtens- und bedenkenswerte Moment, daß die Kritik an den Dichtern in sorgfältig inszenierten Dialogen erfolgt.

Nach Aristoteles<sup>13</sup> bekannter Trennung und Absonderung des Dichters vom Geschichtsschreiber – der eine erzählt, was geschehen ist, der andere, was geschehen könnte – wird immer wieder die Diskussion über Verbindung und Trennung beider geführt. Die Symbiose von »poeta et historicus«, wie z. B. Petrarca 1341 bei seiner Dichterkrönung genannt wurde, scheint doch lange Zeit bis ins 18. Jahrhundert legitim gewesen zu sein. Im 19. Jahrhundert wird die Harmonie zunehmend in Frage

gestellt und zerstört. Mit Hegels Behauptung vom Ende der Kunst ist dann der Hegemonieanspruch der Wissenschaft angemeldet, der unmißverständliche Weg von der »Poesie der Vorstellung« zur »Prosa des Denkens« eröffnet. So ist es nun nicht mehr verwunderlich, daß der Schriftsteller, der den alten Wahrheitsanspruch der Kunst aufrecht erhalten will, sich demonstrativer Wissenschaftsbeteuerung befleißigt und sich auf den Konnex zur Soziologie und zur Naturwissenschaft beruft.

Es sind dann Nietzsches Kampfansagen gegen den Allmachtanspruch der Wissenschaft, verbunden mit einer Kritik am historischen Relativismus und Diltheys Kritik der historischen Vernunft, die zu einer Rehabilitierung des Artistischen führen. So heißt es bei Nietzsche: »Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten. [...] Gleiches durch Gleiches! Sonst zieht ihr das Vergangene zu euch nieder [...] der Historiker muß die Kraft haben, das Allbekannte zum Niegehörten umzuprägen und das Allgemeine so einfach und tief zu verkünden, daß man die Einfachheit über der Tiefe und die Tiefe über der Einfachheit vergißt.«<sup>14</sup> In solcher Objektivität äußert sich der menschliche »Kunsttrieb – nicht aber sein Wahrheits-, sein Gerechtigkeitstrieb. Objektivität und Gerechtigkeit haben nichts miteinander zu tun. Es wäre eine Geschichtsschreibung zu denken, die keinen Tropfen der gemeinen empirischen Wahrheit in sich hat und doch im höchsten Maße auf das Prädikat Objektivität Anspruch erheben kann.«<sup>15</sup> Nietzsche führt also einen – im aristotelischen Sinne – poetischen Objektivitäts-

12 Siehe Georg Lukács: Reportage oder Gestaltung? In: Georg Lukács: Literatursoziologie. Neuwied, Berlin 1964. S. 128.

13 Siehe Aristoteles: Poetik 9. 1451 b 5ff. – Geschichtsschreiber (historikos) und Dichter (poietes) werden deutlich voneinander abgegrenzt: »Der Unterschied ist, daß der Historiker berichtet, was geschehen ist (ta genomena legein), der Dichter aber Dinge, die gegebenenfalls hätten geschehen können (ton de hoia an genoito). Darum ist die Poesie philosophischer (philosophoteron) und gehaltvoller (spoudaioteron) als die Geschichtsschreibung. Die Poesie stellt mehr das Allgemeine dar (ta katholou); der geschichtliche Bericht aber das Einzelne (ta kath' hekaston legei).« – Siehe dazu Kurt von Fritz: Die Bedeutung des Aristoteles für die Geschichtsschreibung. In: Ethik und Politik des Aristoteles. Hrsg. von Fritz-Peter Hager. Darmstadt 1972 (Wege der Forschung 208).

14 Friedrich Nietzsche: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta. Bd. I. München 1960. S. 219.

15 Ebenda. S. 250.

begriff gegen den wissenschaftlichen ins Feld. Von dieser Position bis zur politischen Umdeutung des Objektivitätsideals und der damit verbundenen Ermächtigung, Geschichte immer wieder im Sinne faktischer Macht zu »objektivieren«, ist es dann nur noch ein Schritt. Auch Dilthey, dem über Intuition und Einfühlung, die Künstlern und Wissenschaftlern gleichermaßen eigentümlich sein können, die Bestimmung der Biographie als Kunst und Wissenschaft möglich ist, stellt hier die Weichen neu: »Die Biographie als Kunstwerk kann sonach die Aufgabe nicht lösen, ohne zur Zeitgeschichte fortzugehen.«<sup>16</sup>

Der Kunst wird somit eine wichtige Erkenntnisfunktion zurückerobert. Ein Prozeß wird in Gang gesetzt, der zur Etablierung eines hermeneutischen Diskurses führt, der wiederum in der Konstituierung einer hermeneutischen Vernunft endet. Gefährdet wird dieser Prozeß erneut durch den zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder Macht gewinnenden wissenschaftlichen Purismus mit seiner »Allergie gegen die Formen« (Adorno), wo das Lob des Stils zugleich die wissenschaftliche Disqualifikation bedeutet. Hinzu kommt, daß sich unter den Historikern die Ansicht durchsetzte, daß es sich bei der Kunst nur um eine Darstellungsweise, also um Ornament handelt.

Gegen einen derartigen pejorativen Gebrauch von Stil und Ornament weiß der dem Expressivismus verpflichtete Bloch Erhebliches einzuwenden. Im »Geist der Utopie« erfährt das Ornament eine enorme Aufwertung.<sup>17</sup> Blochs unmittelbare Intentionen werden im Medium einer neu zu entwerfenden Geistesgeschichte formuliert, wobei ganz selbstverständlich dem historischen Ablauf Ingredienzien beigemischt werden, die der zukünftigen Gesellschaft entsprechen. Aus der Geschichte, d. h. aus ihrem Stoff, wächst das Noch-Nicht-Gewordene – hier verfährt Bloch historisch

– andererseits liefert die Geschichte die Ornamente, mit denen die Phänomenologie des utopischen Bewußtseins glanzvoll durchwirkt wird. Zwar vollzieht sich die Rezeption der historischen Vorgänge bemerkenswert einseitig, so kommen die ökonomische und politische Dimension des Betrachteten kaum zur Sprache – dies im deutlichen Unterschied zum universalhistorischen Ansatz von Markov. Zugleich wird aber in konsequenter Frontstellung zum Historismus jede Spur von antiquarischem Interesse an der Vergangenheit abgestreift und an der Herstellung eines Zusammenhangs zwischen dem bedeutungsvoll Gewesenen und dem Jetzt gearbeitet. Aus Geschichte und Gegenwart wird auf diese Weise ein unteilbares Ganzes gemacht, das sich nur in einer neuen Gattung der Geschichtsschreibung manifestieren konnte; in einer Gattung, die die exemplarische Erzählung eines Lebenslaufs mit der historischen Beglaubigung verbindet.

Bloch spricht davon als »begriffener Geschichte, zur Legende getrieben und durchleuchtet«<sup>18</sup>. Die Transformation der Geschichte zur Legende, die ihre eigene Formgestalt hat, entspricht einer Aneignung des Vergangenen, die aus dem historisch-materialistischen Begriff von der geschichtlichen Sache gewonnen ist. Insofern kann die ästhetische Ausgestaltung zur Legende, auch zum Roman, einen eigenen Wahrheitsgehalt besitzen. Das ist deutlich gegen Lukács' Versuch der Trennung von Kunst und Wissenschaft gerichtet und definiert das Problem des Typischen auf neue Weise. Das Proletariat bemächtigt sich somit der Geschichte als seiner eigenen Genesis.

Blochs Rehabilitierung der Legende als geschichtsphilosophischer Form impliziert den Anspruch, Geschichte gegen den »Strich zu büreten«. Indem er das Schicksal in Legenden korrigiert und vergessene Revolten in einer Epo-

16 Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften. Bd. 7. Stuttgart 1958. S. 247.

17 Ernst Bloch: Der Geist der Utopie. Frankfurt am Main 1985. S. 42.

18 Ernst Bloch: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. Frankfurt am Main 1985. S. 14.

pöe der Neuen Welt rettet, wird die niedergeschlagene Revolte als ein Palimpsest der Neuen Welt lesbar: »Alles wartet auf uns, die Dinge suchen ihren Dichter und wollen auf uns bezogen sein.«<sup>19</sup> Es geht für Bloch vor allem im Umkreis seiner Schriften zum Thomas-Müntzer-Buch und selbstverständlich in diesem selbst um das Nachleben der historischen Gestalt im geschichtstranszendentalen Feld der messianischen Zeugnisse. Durch das »produktive Schema des Eingedenkens« wird Erinnerung zum Neudruck der Geschichte potenziert, in dem historisch Unbetretenes geschichtsphilosophisch doch betreten wird. So wird Geschichte in revolutionären Koordinaten »zur Legende« getrieben. Das »eingedenkende« Porträt potenziert die historische Person zum geschichtsphilosophischen Mandatar. In direkter Konfrontation zum historischen Relativismus notiert Bloch: »Das Genießen von allen und jedem, dieser völlig unbeteiligte Historismus, ohne Fähigkeit den Prozeß zu erkennen, den Einheitspunkt, die Pointe, das Thema der Geschichte gerade im eigenen Bewußtsein noch zu erfassen [...] ist das Zentrum des Selbsterfalls der Bourgeoisie.«<sup>20</sup> Die Gratwanderung zwischen geschichtlichem Skeptizismus und Dogmatismus soll durch eine Ontologie der Geschichte versichert werden.

## II. Differenz in der Übereinstimmung

Explizite vordergründige Verweise auf das Werk von Markov findet man bei Bloch m. E. nicht. Lediglich die Aufnahme und Interpretation eines Marxzitats aus der »Heiligen Familie«<sup>21</sup> über Jacques Roux und die extreme Linke in der französischen Revolution in Blochs Schrift »Naturrecht und menschliche Würde«<sup>22</sup> könnte ein Indiz für die Rezeption des nachhaltigen Eintretens von Markov für den »Roten Priester« sein.<sup>23</sup> Unmittelbare Zeugnisse, im Sinne von Zitaten und namentlichen Erwähnungen Blochs findet man bei Markov nur selten. Zu erwähnen wäre hier der Aufsatz von 1955 »Die Grenzen des Jakobinerstaates«<sup>24</sup>. Hier wird in vier Fußnoten auf Blochsche Schriften hingewiesen. So auf »Der Geist der Utopie« in der Fassung von 1918, auf »Freiheit und Ordnung«, einen Kapitelvorabdruck aus »Prinzip Hoffnung« (Berlin 1947) und auf »Prinzip Hoffnung«, dessen erster Band 1954 im Aufbau Verlag erschien. In den gekürzten Nachauflagen dieses Artikels findet man nur noch eine belanglose Fußnote zu Bloch. Die Fußnoten sind reine Seitenangaben ohne Hinzufügung von Text. Ist damit einem Vergleich beider Auffassungen der Boden entzogen?

19 Ebenda. S. 17.

20 Ernst Bloch: Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie. Frankfurt am Main 1985. S. 598.

21 Friedrich Engels/Karl Marx: Die Heilige Familie. In: MEW. Bd. 2. S. 126: »hat die französische Revolution Ideen hervorgerufen, welche über die *Ideen* des ganzen alten Weltzustandes hinausführen. Die revolutionäre Bewegung, welche 1789 im *Cercle social* begann, in der Mitte ihrer Bahn *Leclerc* und *Roux* zu ihren Hauptrepräsentanten hatte und endlich mit *Babeufs* Verschwörung für einen Augenblick unterlag, hatte die *kommunistische* Idee hervorgerufen, welche *Babeufs* Freund, *Buonarroti*, nach der Revolution von 1830 wieder in Frankreich einführte«. – Siehe auch Walter Markov: Jacques Roux und Karl Marx. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Kossok. Berlin 1979 (im folgenden Weltgeschichte im Revolutionsquadrat). S. 352–363.

22 Siehe Ernst Bloch: Naturrecht und menschliche Würde. Frankfurt am Main 1985. S. 205.

23 Zur Literatur von Walter Markov über Jacques Roux siehe die Bibliographien in: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 527–549. – Siehe auch: Die Französische Revolution 1789 – Geschichte und Wirkung. Hrsg. von Kurt Holzappel und Matthias Middell. Berlin 1989. S. 326–351 (Studienbibliothek DDR-Geschichtswissenschaft. Bd. 10).

24 Siehe Walter Markov: Die Grenzen des Jakobinerstaates. In: Grundpositionen der französischen Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Werner Krauss und Hans Mayer. Berlin 1955. S. 209–242 und 319–352. – Dieser Aufsatz wurde in gekürzter Form mehrmals nachgedruckt.

Im Mittelpunkt einer konkreten Analyse von Übereinstimmung und Differenz muß der Beitrag von Walter Markov in der 1955 von Rugard Otto Gropp herausgegebenen Festschrift für Ernst Bloch zum 70. Geburtstag stehen.<sup>25</sup> Sie enthält einen Beitrag von Markov unter dem Titel »Die Utopia des Citoyen«. Hier findet eine explizite Auseinandersetzung mit einigen bis dahin entwickelten zentralen Thesen der Blochschen Philosophie statt. Wie unter einem Vergrößerungsglas werden hier die Schnittpunkte der theoretischen Ansätze beider sichtbar.

Markov konstatiert: »Wir hatten Geschichten der Utopie genug, aber keine Geschichte der Utopie.«<sup>26</sup> Der Singular von Geschichte verweist auf das zentrale Anliegen Blochs, an den genuinen Intentionen utopischen Denkens festzuhalten und sie ausschließlich unter einer philosophischen Perspektive zu behandeln. Die Fragestellung von »Geist der Utopie«, »Thomas Müntzer«, »Freiheit und Ordnung« sowie »Prinzip Hoffnung« ist, so Markov, eine philosophische, keine historische. In Blochs Werk wird aber die »Geschichtsmacht Utopie« freigelegt. Markov begrüßt Blochs Versuche, subjektive und objektive Bedingungen der Utopie gleichermaßen zu analysieren und miteinander zu vermitteln, um damit eine utopische Zielbestimmung herauszuarbeiten, an der sich gegenwärtiges Denken und Handeln orientieren können. Der Horizont der Blochschen Untersuchungen ist allerdings weit gespannt; er reicht von einer Betrachtung rudimentärer Formen utopischen Alltagsbewußtseins bis zu einer umfassenden Sichtung utopischer Konzeptionen in der Vergangenheit, die in eine »Ontologie des Noch-Nicht-Seins« transponiert werden. Blochs Werk

stellt somit ein Kompendium utopischen Denkens dar, das seine einheitliche – und zukunftsweisende – Perspektive durch die Fundierung im Marxschen Denken erhält.

Markov weist darauf hin, daß Blochs Bestimmung der Geschichtsmacht Utopie nicht nur neue Akzente setzt, sondern neue Horizonte eröffnet. Blochs Neubestimmung der Utopie bezieht sich sowohl auf die Inhalts- wie auf die Formbestimmung des traditionellen Utopiebegriffs. Inhaltlich erweitert er den Gegenstandsbereich von Utopie um bisher nicht erkundete Räume. Er löst sie aus ihrer traditionellen Beschränkung auf Entwürfe einer möglichen besseren Gesellschaft. Die alltäglichen, rein privat und egozentrisch bleibenden Tagträume bilden nicht nur Auftakt des Blochschen Hauptwerks »Prinzip Hoffnung«, sondern auch den genetischen Ausgangspunkt jeder utopischen Antizipation.

In dieser Enzyklopädie der »Träume von einem besseren Leben« will Bloch den gesamten Horizont menschlichen Wissens aus Vergangenheit und Gegenwart abschreiten, um die freigelegten utopischen und von der Geschichte nicht eingelösten Gehalte fruchtbar zu machen. Auf den Menschen bezogen, widerspricht somit Utopie dem Schein seiner Vollendung und intendiert in ihrer kritischen Funktion die Verwirklichung seines Wesens. Auch formal bestimmt Bloch den Utopiebegriff genauer, indem er zwischen abstrakter und konkreter Utopie unterscheidet. Dieser Unterscheidung folgt auch Markov in seinem Versuch, die Utopie des Citoyen als konkrete Utopie zu bestimmen.

Abstrakte Utopie zeichnet sich dadurch aus, daß sie – unbekümmert um die Realisierungsmöglichkeiten – ihre Entwürfe einer besseren Welt

25 Im März 1955 wird Bloch Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Ebenfalls 1955 erhält er den Nationalpreis der DDR und den Vaterländischen Verdienstorden in Silber. Zum 70. Geburtstag bringt – welche Ironie der Geschichte – Rugard Otto Gropp eine Festschrift heraus, in deren Vorwort es heißt: »Ihre Freunde und Kollegen ehren in Ihnen mit dem Philosophen zugleich die Persönlichkeit, die sich leidenschaftlich zum historischen Progreß, zum Sozialismus bekennt.« (S. 7) – Siehe auch: Volker Caysa/Petra Caysa/Klaus-Dieter Eichler/Elke Uhl: Hoffnung kann enttäuscht werden. Ernst Bloch in Leipzig. Frankfurt am Main 1992.

26 Walter Markov: Die Utopia des Citoyen. In: Festschrift. Ernst Bloch zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Rugard Otto Gropp. Berlin 1955. S. 229.

an den Horizont malt und der Wirklichkeit als Gegenbild und Sollen entgegenhält. Diese Entwürfe entstehen aus eben jenen Tagräumen ins Blaue hinein, die bis zu Weltverbesserungsplänen reichen können. »Weil«, so Bloch, »die Baukosten bei Luftschlössern keine Rolle spielen«, ist ihnen ein abstrakt-schwärmerischer Charakter eigen. Nicht alles ist zu jeder Zeit und überall möglich. Konkrete Utopie will aber die Wünsche mit den Tendenzen und Möglichkeiten der Wirklichkeit vermitteln. In diesen Vermittlungsversuchen müssen sich sowohl Subjekt als auch Objekt der Vermittlung verändern.

Die Bestimmung der Utopie in einem so weit gefaßten Rahmen gebietet aber Vorsicht. Dieser will Markov mit der Unterscheidung von Utopischem und Utopie gerecht werden.<sup>27</sup> Sie dient der Abgrenzung der Utopie von Phantastereien, Wahn und Halluzinationen, auch dem Ziehen der Grenzen zwischen Glauben und Wissen. Die derart vollzogene Reinigung des Utopiebegriffs reicht noch nicht. Die Frage, ob man sie nun als Sturmvogel ihrer Zeit oder als Irrlicht bezeichnen kann, ist noch nicht entscheidbar. Den Beweis, so sagt der Historiker Markov, liefert die Geschichte.<sup>28</sup>

Als Geschichtliches hat Utopie Ort und Zeit, Anfang und Ende, auch wenn die Inhalte der utopischen Visionen wechseln. Es ist aufzuzeigen, was die Utopie wem und wozu gewesen ist. Die gesellschaftliche Notwendigkeit der Funktion von Utopie wird dabei aus einer doppelten Unterscheidung geschlußfolgert. Einerseits wird bekräftigt, daß im utopischen Vorgriff »Freischwebendes nistet«. Wo dies aber keine Entsprechung zu »objektiven Tendenzen« besitzt, verkommt Utopie zur Phantasterei und Utopisches wird sentimental. Andererseits dort, wo Utopie »gesellschaftlich zielbestimmt« als Opposition gegen Noch-Seien-

des auftritt, schafft sie »jenen begeisterten Elan, der sich über die immanenten Grenzen jedes in der Klassengesellschaft tatsächlich statuierbaren Fortschritts hinwegzuheben vermag«<sup>29</sup>.

Die somit thematisierte universelle Funktion der Utopie konstituiert das Utopische als eine »geschichtlich lokalisierbare Eigenart revolutionärer Romantik, als Stiftungsbeitrag zu einer revolutionären Ideologie«<sup>30</sup>. Markov installiert nun die Geschichte als Gerichtshof. Hier werden der Utopie ihre Zeugungswilligkeit und Zeugnisbereitschaft attestiert oder abgesprochen. Die Forderung der Einlassung des Utopischen in geschichtliche Prozesse führt folgerichtig zum Zentrum der kritischen Anmerkungen Markovs. Es sind die Themen Naturrecht und Utopie sowie Revolution und Utopie, die in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Für Bloch und für Markov stehen dabei die Dialektik der Vermittlung von Bürger- und Menschenrechten und die Frage nach dem Stellenwert der revolutionären Gewalt bei dem Versuch der Errichtung einer gerechten Gesellschaft im Vordergrund. Die Diktatur der Jakobiner und ihre Berufung auf Rousseaus »Contrat social« werden zum exemplarischen Untersuchungsgegenstand.

Bloch notierte in »Freiheit und Ordnung«, daß Utopie im Naturrecht verdorrt oder auf ein Anstandsrecht reduziert ist.<sup>31</sup> Naturrecht wird zur Theorie der bürgerlichen Revolution, dem haben die »Sozialutopien deshalb nichts an die Seite zu stellen, weil sie kaum von Revolutionen selber handeln, weil sie deren erträumtes Ergebnis bereits als geschehen voraussetzen«<sup>32</sup>. Sozialutopien haben mit ihrem Glücksanspruch dem am wirtschaftlichen Erfolg Orientierten nichts zu bieten. Erst nach der Etablierung der prosaischen Welt des Bourgeois wird erneut Utopisches inszeniert.

27 Siehe ebenda. S. 229.

28 Siehe ebenda. S. 230.

29 Ebenda. S. 231.

30 Ebenda.

31 Siehe Ernst Bloch: Freiheit und Ordnung. Berlin 1947. S. 73.

32 Ebenda. S. 47.

Die Erosionen des krisenfesten Gewißheitspathos im 19. Jahrhundert setzen, nun aber im Horizont des Proletariats, Utopisches frei.

Dagegen reklamiert Markov: »Dies scheint in vielem halb wahr und darum im Widerspruch zu Blochs eigener Grundposition, der Einlassung des Utopischen in seine universalgeschichtlichen Zusammenhänge«<sup>33</sup> zu stehen. Im Unterschied zu Bloch betont Markov, daß das Naturrecht nicht diese zentrale Stellung für die Ausformung revolutionärer Ideen im 17. und 18. Jahrhundert besitzt. Es ist eine – obwohl typische, weil mit einem unmittelbaren politischen Effekt verbundene – Waffe der Aufklärung unter anderen. Es ist praktikabler als seine »theologische Variante im Deismus«, seine »naturwissenschaftliche im mechanischen Materialismus«, seine »denksystematische im Rationalismus«, seine »wirtschaftstheoretische im Physiokratismus«<sup>34</sup>. Das Naturrecht thematisiert aber zugleich nur eine sektorale Dimension und artikuliert eine eingeschränkte Argumentation. Der Blochsche Standpunkt, so Markov, läßt die Schlußfolgerung zu: Ist der Weg zum Erfolg gewiß, erlischt das Bedürfnis nach Formulierung der Fernsichten. Markov moniert die trügerische Intention dieser Analogie. Sie legt die Vermutung einer Finalität des Klassenkampfes nahe.<sup>35</sup> Allein mit der naturrechtlichen Begründung des praktischen Anspruchs auf Liquidierung der Feudalität kann keine »siegreiche Schlacht« geführt werden: »Industrielle stehen selten auf Barrikaden, Bankiers nie.«<sup>36</sup> Aus diesem Umstand schlußfolgert Markov, daß auch die Aufklärung »in ihrem kritischen, revolutionären Stadium eines energetischen Überschusses über die Grenzen naturrechtlichen Denkens«<sup>37</sup> hinaus bedurfte.

Obwohl in der französischen Aufklärung ein innerweltlicher Utilitarismus englischer Prägung sich immer mehr etablierte und den utopischen Staatsroman von seinen Aufgaben entlastete, bedeutet das nicht ein Absinken der Sozialutopie in die Bedeutungslosigkeit. Das heißt aber, daß das Utopische sich andere Kleider suchte und in anderen Gewändern auf der Bühne der geschichtlichen Veränderungen agierte – ohne seine chiliastischen Motive zu verleugnen. Exponential zum Anwachsen der deduzierenden Aufklärungsrationalität verbreitern sich die Massenbasis und die Massenresonanz des Utopischen. »Die Grundriß-Utopie der revolutionären Spätaufklärung ist von anderer Artung, nennt sich Vertu, Volonté de tous, Dritter Stand als ganze Nation in Ketten.«<sup>38</sup> Dieser Traum vom besseren Leben wurde nicht nur geträumt, sondern »gelitten, sein Manifest nicht nur mit Tinte geschrieben«<sup>39</sup>.

Der so namhaft gemachte utopische Überschuß in der bürgerlichen Revolution eröffnet einen neuen Problemkreis. Markov bemerkt, daß die Revolution ihrem objektiven Inhalt nach eine bürgerliche bleibt, aber gleichzeitig ist sie nicht »uniform« und schon gar nicht »eingleisig«. Sie ist antifeudale Bauernerhebung an der Basis und Angriff auf Geburts- und Besitzprivileg in der sansculottischen Vorhut. Die Bourgeoisie: »Das sind die Menschenrechte von 1791.«<sup>40</sup> Der Citoyen bedarf des heroisch-utopischen Überschusses. Die rasch saturierte Bourgeoisie gleitet sonst zu schnell in den Bonapartismus ab. Sie kommt mit einem Mindestmaß an republikanisch-demokratischer »Selbsttäuschung« aus. Gegen Blochs Diktum, daß das bisher überschaubarste Exemplar einer Wende in der Geschichte die Renaissance

33 Walter Markov: Die Utopia des Citoyen. In: Festschrift. Ernst Bloch zum 70. Geburtstag. Berlin 1955. S. 234.

34 Siehe ebenda. S. 234.

35 Siehe ebenda.

36 Ebenda. S. 235.

37 Siehe ebenda. S. 236.

38 Ebenda. S. 237.

39 Ebenda.

40 Ebenda. S. 236.

darstellt, antwortet Markov mit einem Ja und Nein. Wenn die Entscheidung für ein »Ganzes« – d. h. für ein »Jahrhundert« – verlangt wird, dann ist die »exemplarischste unter allen geschichtlichen Utopien der Jakobinerstaat«<sup>41</sup>. Hier erfolgt – in dieser Interpretation sind sich Bloch und Markov allerdings einig – die Loslösung des Citoyen vom Bourgeois. Beide beziehen sich dabei auf die Untersuchungen von Marx in der »Judenfrage«<sup>42</sup>.

Der hatte sehr deutlich die Grenzen der Citoyen-Ideale diskutiert. Die deklarierte Freiheit basiert auf der Absonderung des Menschen von den Menschen. Die individuelle Freiheit läßt jeden Menschen im anderen Menschen nicht die Verwirklichung, sondern vielmehr die Schranke seiner Freiheit finden. Keines der Menschenrechte geht über den egoistischen Menschen hinaus, das einzige Band, das sie zusammenhält, sind das Bedürfnis und das Privatinteresse.<sup>43</sup>

Daß der egoistische Bourgeois den idealen Citoyen in sich zurücknimmt und somit die Ideale der Revolution in Mittel ihrer Depravierung verkehrt werden, ist auch bei Markov zu lesen. In der entschiedenen Suche nach einem gemeinsamen Nenner für Bourgeois, Bauer und Arbeiter, in der Konstruktion eines höchsten Wesens für Katholiken wie für Atheisten und in der herzustellenden Synthese der Sicherheit von oben und von unten wird dabei – hier korrigiert Markov wiederum Bloch – konkrete Utopie sichtbar. Die angestrebte Übereinstimmung von Einzelinteresse und gesellschaftlicher Allgemeinheit der Nation erfolgt durch die gewaltsame Versöhnung der Gegensätze,

d. h. sie vollzieht sich im Modus revolutionärer Gewalt. Für Markovs Einschätzung der Rolle revolutionärer Gewalt ist wichtig: »Die Guillotine arbeitet im vollen Tageslicht, die Terreur ist Bürgerpflicht.«<sup>44</sup> Das eigene Tun wird verstanden als ein Mitschaffen am Fernhorizont der Revolution. Utopisches wird im Jakobinertum vor allem in der Verwechslung von Ewigkeit und Ankunft in der Zeit sichtbar, in der unterschätzten Ausgangsbasis des bürgerlichen Beginns, aber auch in der Artikulation des Bewußtseins, »Sprosse zu einem Höheren zu sein«. Damit sprengt der Jakobiner die idealistische Abstraktion des Citoyen. Dadurch, daß die Ideale des Citoyen letztlich dem ökonomischen Streben nach Realisierung der Mehrwertrate unterliegen, provoziert der Staat der Jakobiner, so Markov, die Entscheidung: »entweder ihre bürgerliche Verhaftung oder aber den Traum nach vorn, auf die Emanzipation des Menschen hin, preiszugeben«<sup>45</sup>. Es gibt somit keine vergleichbare Utopie mit einer derart »revolutionären Sprengkraft«.

Mit dem 9. Thermidor trennt sich das Unabgeoltene und utopisch Überschüssige von der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft. Das Gegensätzliche beider bewußt und das »Unversöhnliche ihres Wesens im tödlichen Selbstopfer des tertium non datur« zum Ausdruck gebracht zu haben, gereicht der Utopia des »Citoyen zu unvergänglichem Ruhm«<sup>46</sup>.

Der Versuch der Bestimmung des Verhältnisses von Revolution und Aufklärung führt Markov zu der interessanten Frage: »Erkennt sich gleich

41 Ebenda. S. 238.

42 Siehe Karl Marx: Zur Judenfrage. In: MEW. Bd. 1. S. 347–377. – Die Interpretation der »Menschen- und Bürgerrechte« nimmt hier einen zentralen Platz ein. – Siehe dazu Hans-Peter Jaeck: Die französische bürgerliche Revolution von 1789 im Frühwerk von Karl Marx (1843–1846). Geschichtsmethodologische Studien. Berlin 1979.

43 Siehe Karl Marx: Zur Judenfrage. In: MEW. Bd. 1. S. 364–370: »Keines der sogenannten Menschenrechte geht also über den egoistischen Menschen hinaus, über den Menschen, wie er Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, nämlich auf sich, auf sein Privatinteresse und seine Privatwillkür zurückgezogenes und vom Gemeinwesen abgesondertes Individuum ist. Weit entfernt, daß der Mensch in ihnen als Gattungswesen aufgefaßt wurde, erscheint vielmehr das Gattungsleben selbst, die Gesellschaft, als ein den Individuen äußerlicher Rahmen, als Beschränkung ihrer ursprünglichen Selbständigkeit.« (S. 366.)

44 Walter Markov: Die Utopia des Citoyen. In: Festschrift. Ernst Bloch zum 70. Geburtstag. Berlin 1955. S. 239.

45 Ebenda. S. 239.

46 Ebenda.

dem Revolutionär in der Aufklärung auch der Aufklärer in der Revolution?«<sup>47</sup> Gegen den sicher gewichtigen Einwand Hannah Arendts, daß dort, wo die Revolution über die Aufklärung hinausgeht, sie zum Übel wird und deshalb die amerikanische Revolution mit der Bill of Rights der Declaration des droits de l'homme vorzuziehen sei, betont Markov, daß Aufklärung ihre Erfüllung in der Revolution findet. Revolution geht über Aufklärung hinaus, denn es war der Revolutionär, »der die Texte der Lumieres aus erfahrener Notwendigkeit [...] zu berichtigen begann«<sup>48</sup>. Die dem Aufklärungsarsenal entlehene »Substitution des Bourgeois« durch die »Idealgestalt des Citoyen« machte sich aber entbehrlich, sobald die Herrschaft des Bourgeois etabliert war.<sup>49</sup>

Das Verhältnis von Utopie und realem historischen Ort, hier am Verhältnis von Aufklärung und Revolution thematisiert, verweist auf den Versuch des Jakobinertums, Idealformen des gesellschaftlichen Zusammenlebens in einer reinen Volksherrschaft zu errichten, die vom Primat der Demokratie gegenüber ihrer bourgeoisen Basis ausgehen. Die unter Berufung auf Rousseaus »Contrat social« geforderte Unterwerfung unter einen außerökonomischen Zwang führt in der Praxis zur Etablierung der revolutionären Diktatur und der damit verbundenen Terreur.

Für die Utopiekritiker – nicht nur neuester Provenienz – ist die Terrorherrschaft des Wohlfahrtsausschusses mit Robespierre an der Spitze seit jeher das Paradebeispiel für die katastrophalen Folgen utopischen Denkens. So steht

die Revolutionsgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhunderts selbst im Spannungsfeld zwischen Utopie und Antiutopie.<sup>50</sup> An der Person des Robespierre wird – wie an kaum einer anderen in der europäischen Geschichte – verdeutlicht, daß das utopische Kalkül, eingeführt in die politische Realität, notwendig in Gewaltherrschaft endet. Robespierre lebt – so die Vorstellungen vieler seiner modernen Interpreten, gegen die sich Markovs Analysen doch deutlich absetzen – den Traum der Utopisten, der, weil er ihn lebt, zum Alptraum wird: »Der Terror ist nichts anderes als [...] eine Emanation der Tugend«, sagt Robespierre den Abgeordneten des Nationalkonvents, d. h., so schlußfolgert Markov, die Revolutionsregierung realisiert den Despotismus der Freiheit.<sup>51</sup>

Trotz aller Betonung der Notwendigkeit des revolutionären Terrors durch Markov finden sich – verhüllt in historische Gewänder – doch ernüchternde Passagen, die auf die Gegenwart zielen: »Jedoch knüpften die Robespierrieten die Intonierung ihres Finale an die Bedingung, zuvorig der heimischen Hydra sämtliche Köpfe abzuschlagen. Und da der Uhrzeiger zu rennen anhub [...] bürokratisch regiert werden mußte [...], rafften sie das Tempo. Das *Prairialgesetz* vom 10. Juni zog in schwermütigem Kontrast zu den Blumensträußen für das *Etre Suprême* die Terrorschraube an, indem es Voruntersuchung, Gerichtsverhandlung und Verteidiger »einsparte«. Formelle Feststellung der Zugehörigkeit zur Kategorie der Verdächtigen genügte fortan, Bürger ohne Ansehen ihrer Verdienste um die Revolution und ohne Überprüfung

47 Walter Markov: Aufklärung und Revolution. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Dem Wirken Auguste Cornus gewidmet. Berlin 1973. S. 14 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. H. 20).

48 Ebenda. S. 132.

49 Siehe Walter Markov: Grenzen des Jakobinerstaates. In: Walter Markov: Volksbewegungen der französischen Revolution. Hrsg. von Manfred Hahn. Frankfurt am Main, New York 1976 (ungekürzt in: Grundpositionen der französischen Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Werner Krauss und Hans Mayer. Berlin 1955. S. 209–242 und 319–352). – Siehe auch Walter Markov: Robespierrieten und Jacqueroutins. In: Walter Markov: Volksbewegungen der französischen Revolution. Frankfurt am Main, New York 1976. S. 180.

50 Siehe dazu Kurt Holzappel/Matthias Middell: Einleitung. 1789: Ereignis – Wirkung – Rezeption. Ein Forschungsbericht. In: Die französische Revolution 1789 – Geschichten und Wirkung. Berlin 1989. S. 9–61 (Studienbibliothek der DDR-Geschichtswissenschaft. Bd. 10).

51 Siehe dazu Walter Grab: Die französische Revolution. Eine Dokumentation. München 1973. S. 60ff.

der Sachverhalte außerhalb des Gesetzes, das hieß aber automatisch unter das Fallbeil zu stellen.«<sup>52</sup> Markov spricht von »Dirigenten, die sich ihrerseits der Überwachung entzogen«, von einer »Diktatur, deren demokratisches Fundament sich höhle« und deren »revolutionäres Mandat anfechtbar«<sup>53</sup> wurde. Wer ist »geschützt davor, daß nicht ihm das nächste Messer bestimmt ist?«<sup>54</sup> Und in dem 1985 geschriebenen Essay »Der beschwerliche Weg zur Gleichheit oder die Erkenntnisse des Jacques Roux« heißt es: »Galten die Gesetze der Revolution nur so lange, bis man selbst weit genug oben war [...]?«<sup>55</sup>

In dem Versuch der Setzung der Dominanz der Citoyen-Ideale gegenüber der Sphäre des selbstsüchtigen Bürgers sieht Markov etwas für den Sozialismus Unabgegoltenes. Auf damit verbundene Probleme der Begründung eines sich ethisch legitimierenden Gewaltrechts des Guten, wie es in der Diktatur der Jakobiner als ideologische Grundlage der Terreur formuliert wurde und somit die grundsätzliche Beantwortung der Frage verlangt, ob bereits der Kampf für die neue Gesellschaft die Moral selber sei, geht Markov jedoch nicht ein. Die Prämissen eines aufrechten Gangs werden als historische Akteure vorgeführt, aber der entschiedene Versuch eines kritischen Erbes am Naturrecht, wie ihn Bloch etwa in »Naturrecht und menschliche Würde« unternimmt, erfolgt nicht.

### III. **Corruptio optimi pessima oder: Gibt es ein Gewaltrecht des Guten?**

Die Verderbnis der Besten sei die schlechteste, schreibt Bloch allen Anhängern einer sich auf den Automatismus des Geschichtsverlaufs berufenden Ideologie ins Stammbuch. Der Versuch der Bestimmung des Verhältnisses von Demokratie und Diktatur impliziert bei Bloch schon sehr früh die Frage nach den Ursachen für die Verselbständigung revolutionärer Gewalt. Von der Kritik der Depravierung demokratischer Werte in der Weimarer Republik bis hin zum Versuch, Naturrecht und Marxismus zu verbinden, um dem kommunistischen Visionär die »Würde des Menschen« zurückzugeben, reicht hier die Spannweite des theoretischen Entwurfs. Von der Überzeugung, daß »das Selbstleben des staatlichen Apparats [...] als der Erzfeind des Menschen und aller Humanismen wirkt«<sup>56</sup> bis zur Feststellung des späten Bloch, »daß die Prämissen zum aufrechten Gang im Marxismus nicht genügend ausgedacht sind [...] Die staatskritischen Prämissen, dieses: Wie rette ich den einzelnen Menschen vor dem Staat? sind nicht zu Ende gedacht worden.«<sup>57</sup> Die Ideale von 1789 haben die soziale Demokratie zur Konsequenz. Ihre Realisierung ist Voraussetzung für die Vereinbarkeit von Sozialismus und Freiheit. »Erst muß diese Phase: die bürgerliche, die politische Freiheit, das demokratische Minimum überall, vor allen in den Zentralstaaten, zu Ende gebracht werden, dann erst kann die soziale Freiheit, die ökonomisch-soziale Demokratie, das demokratische Maximum wahrhaft Freiheit sein und bleiben.«<sup>58</sup> Die zentrale Stelle für dieses grundlegende Verständnis der politischen Theorie

52 Walter Markov: Die Freiheiten des Priesters Jacques Roux. Berlin 1967. S. 356.

53 Ebenda.

54 Ebenda.

55 Jacques Roux: Freiheit wird die Welt erobern. Reden und Schriften. Hrsg. von Walter Markov. Leipzig 1985. S. 24.

56 Ernst Bloch: Vademecum für heutige Demokraten. In: Kampf nicht Krieg. Politische Schriften 1917–1919. Hrsg. von Martin Korol. Frankfurt am Main 1985. S. 483.

57 Ernst Bloch: Über ungelöste Aufgaben der sozialistischen Theorie. Ein Gespräch mit Fritz Vilmar (1965). In: Tendenz–Latenz–Utopie. Ergänzungsband zur Gesamtausgabe. Frankfurt am Main 1978. S. 201.

58 Ernst Bloch: Vademecum für heutige Demokraten. In: Kampf nicht Krieg. Politische Schriften 1917–1919. Hrsg. von Martin Korol. Frankfurt am Main 1985. S. 489.

formuliert Bloch in der Aufsatzsammlung »Politische Messungen«. Eine nachträgliche Einfügung lautet: »Jedes Volk hat nur denjenigen Sozialismus zu erwarten, den es aufgrund seiner errungenen bürgerlichen Freiheiten verdient. Sozialismus ohne weitgehende Kontrolle von unten, ohne durchgängige, zwar regulierte, doch nicht dominierte Demokratie ist lediglich ein Preußentum ohne Privateigentum, also Staatssozialismus (mit Akzent mehr auf dem Staat). Der Geist von 1789 kann nicht erspart werden [...] Bürgerliche Freiheiten sind gewiß erst die halbe Sache und nicht einmal so viel, doch sie sind deswegen nicht etwa gar nichts, sondern erst freier Grund.«<sup>59</sup>

Für den frühen Bloch ist das Jahr 1789 nicht nur eine wesentliche Grundlage für einen erfolgreichen Sozialismus, sondern auch Ausgangspunkt seines ethischen Intuitionismus. Das wird deutlich in der Feststellung, daß es nicht nur um soziale, sondern vor allem um »ethische Demokratie«<sup>60</sup> geht. Rußland und Amerika versteht er als Vertreter und Kündler des »radikal Guten«, d. h. hier findet er eine Haltung erneuerter »Mystik der Brüderlichkeit«. In der russischen Revolution sieht er deshalb einen »Umbruch zur Macht der Liebe«, die ihn dann zu einer Verbindung von russischer Wärme und deutscher Philosophie als dem eigentlichen Heilmittel der Moderne hoffen läßt. Hier vollzieht sich die Konstitution einer universalistischen Brüderlichkeitsethik, die im verketzerten Christentum bedeutende Vorformen besitzt.

Die emphatische Hinwendung zur Brüderlichkeit als einem Citoyen-Ideal steht in unmittelbarer Verbindung zur These von einer gemeinsamen Gotteskindschaft aller Menschen. Für Bloch ist die französische Revolution ein »allerchristliches Ereignis«<sup>61</sup> und der Citoyen – nur am Gemeinwohl orientiert – ist als Mensch die Verkörperung der *volonte generale*. Bloch verweist schon 1921, lange bevor die Revolutionsforschung dieses Problem thematisiert, auf das Fortwirken chiliastischer Motive aus den Bauernaufständen, z. B. des Camisarden-Aufruhrs um 1700 in den Cevennen, in der Revolution der Bauern von 1789. Trotz dieser Betonung der Affinität von Citoyen-Ideal und christlich-sozialistischer Brüderlichkeitsethik kommt es dann in »Naturrecht und menschliche Würde« zu einer Relativierung, denn das Citoyenbild ist wegen seiner starken Absonderung von der Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft schon vom Ursprung her beschädigt.<sup>62</sup> Hier erfolgt eine stärkere Betonung ihrer Einschränkung, und die Forderung nach Kritik wird stärker: »Indem die bürgerlichen Freiheiten immer noch mehr bürgerliche als Freiheiten sind, ist die Prüfung der Menschenrechte auf ihren ideologischen Inhalt ganz selbstverständlich«<sup>63</sup>. Blochs permanenter Verweis auf Marx' Kritik an den Citoyen-Idealen führt zur Aufdeckung ihres Schein-Charakters. Ihre Konstitution erfolgt in der Sphäre der Zirkulation. Ihre Destruktion in der Sphäre der Produktion.<sup>64</sup> Die Marxsche Kritik, so betont Bloch, legt die bürgerlichen Ideale keineswegs ausschließlich auf ihren

59 Ernst Bloch: Das falsche Geleise Zimmerwalds. In: Politische Messungen. Frankfurt am Main 1985. S. 28.

60 Ernst Bloch: Der Geist der Utopie. Ausgabe 1918. Frankfurt am Main 1985. S. 301.

61 Ernst Bloch: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. Frankfurt am Main 1985. S. 94.

62 Ernst Bloch: Naturrecht und menschliche Würde. Frankfurt am Main 1985. S. 203 und 206.

63 Ebenda. S. 201.

64 Vor allem in den »Grundrissen zur Kritik der Politischen Ökonomie« (MEW. Bd. 42. S. 151–162 und 901–918) wird dieser Zusammenhang expliziert. Marx betont, daß das Austauschverhältnis Freiheit und Gleichheit der Personen unterstellt und hervorbringt und daß der Austausch, d. h. die Sphäre der Zirkulation, geradezu die »reale Basis aller Freiheit und Gleichheit« (ebenda. S. 156) sein soll. Mit dem »entwickelten Tauschwert zur [...] Grundlage« wird historisch die Gleichheit der Subjekte und ihre Freiheit gesetzt, d. h., sie wird historische Wirklichkeit und ist nicht mehr bloß eine Idee. (Siehe ebenda. S. 915.) Daß Marx mit seiner Kritik an den »nur formalen« Strukturen von Freiheit und Gleichheit einer denunziatorischen Behandlung von Freiheits- und Gleichheitsvorstellungen zugearbeitet hat, ist nicht von der Hand zu weisen. (Siehe dazu Georg Lohmann: Indifferenz und Gesellschaft. Eine kritische Auseinandersetzung mit Marx. Frankfurt am Main 1991. Kapitel VI.) Lohmann macht auf fatale

bürgerlichen Horizont fest. Sie »verdienen und brauchen« vielmehr »ihre sozialistisch geprüfte Rechnung«<sup>65</sup>. Gleichheit fungiert somit als entscheidendes Konstruktionsprinzip. Es bestimmt die Form der gesellschaftlichen Ordnung, während die Freiheit das Bestimmungsprinzip des Inhalts darstellt, das, »was des Tuns und Lassens wäre«<sup>66</sup>. Sozialutopie und Naturrecht sind funktional zu verbinden. Schnittpunkt beider Probleme ist die sokratische Frage nach dem »Verhältnis von Freiheit und Ordnung«. Das heißt aber, Bloch thematisiert das klassische Naturrecht nicht nur soweit, wie es in die Konstitution des Citoyen-Bewußtseins eingeht, sondern es interessiert ihn wegen der Anmeldung subjektiver Rechte, welche als Aktionsgarantien für die Handlungsfreiheit die Möglichkeit bieten, die individuelle Freiheit als Ausgangspunkt für die Gestaltung der Sozialordnung zu begreifen.

Die Verleugnung des Rechts, so heißt es vor allem in Verarbeitung seiner Erfahrungen mit dem realen Sozialismus, zugunsten der Sozialutopie führt in die Diktatur. Das Naturrecht besitzt einen somit antizipatorischen, zukünftigen utopischen Charakter. Die Hoffnung, die die Utopie des Naturrechts beseelt, gilt der Erlangung der Würde des Menschen. Diese Würde setzt die vollkom-

mene und endgültige Aktualisierung der drei revolutionären Prinzipien von 1789 – der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – voraus. Freiheit ohne Gleichheit bleibt ein schöner Traum, wie Gleichheit ohne Freiheit schnell zum Alptraum verkommen kann.

Trotz des in der Thomas-Müntzer-Schrift geforderten »Gewaltrecht des Guten« und der Formulierung des »kategorischen Imperativs mit dem Revolver in der Hand« besteht Bloch – im deutlichen Unterschied etwa zu Lukács – auf der Unauflöslichkeit von Moral in Politik.<sup>67</sup> Zum Verhältnis von Diktatur des Proletariats und Demokratie heißt es deshalb auch, daß die Demokratie das Ziel ist, das noch auf jedem Umweg sichtbar und leitend bleibt, sie ist programmatische Substanz. Entscheidend ist für Bloch – hier folgt er Marx' Analyse aus der »Judenfrage« – die Ablösung des Freiheitsbegriffs vom Eigentum, d. h. die Freiheit vom Eigentum und nicht die Freiheit zum Eigentum. Erst dann könne der »Nebenmensch nicht mehr wie im Egoismus der *droits de l'homme* als Schranke der Freiheit, sondern als deren Verwirklichung«<sup>68</sup> leben. Das Privateigentum ist deshalb die »bürgerliche Schranke der Menschenrechte«<sup>69</sup>. Diese Schranke hatte in der französischen Revolution sogar rechtliche Gestalt angenom-

---

Wirkungen der von Marx in Anspruch genommenen Form-Inhalt-Unterscheidung in bezug auf Freiheit und Gleichheit aufmerksam. Die Bestimmung der Rechtsverhältnisse als »bloße Form, die dem Inhalt selbst fremd ist und ihn nur mystifiziert« (Karl Marx: *Das Kapital*. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 609), läßt den Begriffen nur eine formale, keine inhaltliche Bedeutung zukommen. Der »Inhalt« hätte demnach keinen Grund, im Geltendmachen seiner unterdrückten Ansprüche sich an ihnen zu orientieren. Nicht aufgrund eines moralisch höherwertigen Anspruchs, sondern nur im Vertrauen auf siegreiche Gewalt kann dann der Sozialismus beanspruchen, gesellschaftlich bestimmende Form zu werden.

65 Ernst Bloch: *Naturrecht und menschliche Würde*. Frankfurt am Main. S. 263.

66 Ebenda. S. 197.

67 Siehe Georg Lukács: *Die moralische Grundlage des Kommunismus*. In: *Taktik und Ethik. Politische Aufsätze I*. Neuwied, Berlin 1975. S. 86ff. – Lukács vollzieht hier eine, schon früh von Bloch kritisierte, Verkehrung der Moral in einen politischen Rechtfertigungsgrund des Klassenkampfes. Wenn sich das Interesse der »politischen Avantgarde« nicht mehr auf die Seele, sondern auf »soziale Gebilde« richtet, müssen ihre Vertreter zu »grausamen Realpolitikern werden und das absolute Gebot, das nicht eine Verpflichtung gegen die Gebilde ist, das ›Du sollst nicht töten‹ verletzen« (Lukács an Paul Ernst, 4. Mai 1915. In: Georg Lukács: *Briefwechsel 1902–1917*. S. 352). Für die ethische Bestimmung, die damit ihre ursprüngliche Autonomie verliert, bleibt dann nur noch die Aufgabe, taktische Fragen der richtigen Aktionsform und Schritte zur Realisierung der gerechten und universellen Gesellschaft zu diskutieren. Damit verkehrt sich Moral in Politik und hebt sich im objektiv determinierten Verlauf des Geschichtsprozesses selber auf. – Siehe dazu auch Manfred Riedel: *Tradition und Utopie*. Ernst Blochs Philosophie im Licht unserer geschichtlichen Denkerfahrung. Frankfurt am Main 1994. S. 157–163.

68 Ernst Bloch: *Naturrecht und menschliche Würde*. Frankfurt am Main. S. 203.

69 Ebenda. S. 203.

men. Denn nach der monarchistischen Verfassung von 1791 gebührt das Wahlrecht nur Besitzbürgern; die darauf folgende Jakobinerkonstitution von 1793 hob diese Beschränkung auf, aber mit Einschränkungen.

Die Thermidorianer-Verfassung von 1795 führte die Bindung an den Besitz wieder ein. Mit dem Tode bedroht wurde, wer – in der Endphase der Revolution Babeuf, zuvor Jacques Roux – das Agrargesetz, die Enteignung der großen Landbesitzer, forderte. Das Privateigentum verhindert »Gleichheit ohne Einschränkung [...] und Brüderlichkeit ohne Komik«<sup>70</sup>. Ziel der sozialistischen Revolution ist es deshalb für Bloch, »daß der Citoyen aus dem abstrakt-moralischen Jenseits, welches er in der Ideologie der französischen Revolution bewohnt, ins Diesseits der vergesellschafteten Menschheit«<sup>71</sup> zurückgeholt wird. Bei Bloch wird diese soziale und politische Perspektive entscheidend erweitert durch eine metaphysische Dimension der anzustrebenden Identität von Sein und Sollen. Dieser Umstand verweist auf den besonderen Typ der Blochschen Theoriebildung. Sie ist weder unmittelbar auf die Tatsachen anwendbar, um nachträglich ihre immanente Richtigkeit zu belegen, noch ist sie durch bloße Tatsachen ohne weiteres ad absurdum zu führen. Konkrete Utopie, so wird allen Kritikern der Utopie ins Stammbuch geschrieben, wird durch Schaden, den sie an Tatsachen leidet, zwar klug, doch ebenso nicht weiter, das heißt, sie wird berichtigt, doch nie durch die bloße Macht des Faktischen widerlegt. Die Blochsche Theorie ist somit eine besondere Form einer Immunisierungsstrategie, angesichts des Scheiterns des Versuchs der Verwirklichung der Ideale, den Plan seiner Ausführung zu retten.

Als Sympathisant der großen französischen Revolution und »Ideologe der Aufklärung« gehört in diesem Zusammenhang Kant für Bloch in die vorderste Reihe der Vertreter jenes anderen, demokratischen Erbes am Naturrecht. Schon früh greift Bloch den Primat der praktischen Vernunft auf und vollzieht dabei eine Transformation der Kantschen Postulatenlehre. Dabei steht die Unendlichkeit des Sollens im Mittelpunkt der Kritik am Kantischen Moralprinzip. Bloch vollzieht in diesem Zusammenhang eine Relativierung, indem er das unsichtbare historische Gesicht des Kantischen universalen Sollens herausstellt. Es ist das Ideal des Citoyen, das in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts nicht zu politischer Programmatik und zum revolutionären Versuch ihrer Verwirklichung gekommen ist. Es konstituiert sich moralisch als revolutionäres Ideal im philosophischen Gewand. Die Idee der Freiheit enthält zwar den großen Gedanken der Selbstbestimmung – als Autonomie der Selbstgesetzgebung im Unterschied zur göttlichen<sup>72</sup> – aber sie bleibt »vom schlecht Empirischen gerade hoffnungslos abhängig, indem sie von allem und jedem Empirischen unabhängig sich halten will«<sup>73</sup>. Dies gilt in besonderem Maße für das Verhältnis von Citoyen und Bourgeois, der privatwirtschaftliche Interessen verfolgt. Die »Abstraktheit des Citoyen als moralischer Person«<sup>74</sup> ist die Verinnerlichung jenes Allgemeinen, das dem »bürgerlich-individualistischen Menschen« als Fremdes entgegentreten muß. Insofern ist Moralphilosophie mit ihrer ambiguitären Kategorie des Gewissens ins Zentrum – vor allem der Moderne – gerückt. Solcherart ideologiekritische Betrachtung der Kantischen Ethik ermöglicht eine Theorie der Moral, welche in ihrer Historizität und Materialität vor allem der

70 Ebenda.

71 Ebenda. S. 204.

72 Siehe Ernst Bloch: Subjekt–Objekt. Erläuterungen zu Hegel. Frankfurt am Main 1985. S. 494.

73 Ebenda. S. 497.

74 Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt am Main 1985. S. 173.

Rolle der moralischen Affekte gerecht zu werden vermag. Dieselben seien auf den »moralischen Impuls«, der seine Wurzeln in der klassenlosen Urgesellschaft habe, zurückzuführen.<sup>75</sup>

Blochs Formulierung, daß »wahrer Kommunismus« sei, was »unter dem Namen der Moral vergebens bisher gesucht worden ist«<sup>76</sup>, ist also weder als Inanspruchnahme einer moralphilosophischen Begründung des gesellschaftlichen Ziels zu verstehen, noch in dem Sinne, daß das Kantische Moralprinzip die formelle Generalisierbarkeit der Maximen in der anzustrebenden Sozietät endlich zu realisieren vermag. Die damit implizierte Kritik am ethischen Apriorismus, »daß es [...] überhaupt kein Prinzip konkret allgemeiner Gesetzgebung bei wählender Klassengesellschaft geben kann«<sup>77</sup>, führt allerdings zur Utopie des höchsten Gutes. Das Reich der Freiheit wird bestimmt als »summum bonum«, als Endzweck.

Gegen die Gefahr der Identifizierung von Moral und politischer Gewalt gerichtet, heißt es: »Es geht nicht an [...] für die Moral einen Ersatz zu suchen, dergestalt, daß bereits der Kampf für eine bessere Gesellschaft die Moral selber sei.«<sup>78</sup> Politik und ihre Praktiken müssen sich der moralischen Bewertung unterwerfen lassen, also der Frage, ob die der Idee widerstrebenden Mittel notwendig und nicht etwa geeignet, den Zweck selbst zu vereiteln. So widerlegt die Blochsche Philosophie die gängige Behauptung, die Utopie der Gesellschaftskritik müsse nach jakobinischem Vorbild zu einem moralischen Terrorismus führen, d. h. jeder wechselseitige Ersatz von Politik und Moral wird von Bloch zurückgewiesen.

Die Preisgabe des Naturrechts an die Verwirklichung der Sozialutopien führt zur Auslöschung des Rechts in der Diktatur und zur Reduktion der

Moral auf das Politische. Die Kritik der sozialistischen Gesellschaft erfolgt aus dem Geist des Naturrechts. Naturrecht, verstanden als Rechtsutopie, mit dem Ziel des aufrechten Gangs und der individuellen Freiheit, stellt ein sachliches Erbsubstrat dar. Individuelle Freiheiten sind unveräußerlich. Bloch will die Trennung des abstrakten Prinzips von der Geschichte aufheben. Wird das Prinzip utopisch verstanden – als Vorstellung von dem, was noch fehlt – dann wird es zu einem negativen Bezugspunkt, der mit der Geschichte vermittelt werden muß. Das utopisch gewendete Ideal braucht die historische Tendenz des menschlichen Handelns zu ihrer Realisierung, das Ideal eine konkrete Analyse der Möglichkeiten seiner Realisierung. Ausgangspunkt ist dabei die Marxsche Kritik am ausgrenzenden Charakter bürgerlicher Freiheitsrechte. Die privatwirtschaftliche Wurzel kann als bloß ausgrenzende Freiheit eines Privateigentümers die abstrakt anerkannte Rechtssubjektivität nicht garantieren, weil sie über die Gesetze des Marktes diese wieder entsubjektiviert. Forderung ist somit die Ablösung der subjektiven Rechte von ihren Eigentumswurzeln der »Eierschale am klassischen Naturrecht«<sup>79</sup> und am darin Weitergeltenden. Damit wird die liberale Verbindung von Freiheit und Eigentum durchgetrennt, die Ablösung der subjektiven Rechte vom Eigentum. Bloch fordert weiterhin eine Wertschätzung des Individuellen in der Diskussion des Zusammenhangs von ethischer Autonomie und politischer Handlungsfreiheit: »Jeder wechselseitige Ersatz von Politik und Moral ist unecht. Wohl aber gilt, Moral, damit sie ohne Heuchelei und Ideologie sein könne, verlangt den Bau des öffentlich Rechten, und dieser Bau hat nicht nur sein Richtfest, sondern eine notwendig präparierende Heim-

75 Siehe Ernst Bloch: Pestzeit. Vormärz. In: Ernst Bloch: Politische Messungen. Frankfurt am Main 1985. S. 241; Experimentum Mundi. Frankfurt am Main 1985. S. 193.

76 Ernst Bloch: Pestzeit. Vormärz. In: Ernst Bloch: Politische Messungen. S. 244.

77 Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt am Main. S. 142.

78 Ernst Bloch: Naturrecht und menschliche Würde. Frankfurt am Main. S. 204.

79 Ebenda. S. 213.

bildung selber in der Moral.«<sup>80</sup> Das Recht soll deshalb eine autonome Moral ermöglichen. Damit ist erneut das spannungsvolle Verhältnis von geschichtsphilosophischer und moralphilosophischer

Komponente angesprochen. Das Problem von Moralität und geschichtlichem Handeln führt somit bei beiden hier zur Diskussion gestellten Denkern in das Zentrum ihrer Auffassungen.

---

80 Ebenda. S. 279.

## Wider das klassizistische Ende des Romans

### Anmerkungen zu Walter Markov und Georg Lukács

In der Festschrift zum 70. Geburtstag von Georg Lukács veröffentlichte Walter Markov 1955 einen Beitrag, der das im Winter 1936/1937 entstandene und bald darauf im Russischen, aber erst 1955 im Deutschen erschienene Buch »Der Historische Roman« zum Gegenstand hat. Dieser Aufsatz liest sich zunächst wie eine eher referierende, freilich in Details kritische Rezension des Buches von Lukács. Ich will zeigen, daß Markovs so leise vortragene Kritik an Lukács' Theorie des historischen Romans von 1936/1937, die Lukács selbst gegenüber der »Theorie des Romans« von 1914/1915 als die wahrhaft marxistisch-leninistische betrachtete, die grundlegende Problematik der geschichts- und kunstphilosophischen Konstruktionen von Georg Lukács in seiner mittleren Werkperiode erfaßt.

Am Anfang (wie auch am Ende) seines Aufsatzes fragt Markov mit Lukács nach dem Verhältnis von Roman und Historiographie, von Literatur und Wissenschaft, von Literaturkritik und Geschichtswissenschaft, das sich oftmals analog dem Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften, von kausaler Erklärung und einfühelndem Verstehen oder sogar in der »Auseinanderreißung« von Natur- und Geistesgeschichte darstellt. Markov meint nun, daß aber Lukács' Theorie des historischen Romans die Vermittlung dieser Gegensätze und den Grund dieser Vermittlung zum Gegenstand hat.<sup>1</sup>

Demzufolge schreibt er: »Daß Gestaltung der Historie ohne erlebbare Beziehung zur Gegenwart unmöglich sei, gilt für den Historiker wie für den Romancier gleichermaßen. Da jedoch Gelehrsamkeit und Kunst vor Tribunalen verhört zu wer-

den pflegen, die einander sachlich ausgrenzen, erscheint der historische Roman seinem Kritiker nicht selten in einem zwar lockenden, aber wenig verlässlichen Mattlicht. Interessiert er – in schlichtem Abstand hinter geschätzteren Abarten – als literarische Gattung, so passiert dabei der geschichtliche Gegenstand als dem Literaturhistoriker eben noch zumutbarer Rohstoff. Und das nicht zu Unrecht: sich seiner zu bemächtigen, ist Auftrag einer anderen Disziplin. Der Historiker hinwiederum, der die Quellen dichterischen Miterlebens mit Freuden springen sieht, schöpft aus der Hand nachgeborener, wie immer phantasiebeflügelter ›Laien‹ nur widerwillig Belehrung.«<sup>2</sup>

Mit der Marxschen Lehre habe sich aber die Lage nur scheinbar vereinfacht. Der Historiker gewann nun Einblick in das »Koordinatensystem von Ursache und Wirkung«. An die Stelle subjektiver Bewertungsskalen, von subjektiven Abfolgen und Inventarisierungen von Geschichte traten nun objektive Bewertungskriterien und Rangfolgen. Unklar aber blieb der »Aussagewert des künstlerischen Nachhalls für das Verständnis der Geschichte selbst«. Denn die »Behauptung, daß künstlerisches Nachgestalten ein Korrektiv gegen Vorurteile und Schulweisheiten zur Scheidung von Totem und Lebendigem in der Geschichte beisteuert, muß indessen den Einwand entkräften, daß eine mittlerweile zur Aufdeckung von Gesetzmäßigkeiten fortgeschrittene Geschichtswissenschaft intuitiver und emotionaler Notbrücken zu entraten vermag«<sup>3</sup>. Als das geschichtliche Geschehen vor Marx noch nicht auf den Begriff gebracht war, hatte der historische Roman durchaus seine Berechtigung. Aber welche Berechtigung

---

1 Siehe Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 155.

2 Ebenda. S. 142.

3 Ebenda. S. 143.

hat er noch, wenn die Geschichte im historischen Materialismus nicht nur sich selbst begriffen, sondern absolutes Selbstbewußtsein erlangt hat? Demzufolge fragt Markov: »Walter Scott einem Hume oder Macaulay vorzuziehen, sei kein Geniestreich, sobald die wissenschaftliche Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit ihres Weltbildes bloßgelegt ist: was aber bietet der historische Roman einer Geschichte, die gelernt hat, sich in ihrer objektiven Bedingtheit zu verstehen?«<sup>4</sup>

Die Beantwortung dieser Frage steht im Mittelpunkt der Kritik von Markov an Lukács. Nun folgt Markov erst einmal Lukács, der sich gegen entaktualisierte und unlebendige Geschichtsschreibung wendet und der durchaus der Auffassung war, daß (wissenschaftlich geschriebene) Geschichte nicht nur – aus didaktischen Gründen – durch (erzählte) Geschichte besser für das Publikum zu vermitteln sei, sondern daß Geschichte wesentlich durch Geschichten konstituiert wird: »Wer der Gedanken- oder Herzensbeichte des Zeitgenossen die Überschaubarkeit seines theatrum mundi grundsätzlich abspricht, verschreibt sich dem Verlangen nach Abstand, ehe Geschehen zu Geschichte werde. Solche Umfälschung der Vergangenheit zur verselbständigten Kategorie entaktualisiert sie zum Objekt reiner Anschauung, aus der weder Leben noch Taten folgen.

Gewiß gab und gibt es retrospektive Verlorenheit an Vergangenes und Vergehendes in Geschichtsschreibung und Literatur, bis hin zur geistigen Unterwerfung des Morgen unter das Gestern.«<sup>5</sup> Das ist jedoch ein Scheinhistorismus, der dem klassischen historischen Roman nicht eigen ist: »Er ist weder identisch mit pseudohistorischem Kostümverschleiß zur Maskierung einer wohlbekannteren Gegenwart, noch mit ›dekorativer Karikierung der historischen Treue‹.«<sup>6</sup>

Markov hebt weiterhin positiv hervor, daß Lukács den historischen Roman aus seiner angeblichen genetischen Abhängigkeit von der Romantik gelöst, daß er die These von der vermeintlichen Geschichtslosigkeit der Aufklärung widerlegt hat und daß von Lukács »als Ausgangspunkt für historischen Roman wie Romantik der Weckruf Europas durch dieselbe Französische Revolution anerkannt wird«<sup>7</sup>.

Dann aber beginnt Markov, gegen die Linienführung von Lukács seine Einwände zu formulieren. Zunächst »im einzelnen« – bevor der Generalangriff folgt. Unter den von Markov als untergeordnet, aber sicherlich nicht nebensächlich betrachteten Kritikpunkten scheint mir der hervorhebenswert, mit dem er folgende Stelle bei Lukács problematisiert: »Die Größe Scotts ist paradoxerweise mit seinem oft bornierten Konservatismus eng verbunden. Er sucht den ›mittleren Weg‹ zwischen den Extremen, er ist bestrebt, die historische Realität dieses Weges an Hand der Gestaltung der großen Krisen der englischen Geschichte dichterisch nachzuweisen.«<sup>8</sup> Hierzu fragt Markov nun vorsichtig nach und bezweifelt zugleich, »ob denn die Suche nach einem ›mittleren Weg‹ mit dem Begriff des bornierten Konservatismus verbunden werden kann«<sup>9</sup>. Dadurch aber wird von Markov in einer Nebenbemerkung eine Problematik angesprochen, die nicht nur in bezug auf das Spätwerk von Lukács, seine Ontologie- und Demokratisierungskonzeption, zentral ist, insofern dieser Lukács immer wieder des Konservatismus des dritten Weges – analog zu Herbert Marcuse – bezichtigt wird. Diese Problematik war und ist auch deshalb von Bedeutung, insofern Lukács seine »Theorie des Romans« von 1914/1915, deren romantischen Antimilitarismus und Antikapitalismus, nicht nur als eine »Verschmel-

4 Ebenda.

5 Ebenda. S. 143f.

6 Ebenda. S. 144.

7 Ebenda.

8 Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 26.

9 Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 145.

zung von ›linker‹ Ethik und ›rechter‹ Erkenntnistheorie«, sondern auch als »das erste deutsche Buch, in welchem eine linke, auf radikale Revolution ausgerichtete Ethik mit einer traditionsvoll-konventionellen Wirklichkeitsauslegung gepaart«<sup>10</sup> ist, charakterisierte. Diese Selbstkritik wäre insofern kein Problem, wenn sie Lukács nur auf sich bezogen hätte. Aber schlau, wie er war, hat er alle Autoren, die zu der Zeit (1962), als er diese ideologische Selbsteinschätzung seiner frühen »Theorie des Romans« verfaßte, die dann sozusagen kanonisiert wurde, was ihn aber wie angedeutet selbst traf, positiv an die »Theorie des Romans« von 1914/1915 anknüpfen und nicht an die von 1936/1937, dessen bezichtigt, wessen er selbst bezichtigte. Das aber bedeutete, daß Lukács nicht nur selbst seine mittlere Werkperiode als die eigentliche marxistische kanonisierte, was heute auch aufgrund seiner Ontologie sehr umstritten sein dürfte; das bedeutete nicht nur, daß er die Werke von Walter Benjamin, die Anfänge von Adorno, den Existentialismus Sartres und den »Geist der Utopie« von 1918 unter die oben genannten Urteile subsumierte, sondern daß er selbst die eindeutig marxistischen Werke von Bloch wie das Müntzer-Buch von 1921, die Zweitfassung vom »Geist der Utopie« von 1923 und Blochs späte Ontologie des Noch-Nicht-Seins nicht nur als Denkformen charakterisierte, die er vor über vierzig Jahren abgelegt hat, sondern auch noch als nicht marxistisch und konservativ im politisch rechten Sinne klassifizierte, was zu der katastrophalen Fehleinschätzung durch Lukács von 1962 führt, soweit »eine wirkliche, fruchtbare und fortschrittliche Opposition sich in der westlichen Welt (auch in der Bundesrepublik) wirklich regt, hat sie mit der Verkopplung von linker Ethik und rechter Erkenntnistheorie nichts mehr zu tun«<sup>11</sup>.

Glücklicherweise ging dann Lukács durch die Verklammerung von Ontologie- und Demokratisie-

rungskonzeption nicht diesen Weg, wofür ihn seine orthodoxen Anhänger hart kritisierten und Lukács sich die Frage stellen lassen mußte, ob er denn nun endlich eine rechte Erkenntnistheorie mit einer rechten Ethik »adäquat« verbunden habe. Diese Fragestellung nach dem Verhältnis von Ontologie und radikalem Demokratismus, von Marxismus und Metaphysik, von Tradition und Utopie, Konservatismus und linker Ideologie ist aber nach dem Scheitern von Glasnost und Perestroika, als deren philosophischer Ideenspender der späte Lukács galt, nicht ohne Bedeutung. Denn es geht nicht nur um die Frage, warum die radikaldemokratischen Illusionen von 1989 zunächst gescheitert sind, sondern auch um die, ob man heute nicht als Marxist in einem positiven, nicht im reaktionären Sinne, konservativ und traditionsbewußt sein muß, um nicht die eigenen kulturellen, politischen und sozialen Errungenschaften zu zerstören. Denn die aus dem modernen Machbarkeitswahn folgende negative Dialektik der Aufklärung ist wesentlich nicht nur durch Skeptizismus charakterisiert, sondern durch einen alltäglichen Nihilismus, der jede gewachsene, sinngebende Seinsstruktur nicht nur in der Verwertung umwertet, sondern zerstört. Die Linke kann sich nicht mehr damit begnügen, fortschrittsgläubig zu sein, sondern sie muß auch eine haltende, eine standhaltende, eine Halt gebende, eine bewahrende Macht sein. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß sie zu bewahren versucht, was sie errungen hat, sondern daß sie selbst eine Lebensform entfaltet, die das pflegt, was in einer Welt zerstört wird, die durch Entfremdungen und Unmenschlichkeit, durch das Chaos der Konkurrenz, der Vernichtung der Kleinen durch die Großen, durch die Erniedrigung der Kultur, wie sie Lukács im »Historischen Roman« beschreibt, charakterisiert ist. Etwas zu bewahren, heißt aber nicht nur es zu halten, es festzuhalten, sondern es auch zu hüten. Das aber hat zur Voraussetzung, das Haltende

10 Georg Lukács: Theorie des Romans. Berlin, Neuwied 1971. S. 15.

11 Ebenda. S. 16.

selbst zu halten, es zu hüten. In diesem Bewahren könnte heute die Alternative bestehen, und diese Fortschrittsposition ist nicht ohne »echten« Konservatismus möglich, der sich gegen die Zerstörung des organisch Gebildeten mit Bildung wehrt.<sup>12</sup>

M. E. ist auch das Problem der bewahrenden, haltenden Macht, das Problem des positiven, politisch fortschrittlichen Konservatismus und Traditionalismus beim radikaldemokratischen Fortschrittsideologen Lukács auch in Markovs Aufsatz zu Lukács vom Ansatz her thematisiert, denn er hebt positiv an Lukács' Einschätzung der Position von Scott hervor, daß zu ihrer historischen Echtheit nicht nur Volkstümlichkeit, Eigenart des Seelenlebens, Moral, Heroismus, Opferfähigkeit, sondern auch Standhaftigkeit, Ethos gehören.<sup>13</sup>

Dieses Thema scheint mir auch deshalb wichtig, weil wir teilweise zu der politischen Problemstellung, aus der heraus »Die Theorie des Romans« von 1914/1915 geschrieben wurde, zurückgekehrt sind, die Lukács so charakterisierte: »die Mittelmächte werden voraussichtlich Rußland schlagen, das kann zum Sturz des Zarismus führen: einverstanden. Es ist eine gewisse Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Westen gegen Deutschland siegt; wenn das den Untergang der Hohenzollern und der Habsburger zur Folge hat, bin ich ebenfalls einverstanden. Aber dann entsteht die Frage: wer rettet uns vor der westlichen Zivilisation?«<sup>14</sup> Lukács empfand damals die Aus-

sicht auf einen Endsieg Deutschlands als einen Alpdruck, und nach 1989 ist dieser Alpdruck immer stärker geworden ...

Folgt man aber Lukács' philosophischer Selbstkritik von 1962, dann entledigt man sich in der beschriebenen Gefahr theoretisch-philosophischer Konzepte, die zwar selbst eine Gefährdung darstellen können, die aber als solche selbst ein Mittel der Rettung aus der Gefahr sein könnten. Deshalb sind mir die Nuancierungen der Markovschen Kritik an Lukács so wichtig. Denn ich meine, daß Markov in seiner Kritik von 1955 an Lukács Lukács besser verstand, als dieser sich selbst 1962 verstand, und daß man der Selbsteinschätzung eines Denkers nur bedingt vertrauen kann, wie ja auch nicht das Selbstverständnis eines philosophischen Systems mit dem »Eckstein« dieses Systems zusammenfällt.

Nun aber zum Kern der Markovschen Kritik an Lukács. Markov schließt an folgende Passage im »Historischen Roman« an: »Es kommt also für den historischen Roman darauf an, die Existenz, das Geradeso-Sein der historischen Umstände und Gestalten mit dichterischen Mitteln zu beweisen. Was man bei Scott sehr oberflächlich die »Wahrheit des Kolorits« genannt hat, ist in Wirklichkeit dieser dichterische Beweis der historischen Realität. Es ist die Gestaltung der breiten Lebensgrundlage der historischen Ereignisse in ihrer Verschlungenheit und Kompliziertheit, in ih-

12 Diese Thematik hat Thomas Mann in der hier diskutierten Festschrift auf seine Art und Weise hervorgehoben, indem er schrieb: »Aber ich will aussprechen, daß ich den Menschen Lukács hochachte der Opfer wegen, die er seinen Überzeugungen gebracht, des strengen Lebens, das er sich auferlegt hat. Und aussprechen will ich, daß ich die gleiche Hochachtung habe für seine geistige Arbeit, mit der ich zum erstenmal in Berührung kam durch seinen frühen Essayband »Die Seele und die Formen«, ein Werk von außerordentlicher ästhetischer Sensibilität. Seitdem habe ich sein kritisches Werk mit Aufmerksamkeit, Respekt und sehr zu meinem Nutzen verfolgt. Was vor allem daran meine Sympathie erregt, ist der Sinn für Kontinuität und Tradition, von dem es geleitet ist, und dem es großenteils sein Dasein verdankt. Denn geradezu vorzugsweise gilt seine Analyse älterem literarischem Kulturgut, in dem er belesen ist wie der konservativste Historiker und mit dem er die neue Welt seines Glaubens in Verbindung zu bringen, ihren Wissens- und Lerneifer dafür zu erwecken sucht. Daß er dabei vornehmlich die gesellschaftskritischen Elemente dieser Leistungen der bürgerlichen Kultur aufsucht und aufzeigt, ist nur recht und billig und verringert keineswegs meine Wertschätzung eines Mittlerwerkes zwischen den Sphären und Zeitaltern, das mir inspiriert scheint von einer Idee, welche heute vielerorts in beklagenswert geringen Ehren steht: der Idee der Bildung.« (Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 141.)

13 Siehe Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 45. – Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. S. 151.

14 Georg Lukács: Theorie des Romans. Berlin, Neuwied 1971. S. 5.

rer vielfältigen Wechselwirkung mit den handelnden Personen. Der Unterschied zwischen ›erhaltenden‹ und ›weltgeschichtlichen‹ Individuen kommt gerade in diesem lebendigen Zusammenhang mit der Seinsgrundlage der Ereignisse zum Ausdruck. Jene erleben die kleinsten Schwingungen dieser Seinsgrundlage als unmittelbare Erschütterungen ihres individuellen Lebens, diese fassen die wesentlichen Züge der Ereignisse zu Motiven des eigenen Handelns und der Beeinflussung und Leitung des Handelns der Massen zusammen. Je erdennäher, je weniger zur historischen Führung berufen die ›erhaltenden Individuen‹ sind, desto deutlicher und sinnfälliger kommen die Erschütterungen der Seinsgrundlage in ihrem Alltagsleben, in ihren unmittelbaren seelischen Äußerungen zum Ausdruck. Freilich werden dann solche Äußerungen leicht einseitig, ja sogar falsch. Aber die Komposition des historischen Gesamtbildes besteht gerade darin, eine reiche, abgestufte, übergangsvolle Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Stufen des Reagierens auf die Erschütterung der Seinsgrundlage zu gestalten, den Zusammenhang zwischen der lebensvollen Spontaneität der Massen und der jeweilig möglichen maximalen historischen Bewußtheit der führenden Persönlichkeiten dichterisch aufzudecken.«<sup>15</sup>

Gesetzt nun, dem ist so, so Markov, dann »gilt es drei Kernfragen zu lösen. Die *erste*: Warum hierfür gerade die Französische Revolution Blick und Maß erschlossen habe?«<sup>16</sup> Was für Lukács keine Frage ist, daß nämlich bewußt oder unbewußt das Erlebnis der Französischen Revolution die Tendenz der Literatur gebar, menschliche Größe zu zeigen, ist für Markov durchaus eine Frage. Denn fragen könnte man schon, und Markov fragt dann auch: »Warum hat der Heroismus der Revolution nicht zuvörderst ihre eingeborenen Kinder

über die Reflexion zur Anwendung der neuen Maßstäbe auf ihren geschichtlichen Werdegang und durch sie zur dichterischen Gestaltung getrieben? Warum bricht er sich durch das Medium eines konservativen englischen Gentleman? Wenn zunehmende Klassenspaltung und Klassegegensätzlichkeit für die Genesis des historischen Romans verantwortlich gemacht werden, warum dann nicht des einem englischen Schriftsteller doch näherliegenden Impulses, der industriellen Revolution, der Maschinenstürmer zu gedenken?«<sup>17</sup>

Im Gegensatz zu Lukács will Markov stärker unterstreichen, »daß sich im Roman die blutvolle Dramatik, das geraffte Pathos des revolutionären Orkans am stärksten dort niederschlagen, wo er einen Vergleich zur artverwandten, aber in ihren Auswirkungen doch oft entgegengesetzten Revolution herausfordert. Für England, das die Traditionen der großen Puritanerrebelle bereits in gültige bourgeoise Lebensformen umgegossen hat und sich ebendeshalb dem enthusiastischen Angriff der neuen bürgerlichen Trinitätsformel gegenüber immun zeigt, für dies England erwies sich die Konfrontierung mit der Widerspiegelung seiner eigenen Vergangenheit als das auslösende Moment, um sich an der Herausarbeitung der Elemente zu versuchen, die nach 1812 den Horizont auf ein britisches saeculum öffneten. Was anderthalb Jahrhunderte angelegt hatten, reifte durch die Französische Revolution zu vollem Wesen aus, und der Erfolg seiner Synthese im historischen Roman bewies, daß er einem allgemeinen Bedürfnis nach seiner Offenbarung entsprach.«<sup>18</sup>

Die *zweite* Kernfrage, die Markov stellte, ist, »warum bestimmte Motive wiederkehren – und sich oft nicht auf ein einzelnes Genre beschränken, sondern den historischen Roman ebenso beschäftigen wie Drama, Lyrik oder selbst bildende Kunst und Musik. Diese Motive sind selten rein geschicht-

15 Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 38f.

16 Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 146.

17 Ebenda.

18 Ebenda. S. 148.

licher Natur; meist schwingt in ihnen ein Element von Symbolik mit, das dem Mythos, der Fabel angenähert sein kann. Der Ödipus-Kreis, Helena, Virginia, die heilige Elisabeth, Mary Stuart haben nur bedingten Bezug auf erstrangige Bruch- und Krisenzonen der Geschichte; zumindest beweisen sie, daß sich die Motivwahl nicht immer nach den großen Haupt- und Staatsaktionen der Geschichte richtet, wiewohl sich natürlich für diese ebensoviele Alexander und Cäsaren erbringen lassen.«<sup>19</sup>

Daß Jeanne d'Arc Shakespeare, Voltaire, Schiller, Anatole France, Shaw, Claudel, Honegger und Anna Seghers beschäftigt hat, ist doch wohl nicht als literaturgeschichtliches Abmühen zu betrachten, mit dem diese Autoren ihre Bildung nachweisen wollten. Vielmehr ging es um eine »Verlebendigung von Vergangenen – weit über den Rahmen der Nationalgeschichte«. Warum interessierte über Jahrhunderte hinweg dieses lothringische Bauernmädchen Freund und Feind? Was interessierte die Künstler? Das Wunder, die Hexe, die Jungfrau, die Heldin, die Französin, das Kind des Volkes? Und vor allem: »Mußte sich all dies auf eine Gestalt der Geschichte konzentrieren? Diese Frage der Anziehungskraft des Motivs läßt sich von der Genesis des historischen Romans her nicht beantworten, obwohl man es schwerlich dem Zufall zuschreiben kann, daß der Erzähler eher dazu neigt, ungesichertem Stoff auszuweichen, als der Dramatiker und Lyriker, die des Hergangs als ganzen entraten können.«<sup>20</sup> Lukács gibt für Markov keine Antwort auf folgende Frage, die er aber als Historiker gern beantwortet haben möchte: »Warum genügt den verschiedenen Klassengesellschaften nicht die Kritik bereits vorliegender Interpretationen, warum arbeiten sie sich immer wieder selbst daran ab, warum überlassen sie es nicht der Wissenschaft, notwendige Sichtkorrekturen aus neuem Klassenaspekt heraus an-

zubringen? Warum weigert sich hier offenbar die Geschichte, Schlußstriche zu ziehen? Warum erweisen sich bestimmte gesuchte oder auch ungegrufene Symbole als offenbar typischer denn andere, dem bloßen Auge deutlichere?«<sup>21</sup>

Die von Lukács an Goethe angelehnte Erklärung des Motivs des Ewig-Weiblichen bietet hierfür keinen Aufschluß, meint Markov. Denn weil »die Literatur der Klassengesellschaft eine wesentlich maskuline ist, wird sich ihre Adoration oder Haßliebe natürlicherweise überwiegend dem anderen Geschlecht zuwenden. Historisch scheint die Wiederkehr der Motive primär der Auseinandersetzung mit dem Kulturerbe zu entspringen, der Anerkennung der Realqualität ›Tradition‹.«<sup>22</sup> Markov sieht im Gegensatz zu Lukács klar, daß Jeanne d'Arc sicherlich nicht »der einzig mögliche menschliche Ausdruck für Heimatliebe, Volkskraft, Freiheitskampf, Opferbereitschaft, Glauben, Naivität [sei – V. C.]; für all das böte die französische wie die außerfranzösische Geschichte eine Überfülle anderer Helden. Die eine nationale Wende, die sie für Frankreich verkörpert, betrifft Engländer oder Deutsche nur wenig. Daß im Problem Johanna manches zusammenfällt, was sonst aus der Zerstreung erst gesammelt und komponiert werden müßte, hat es ohne Zweifel für die Literatur in hohem Maße gewonnen, aber mitnichten über die Unsterblichkeit des Motivs befunden.

Ist es nicht vielmehr so, daß ein großes, einmal gestaltetes nationales Motiv die Späteren zwingt, sich mit ihm auseinanderzusetzen, weil es selbst zur Geschichte geworden ist? Daß es nicht im Belieben einer von neuen Klassen getragenen Gesellschaft steht, ihren Schatten zu überspringen? Sie wird die durch andere, ihr angemessenere Gegenstände bereichern, aber sie kann darum in der Literatur ebensowenig wie in der Wissenschaft jene älteren, die als Gemeingut in das Volksbe-

19 Ebenda.

20 Ebenda. S. 149.

21 Ebenda.

22 Ebenda.

wußtsein eingegangen sind, der Auslegung von ehemals überlassen. Der Künstler der neuen Gesellschaft wird mit ihr reichten, wie ihr Historiker um ein überliefertes Kaiser-, Ketzer- oder Rebellenbild. Kunst und Wissenschaft weigern sich vereint, die Inkarnationen ihrer höchsten geschichtlichen Verdichtungen gleichsam an die Vergangenheit zu verlieren. Lebendig bleibt für die Geschichte nicht das durch Fleiß vor dem Vergessen bewahrte, sondern allein das im Streit erworbene Ererbte.«<sup>23</sup>

Markov wendet sich hier gegen die mit Lukács' marxistischem Klassizismus verbundene Tendenz der Erfindung von neuen Themen, die gar nicht solche sind, weil sie mit der Illusion verbunden ist, daß die Literatur einer Gesellschaft, die es bisher geschichtlich noch gar nicht gab, auch literarische Motive hervorbringen muß, die einen Bruch mit den bisherigen Motiven in der Literaturgeschichte darstellen.

Die entscheidende *dritte* Frage ist für Markov nun aber folgende (und damit kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt zurück): »Erfüllt der historische Roman eine Funktion, die der Historiker selbst schlechterdings nicht vollziehen kann – oder hat der historische Roman nur stellvertretend Unterlassungssünden der älteren, feudalen und bürgerlichen Geschichtsschreibung überbrückt?«<sup>24</sup>

Markov stimmt Lukács zunächst in dessen Polemik gegen vulgärsoziologische Anmaßungen, Menschen und Situationen mit Hilfe der mengenmäßigen Anhäufung von Fakten zu erklären, zu. Er stimmt mit Lukács auch darin überein, daß historische Echtheit die zeitbedingte Eigenart des Seelenlebens, der Ethik und Standhaftigkeit ist: »Der historische Roman mißt sich daher an der Wahrheit und Erlebbarkeit einer Atmosphäre, die

weder von der Statistik noch von der politischen Ökonomie eingefangen werden kann. Geschichte ist kein Bilderbuch zur Spießermoral; die großen menschlichen Eigenschaften entwachsen ebenso dem historischen Seinsboden wie Laster und Borniertheit. Mit demselben Blick objektiv in einem großen historischen und dichterischen die hervorragenden Eigenschaften und die historische Notwendigkeit des Untergangs überlebter Gesellschaftsformationen sehen, wie Lukács dies Walter Scott nachrühmt: dies ist Geschichte.«<sup>25</sup>

Nun gesteht Markov Lukács weiterhin zu, daß Hegel und Thierry einer solchen Geschichtsauffassung durchaus zustreben, daß sie solchen Forderungen nahekommen, daß es aber bei ihnen auch nur beim Aussprechen einer Notwendigkeit bleibt und nicht die konsequente Realisierung eines Programms geleistet wird. Lukács schreibt allerdings auch folgendes: »Denn in der Theorie und der Geschichtsschreibung vermag nur der historische Materialismus diese Grundlage der Geschichte gedanklich auszugraben, die Kindheitsperiode der Menschheit wirklich entstehen zu lassen. Was aber bei Morgan, Marx und Engels in theoretischer und historischer Klarheit herausgearbeitet und nachgewiesen wurde, dessen gestaltete Poesie lebt und webt in den besten historischen Romanen Walter Scotts.«<sup>26</sup>

Markov sind diese Sätze zunächst »bedenklich«: »Denn das hieße, den Historischen Materialismus [...] darauf zu reduzieren, eine Verspätung aufgeholt zu haben, die sich die Fachwissenschaft gegenüber der Literatur hatte zu schulden kommen lassen.«<sup>27</sup> Markov ist natürlich klar, daß sich hier Lukács auf Lenin und sogar auf Ernst Bloch berufen kann. Denn: »Gewiß zeigt Lenin, daß der Erkenntnisprozeß von der lebendigen Anschauung herkommt, ehe er zum abstrakten Denken fort-

23 Ebenda. S. 150.

24 Ebenda.

25 Ebenda. S. 151–152.

26 Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 53.

27 Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 152.

schreitet, gewiß geht dichterisches Ahnen und Einfühlen der exakten theoretischen Erfassung voraus; schöpferische Phantasie kann sehr wohl der schwerfälligen Forschung zu Hilfe eilen, eine große Hoffnung zum Antrieb, zum Wegweiser im Sinne von Ernst Blochs Utopienlehre werden.«<sup>28</sup> Davon einmal abgesehen, daß hier Markov den bei Lenin durchaus vorhandenen Abbildrealismus, der sich auch in Lukács' Widerspiegelungstheorie wiederfindet, elegant im Blochschen Sinne »umbiegt«, ist er jedoch der Meinung, daß dies eben nicht ausreicht: »Denn begnügt man sich jedoch damit, so werden mit der Darreichung der wissenschaftlich geläuterten Frucht weitere literarische Vorleistungen in bezug auf ihren geschichtlichen Erkenntniswert entbehrlich, ja widersinnig.«<sup>29</sup> Im Grunde greift Markov mit dieser These den Hege-

lianismus an, dessen sich Lukács in seinem Selbstverständnis in seiner »Theorie des Romans« schon rühmte. Denn aus der Kritik von Markov an Lukács' Theorie des historischen Romans folgt, daß Lukács anscheinend die Hegelsche These vom Ende der Kunst vertritt, trotz gegenteiliger Versicherungen<sup>30</sup>, und zwar in der Gestalt, daß mit der Aufhebung des klassischen historischen Romans im modernen historischen, sozialistisch-realistischen Roman das Ende des Romans als sozialistisch-realistische Renaissance des klassischen Typs des historischen Romans erreicht ist.

Betrachten wir die Entwicklung des Geistes bei Hegel, dann erscheint die Kunst nur als Vorbereitungsstadium des absoluten Wissens oder, wie Lukács sagen würde, als Vorbereitungsstadium zur

---

28 Ebenda.

29 Ebenda.

30 »So kehrt mit Balzac der historische Roman, der bei Scott aus dem englischen Gesellschaftsroman entstand, wieder zur Darstellung der zeitgenössischen Gesellschaft zurück. Das Zeitalter des klassischen historischen Romans ist damit abgeschlossen. Der klassische historische Roman ist aber damit keineswegs zu einer abgeschlossenen, nur noch historisch bedeutsamen Episode der Literaturgeschichte geworden. Ganz im Gegenteil ist der mit Balzac erreichte Gipfelpunkt des Gegenwartsromans nur als Fortsetzung dieser Entwicklungsetappe, nur als ihre Erhebung auf eine höhere Stufe verständlich. In dem Moment, da die historische Bewußtheit der Balzacschen Gegenwartsauffassung infolge der Klassenkämpfe von 1848 verblaßt, beginnt der Niedergang des realistischen Gesellschaftsromans.« (Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 83f.)

»Der moderne Gesellschaftsroman ist ebenso ein Kind des klassischen historischen Romans, wie dieser aus den großen Gesellschaftsromanen des 18. Jahrhunderts herausgewachsen ist. Die entscheidende Frage der Entwicklung des historischen Romans unserer Tage ist die zeitgemäße Wiederherstellung dieser Verbindung. Die Wiederherstellung führt künstlerisch notwendig zu einer Renaissance des klassischen Typus des historischen Romans. Aber sie wird und kann keine rein ästhetische Renaissance sein. Nur die konkrete schriftstellerische Stellung der Frage: wie ist das Hitlerregime in Deutschland möglich gewesen? kann ästhetisch zu einer Erneuerung des klassischen Typus des historischen Romans, zu einem künstlerisch wirklich vollendeten Roman führen.

Perspektive der Entwicklung des historischen Romans hängt also von der Wiederaufnahme der klassischen Traditionen, von dem fruchtbaren Antreten des klassischen Erbes ab. Wir haben wiederholt nachgewiesen, daß es sich dabei nicht um eine ästhetische Frage der Gestaltungsart Scotts oder Manzonis, Puschkins oder Tolstois handelt. Und gerade hier, wo wir die Frage der Perspektive der Entwicklung des historischen Romans in einen so engen Zusammenhang mit dem Problem stellen, wie das klassische Erbe anzutreten sei, müssen wir energisch hervorheben, daß dieses Erbe einerseits in dem volkstümlichen, demokratischen und eben deshalb wirklich und konkret historischen Geist des klassischen Erbes liegt, und eben deshalb im engen Zusammenhang damit, der hohen künstlerischen Konkretheit der Formgebung. Aber Volkstümlichkeit, demokratischer Geist, konkreter Historismus haben in unserer Zeit einen radikal anderen Inhalt als in der Zeit der Klassiker des historischen Romans. Und zwar nicht nur in der Sowjetunion, wo der radikal andere Inhalt aus dem siegreichen Sozialismus notwendig folgt, sondern auch für die kämpfenden demokratischen Humanisten im kapitalistischen Westen.

Der klassische historische Roman hat die Widersprüche des menschlichen Fortschritts gestaltet, hat diesen Fortschritt mit historischen Mitteln gegen die ideologischen Angriffe der Reaktion verteidigt, er hat in diesem Kampf den notwendigen Untergang der alten, urwüchsigen Demokratie, die großen heroischen Krisen der Menschheitsgeschichte dargestellt. Aber seine historische Perspektive konnte nur der notwendige Untergang der heroischen Periode, der notwendige Gang der Entwicklung in die kapitalistische Prosa sein. Der klassische historische Roman gestaltet die Abendröte der heroisch-revolutionären Entwicklung der bürgerlichen Demokratie.

adäquaten Erkenntnis der Wirklichkeit.<sup>31</sup> In der wahren Form der historischen Wahrheit, dem Historischen Materialismus, hat dann die Kunst als Erkenntnisform selbst ihre eigentliche Form gefun-

den. Aber sie hat dann auch scheinbar ihre selbstständige Bedeutung für die Aneignung der Wirklichkeit verloren. In eben diesem Sinne gerät Lukács der historische Roman zu einer unvoll-

---

Der heutige historische Roman entsteht und entwickelt sich inmitten der Morgenröte einer neuen Demokratie. Dies bezieht sich nicht nur auf die Sowjetunion, wo die stürmische Entwicklung und der energische Aufbau des Sozialismus eine neue, in der Menschheitsgeschichte noch nicht dagewesene Blüte der höchsten Form der Demokratie, die sozialistische Demokratie, hervor gebracht haben. « (Ebenda. S. 376f.)

»Darum ist heute der Gegensatz des historischen Romans zu dem historischen Roman des klassischen Typus nur ein sehr relativer. Der tendenzielle Gegensatz mußte energisch hervorgehoben werden, damit nicht das Mißverständnis entstehe, wir wünschen eine formelle Wiedererweckung, eine künstlerische Nachbildung des klassischen historischen Romans. Das ist unmöglich. « (Ebenda. S. 382.)

»Der historische Roman unserer Zeit muß also vor allem seinen unmittelbaren Vorgänger radikal und schroff negieren und dessen Tradition aus dem eigenen Schaffen energisch ausmerzen. Die im Zusammenhang damit entstehende notwendige Annäherung an den historischen Roman klassischen Typs wird, wie unsere Bemerkungen gezeigt haben, keineswegs eine einfache Bejahung dieser klassischen Tradition sein, sondern, wenn man mir hier diesen Ausdruck aus der Terminologie Hegels gestattet, eine Erneuerung in der Form der Negation der Negation. « (Ebenda. S. 383.)

- 31 Hegel bestimmt in seiner Ästhetik seine These vom »Ende der Kunst« wie folgt: »Wie nun aber die Kunst in der Natur und den endlichen Gebieten des Lebens ihr Vor hat, ebenso hat sie auch ein Nach, d. h. einen Kreis, der wiederum ihre Auffassungs- und Darstellungsweise des Absoluten überschreitet. Denn die Kunst hat noch in sich selbst eine Schranke und geht deshalb in höhere Formen des Bewußtseins über. Diese Beschränkung bestimmt denn auch die Stellung, welche wir jetzt in unserem heutigen Leben der Kunst anzuweisen gewohnt sind. Uns gilt die Kunst nicht mehr als die höchste Weise, in welcher die Wahrheit sich Existenz verschafft. Im ganzen hat sich der Gedanke früh schon gegen die Kunst als versinnlichende Vorstellung des Göttlichen gerichtet; bei den Juden und Mohammedanern z. B., ja selbst bei den Griechen, wie schon Plato sich stark genug gegen die Götter des Homer und Hesiodus opponierte. Bei fortgehender Bildung tritt überhaupt bei jedem Volke eine Zeit ein, in welcher die Kunst über sich selbst hinausweist. So haben z. B. die historischen Elemente des Christentums, Christi Erscheinen, sein Leben und Sterben, der Kunst als Malerei vornehmlich mannigfaltige Gelegenheit sich auszubilden gegeben, und die Kirche selbst hat die Kunst großgezogen oder gewähren lassen; als aber der Trieb des Wissens und Forschens und das Bedürfnis innerer Geistigkeit die Reformation hervortrieben, ward auch die religiöse Vorstellung von dem sinnlichen Elemente abgerufen und auf die Innerlichkeit des Gemüts und Denkens zurückgeführt. In dieser Weise besteht das Nach der Kunst darin, daß dem Geist das Bedürfnis einwohnt, sich nur in seinem eigenen Inneren als der wahren Form für die Wahrheit zu befriedigen. Die Kunst in ihren Anfängen läßt noch Mysteriöses, ein geheimnisvolles Ahnen und eine Sehnsucht übrig, weil ihre Gebilde noch ihren vollen Gehalt nicht vollendet für die bildliche Anschauung herausgestellt haben. Ist aber der vollkommene Inhalt vollkommen in Kunstgestalten hervorgetreten, so wendet sich der weiterblickende Geist von dieser Objektivität in sein Inneres zurück und stößt sie von sich fort. Solch eine Zeit ist die unsrige. Man kann wohl hoffen, daß die Kunst immer mehr steigen und sich vollenden werde, aber ihre Form hat aufgehört, das höchste Bedürfnis des Geistes zu sein. Mögen wir die griechischen Götterbilder noch so vortrefflich finden und Gottvater, Christus, Maria noch so würdig und vollendet dargestellt sehen: es hilft nichts, unser Knie beugen wir doch nicht mehr. « (Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Ästhetik. Bd. I. Berlin 1965. S. 110.)

Klar geht hieraus hervor, daß Hegel (und dies gilt auch analog für Lukács' Theorie der Aufhebung des Romans) kein absolutes Ende, keinen absoluten Zerfall oder gar eine totale Auflösung der Kunst meint, sondern das Ende einer bestimmten Stellung der Kunst (insonderheit der griechischen Antike) bei der Aneignung und Formierung der modernen Wirklichkeit, die von Christentum, Aufklärung und Französischer Revolution geprägt wurde. Die Kunst gilt Hegel nicht mehr als »höchste« Erkenntnis- und Aneignungsweise der Wirklichkeit sowie als »höchste« Verwirklichungsform der absoluten Idee, sondern als eine notwendige, aber noch nicht hinreichende Stufe der Erkenntnis, Aneignung und Verwirklichung der Totalität der absoluten Idee, die adäquat erst von der Philosophie erfaßt wird. Die Kunst verkörpert für Hegel nicht mehr die höchste Bestimmungsform der Wirklichkeit, sondern ist ein Moment derselben, die nun aber die Philosophie repräsentiert. Demzufolge ist die Kunst nur ein Moment der Wahrheit der Wirklichkeit der absoluten Idee, das, in seiner Abstraktheit verabsolutiert, diese Totalität falsch erfaßt. Das heißt aber nicht, daß für Hegel (wie für Lukács) die Kunst zur Wahrheitsfindung und -vermittlung überflüssig ist. Auch wer Philosophie und Religion hat, braucht die Kunst zur Aneignung, Gestaltung und Erkenntnis der Wirklichkeit. Die Kunst ist nicht einfach ein »Vorhof« der Religion und Philosophie, den man, nachdem man ihn durchschritten hat, nie wieder betritt. Auch als vergangene, uns nicht mehr genügende »höchste« Form der Wahrheitsformierung bleibt sie doch eine notwendige Form der Wahrheitsfindung und -verwirklichung.

kommenen Form der Erkenntnis, zu einer inadäquaten Erscheinungsform, zu einer unvollständigen Widerspiegelungsform der Wirklichkeit, die durch die Marxsche Lehre in adäquater Form auf den adäquaten, wissenschaftlichen Begriff gebracht wurde. Aufgrund dieser schlecht teleologischen und teilweise szientistischen Betrachtungsweise der Aufhebung der Erkenntnisfunktion des klassischen historischen Romans im Historischen Materialismus, die Markov völlig zu recht kritisiert, ergibt sich durchaus die Frage, ob mit der Entstehung des Historischen Materialismus das Ende des historischen Romans erreicht ist. Es hat dann den historischen Roman als Vorläufer der absoluten Gesellschafterkenntnis gegeben, und es stellt sich dann konsequenterweise die Frage, wenn seine erkenntniskritische Funktion vom Historischen Materialismus nun adäquat übernommen wurde, warum es ihn dann noch weiterhin geben sollte? Zur Illustration der Gesetzeserkenntnisse der materialistischen Geschichtsauffassung vielleicht? Gerade dagegen wendet sich Markov sehr entschieden, wie bereits gezeigt.

Nun behauptet zwar Lukács immer wieder, daß der klassische historische Roman nicht nur ein »Vor« für den Historischen Materialismus ist, sondern nach dem Sichselbsterreichthaben der gesellschaftskritischen Erkenntnisse des klassischen historischen Romans in der Marxschen Lehre und der ihr entsprechenden gesellschaftlich-staatlichen Praxis ein »Nach« hat. Nur gleicht dieses »Nach« dann dem Immergleichen, das am Maßstab der Klassizität gemessen wird. Denn die mit dem »Roten Oktober« von Lukács fixierte Wende auch in der Entwicklung des Romans gerät so nicht zum »Beginn einer Wende in der Geschichte des historischen Romans«. Weil diese am Maßstab der Rückkehr »zu den Traditionen des klassischen historischen Romans« abstrakt gemessen wird<sup>32</sup>, endet sie eher in Vollendung und Abschluß des klassischen historischen Romans,

der im modernen historischen Roman – entsprechend seinem klassizistischen Vorbild – aufgehoben werden soll. Diesem Maßstab genügte im 20. Jahrhundert für Lukács eigentlich nur Thomas Mann. Der historische Roman hatte also eine Vorgeschichte, und wenn die Vorgeschichte der Menschheit abgeschlossen ist, dann beginnt zwar auch eine neue Geschichte des klassischen historischen Romans, aber indem sie sich in vollendeter Form vollendet, also aufhebt. Die reale Geschichte des historischen Romans ist dann vergangen, indem sie ideal in der Geschichte der Gegenwart, die alle bisherige Geschichte ebenfalls aufhebt, endet. Indem auf diese Art und Weise die Vorgeschichte der Gegenwart und ihre inadäquaten Aneignungsformen aufgehoben werden sollen, ist die ideale Gegenwart die lebendige, klassische Vergangenheit einschließlich deren künstlerischen Aneignungsformen. Zwar gibt es dann »keine chinesische Mauer zwischen klassischer Vergangenheit und Gegenwart«<sup>33</sup>, weil sie in der realen und idealen Gegenwart identisch scheinen. Aber es gibt nicht nur keine Vergangenheit mehr, sondern auch nichts Neues in bezug auf den historischen Roman, weil der nun seine vollendete Form gefunden hat, nach der und mit der es die Wirklichkeit zu gestalten gilt.

Gegen diesen Klassizismus von Lukács und seine Konsequenzen wendet sich Markov in bezug auf die neue Phase der Entwicklung des historischen Romans im Sozialismus, wenn er schreibt: »Dies abermalige Aufwerfen eines alten Problems unter gänzlich veränderten Vorzeichen kann in keiner Weise als Nachzug aufgefaßt werden – und weil der historische Roman also lebt, obwohl er nicht mehr zu ersetzen braucht, was die bürgerliche Geschichtswissenschaft vor Marx weder gewußt noch gekonnt noch gemocht hat, kann sich sein eigentümlicher Wert nicht in der Ankündigung oder in einer mehr oder weniger glücklichen Übereinstimmung mit der wirklichen Geschichte erschöpfen.

32 Siehe Georg Lukács: Der Historische Roman. Berlin 1955. S. 369.

33 Ebenda. S. 44.

Worin die Historie ihren Roman nicht missen mag, scheint vielmehr im folgendem begründet: Was man die gesellschaftlichen Gesetze nennt, setzt sich in der Entwicklung durch Menschen, ihr Wollen, Fühlen, Denken in Handeln um. Davon kann und muß der Historiker reden: er wird diese Menschen auch in einem Geschichtswerk auf die Bühne stellen, aber er kann im allgemeinen nur wenige, hervorragende oder exemplifizierende, zu Worte kommen lassen; im übrigen muß er auf synthetische Begriffe, auf Massen und ihre Bewegungen, auf Klassen, Völker, Organisationen und Institutionen verweisen – und im einen wie im anderen Falle auch nur dort, wo sie zur Sache sprechen, die immer ein Teil, nie das Ganze ist. Die Persönlichkeit erscheint in der Geschichtsschreibung nur in der Kulmination; die geschichtliche Schwerkraft der Massen ist anonym, notwendigerweise bis zu einem gewissen Grade dem Begriff untergeordnet, nur in der Verallgemeinerung faßbar. Wenn der Mensch, die Persönlichkeit, nach Franz Mehrings Wort immer noch etwas anderes ist als die tausend Einzelheiten, die ihn zusammensetzen<sup>34</sup>, so kann der Historiker weder diesen allen liebevoll nachspüren, noch ohne ihre Kenntnis einem Menschenbild alles Leben einhauchen. Das vermag nur der Künstler. Dem Historiker, der Geschichte begriffen hat, bleibt darum die Gestaltung des Lebens, des Menschen in der Geschichte unentbehrlich.

Über die Geschichte laufen zwei sehr entgegengesetzte Ansichten um. Nach der einen ist sie trocken, nach der anderen aufregender, als sie je ein Dichter ersinnen kann. Sie ist beides – und es ist nicht vonnöten, die Aufgaben zwischen Gelehrsamkeit und Literatur so zu verteilen, daß die eine nur trocken, die andere nur spannend sei, wonach sie beide wenig taugen. Je mehr Wissen und Kön-

nen im Dienst zu gleichem Ziel einander zustreben, desto eher wird eines im Besonderen das Allgemeine, das andere im Allgemeinen das Besondere auffinden.<sup>35</sup>

Walter Markov scheint mir in seinem Werk und in seiner Person diese Forderung nach einer Synthese von ästhetischer und wissenschaftlicher Aneignung der Geschichte, von Gelehrsamkeit und Literatur, von Geschichtswissenschaft und Literaturkritik gerecht geworden zu sein – ohne den grundlegenden Hegelianismus in der Lukácsschen geschichtsphilosophischen Theorie des historischen Romans zu teilen. Demzufolge kann es im Markovschen Sinne nicht nur darum gehen, mit wissenschaftlichen Mitteln »den geschichtlichen Wandel ästhetischer Erscheinungen« zu untersuchen und »die grundlegenden Kategorien der Ästhetik zu historisieren«<sup>36</sup>, sondern die ästhetische Aneignungsform bleibt auch nach der Marxschen Lehre eine grundlegende Aneignungsform der philosophischen Aneignung der Geschichte und nicht nur Illustrationsform für wissenschaftliche Geschichtserkenntnisse.

Meine abschließende, von Markovs Lukács-Kritik abgeleitete und Lukács' Forderung von der Historisierung ästhetischer Kategorien ergänzende These sei daher die, daß eine Bedingung der Möglichkeit dafür, daß Geschichte universell angeeignet und in ihrer Lebendigkeit und Aktualität erfaßt werden kann, die ist, daß die grundlegenden Kategorien der Geschichtsphilosophie ästhetisiert werden. Markov scheint mir einen klaren Begriff davon gehabt zu haben, daß sich eine nur wissenschaftlich begreifende Geschichtsschreibung nicht allein in Wissenschaft gründet, sich selbst reduktionistisch begreift und Geschichte in ihrer Universalität und Totalität nicht denken kann.

34 Dieser Satz Franz Mehrings wird übrigens von Markov in seiner »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« wieder zitiert und zwar im 7. Kapitel »Vom Elend der Biographie«, das m. E. konzeptionell an den hier analysierten Lukács-Aufsatz von Markov anknüpft. (Siehe Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989. S. 230.)

35 Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955. S. 153f.

36 Georg Lukács: Beiträge zur Geschichte der Ästhetik. Berlin 1954. S. 116.

Das Heine-Zitat: »Seltsame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Er verlangt nicht den treuen Bericht nackter Tatsachen, sondern jene Tatsachen, wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen«<sup>37</sup>, verbarg für den Verfasser des Romanfragmentes »Die Republik der roten Strolche« und der Jacques-Roux-Biographie ein echtes Problem der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Denn das geschichtliche Interesse unserer Zeit verlangt für Markov nicht nur den zuverlässigen, wissenschaftlich-methodischen Rahmen, sondern auch die »revolutionäre Romantik«<sup>38</sup>. Es geht also nicht nur um die wissenschaftlichen Regeln der Auslegung von Geschichte, sondern um die Auslegung selbst, die die wissenschaftlichen Methoden der Auslegung nicht nur ergänzt, sondern auch begründet. Insofern befinden sich wissenschaftliche Erforschung und künstlerische Darstellung von Geschichte in der Markovschen Gestalt der Geschichtsschreibung auch nicht in einer äußerlich-didaktischen, agitatorisch-pädagogischen oder gar dualistischen Relation, sondern in einem gegenseitigen Begründungsverhältnis. Dadurch entgeht Markov von vornherein dem Dilemma scientistischer Geschichtsschreibung, das darin besteht, etwas entweder so und nur so sagen zu müssen oder innerhalb der Wissenschaft nichts sagen zu können, weil es allein durch wissenschaftliche Erkenntnisformen nicht sagbar ist. Das Wesen der Historie ist also nach Markov weder allein durch

Wissenschaft begründet noch nur als Wissenschaft zu verstehen.

Freilich, sofern die Historie wie alle Wissenschaften eine Geschichte hat, kann sie sich als Geschichtswissenschaft und in Gestalt der wissenschaftlichen Disziplin der Geschichte der Geschichtsschreibung selbst im Sinne ihrer Methodologie und Vorstellungsweisen betrachten. Dadurch aber erfaßt die Historie bestenfalls die Geschichte der Wissenschaft, die sie ist. Doch damit erfaßt sie nicht die Totalität, die sie als Wissenschaft begründet und die sie selbst implizite darstellt, weil diese nicht allein wissenschaftlich explizierbar ist. Will man also die Historie philosophisch begreifen, muß man über ihre Methodologie, ihre Vorstellungsweisen und Gegenstände hinausgehen, weil keine Wissenschaft mit den ihr eigenen Verfahrensweisen sich in ihrem ursprünglichen Wesen selbst zu begreifen vermag – wie sich auch keine Wissenschaft in den ihr eigenen Methoden absolut selbst begründet und mit der geschichtlichen Wirklichkeit vermittelt. Dies zu wissen ist eine Sache. Eine andere Sache ist es, dies zu praktizieren. Dies ist nur wenigen vorbehalten. Der künstlerische Stil des philosophischen Geschichtsschreibers Markov steht für diese außergewöhnliche Syntheseleistung, die er in seinem Lukács-Essay methodisch diskutierte, in seiner Jacques-Roux-Biographie praktizierte und in seiner »Zwiesprache mit dem Jahrhundert« als »Elend der Biographie« kritisch reflektierte.

---

37 Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. S. 152f. – Das Zitat findet sich auch in: Georg Lukács: Der Historische Roman. S. 53. – Dieses Zitat variiert Markov ebenfalls im 7. Kapitel seiner »Zwiesprache mit dem Jahrhundert«. S. 237.

38 Ebenda. S. 153.

## VII. Anhang



# Ausgewählte Veröffentlichungen über Walter Markov

Walter Markov ist tot. In: »Neues Deutschland« vom 5. Juli 1993. S. 1.

Historiker Markov 83jährig verstorben. In: »Leipziger Volkszeitung« vom 6. Juli 1993. S. 4.

Helmut Seidel: Ein Historiker, der stets gegen den Strom schwamm. Zum Tode des Geschichtswissenschaftlers Walter Markov. In: »Leipziger Volkszeitung« vom 8. Juli 1993. S. 6.

Fritz Klein: Ein König seines Fachs. Walter Markov wird unvergessen sein – Ein Historikerleben von exemplarischer innerer Konsequenz. In: »Neues Deutschland« vom 9. Juli 1993. S. 14.

Zum Gedenken an Walter Markov. In: »Leipzigs Neue« vom 9. Juli 1993. S. 13.

Henning Ritter: Die Jakobinerfrage. Zum Tod des Revolutionshistorikers Walter Markov. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 10. Juli 1993. S. 25.

Volker Ullrich: Kommunist ohne Partei. Zum Tode des Historikers Walter Markov. In: »Die Zeit«, Hamburg vom 16. Juli 1993. S. 41.

Walter Grab: Markovs Weg und Werk. In: Europäische Ideen. Hrsg. von Andreas W. Mytze (1993)85. S. 23–27 – Wiederabgedruckt im vorliegenden Band. S. 17–21.

[Thomas Grimm:] Gespräch mit Walter Markov. In: Utopie kreativ. Berlin (1993)33-34. S. 162–164 [Vorabdruck aus: Walter Markov. In: Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Vorwort von Heiner Müller. Berlin 1993. S. 69–74].

Gutachten [von Walter Markov zur Habilitationsschrift von Leo Kofler]. In: Utopie kreativ. Berlin (1993) 33-34. S. 165–167.

Fritz Klein: »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat«. In: Utopie kreativ. Berlin (1993) 33-34. S. 156–161.

Thomas Grimm: Gespräch mit Walter Markov. In: Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung (1993)4. S. 15–22 [Vorabdruck aus: Walter Markov. In: Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Vorwort von Heiner Müller. Berlin 1993. S. 69–89].

Matthias Middell: Walter Markov (1909-1993). In: Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung (1993)4. S. 9–14.

Walter Markov. In: Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie. Vorwort von Heiner Müller. Berlin 1993. S. 69–89.

Harro Zimmermann: So war es eben. »Bilanz der sozialistischen Utopie«: Thomas Grimm befragt zwölf Repräsentanten des Kulturlebens in der früheren DDR. In: »Die Zeit«, Hamburg vom 12. November 1993. S. 13.

Heinrich Scheel: Trauerrede für Walter Markov. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin 36(1994)1. S. 93–96.

Walter Markov: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen!« In: Zeugen der Zeitgeschichte. Hrsg. von Holger Becker und Volker Külow. Berlin 1994. S. 131–144 [Wiederabdruck von: Volker Külow: Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen! Über Revolutionen, hinkende Vergleiche und den Unsinn vom »Ende der Geschichte« – Ein ND-Gespräch mit Walter Markov. In: »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. S. 11].

Helmut Seidel: Walter Markov (1909-1993). Nachruf. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Hamburg 9(1994)1. S. 169–175.

Holger Becker: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen«. Munteres Gedenken an den Historiker Walter Markov auf einem Kolloquium in Leipzig. In: »Neues Deutschland« vom 22. April 1994. S. 14.

## 252 Ausgewählte Veröffentlichungen über Walter Markov

Holger Becker: Walter Markov-Kolloquium in Leipzig. In: Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin (1994)6. S. 17–18.

Gerald Diesener: Kolloquium zum Gedenken an Walter Markov. In: ZfG 42(1994)7. S. 663–664.

Werner Berthold: Zwischen Revolution und »Vendée«. Walter Markov (5.10.1909–3.7.1993) zum 85. Geburtstag. In: »Leipzigs Neue« vom 23. September 1994. S. 10.

Werner Berthold: In Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Walter Markov, Nestor der Historiker der DDR, wäre am 5. Oktober 85 Jahre alt geworden. In: »Sächsische Zeitung«. Dresden vom 30. September 1994. S. 2 (SZ zum Wochenende).

V[olker] U[llrich]: Großartiges Sittengemälde. Neuaufgelegt: Walter Markovs Kulturgeschichte der Napoleonzeit. In: »Die Zeit«. Hamburg vom 3. Mai 1995. S. 32.

Heinz Richter: Holzhausen ehrt Walter Markov. Heimatverein stellt berühmtesten Bürger des Ortes in einer Veranstaltung vor. In: »Kleine Volkszeitung«. Taucha [u. a.] vom 14. März 1997. S. 9.

H[einz] Richter: 160 Gäste bei Markov-Hommage. Holzhausens Heimatverein fühlt sich zu mehr Veranstaltungen ermutigt. In: »Kleine Volkszeitung«. Taucha [u. a.] vom 21. März 1997. S. 8.

Volker Külow: Holzhausen ehrte Walter Markov. Neue Straße nach dem namhaften DDR-Historiker benannt. In: »Leipzigs Neue« vom 4. April 1997. S. 5.

Ehrung Markovs in Ost und West. In: »Junge Welt«. Berlin vom 4. Oktober 1997.

Monika Alexandrow: Walter Markov bleibt Holzhausen für immer erhalten. Das neue Wohngebiet an der Kärnerstraße trägt seit der vergangenen Woche den Namen des bekannten Historikers. In: »Kleine Volkszeitung«. Taucha [u. a.] vom 7. Oktober 1997. S. 8.

*Zusammengestellt von Manfred Neuhaus*

# Personenverzeichnis

- Abbatista, Guido 95  
Abendroth, Wolfgang 212  
Acham, Karl 216  
Ackermann, Anton 38 109  
Adling, Wilfried 41  
Adorno, Theodor W. 95 100 224 239  
Alexander I. Zar 87  
Alexander, Helmut 174  
Alexandrow, Monika 252  
Alff, Wilhelm 36 38  
Allende, Salvador 19  
Almond, Gabriel A. 99  
Althusser, Louis 215 216  
Altvater, Elmar 218  
Anderle, Alfred 41 73  
Andreä, Johann Valentin 157 159 163  
Ankersmit, Frank A. 99  
Apis siehe Dimitrijević, Dragutin  
Arendt, Hannah 230  
Aristoteles 28 223  
Arnold, Gottfried 102  
Arnold, Leni 174
- Babeuf, François-Noël (genannt Gracchus Babeuf) 19 25 26 155 158 161 162 225 234  
Bahner, Werner 78 81–83  
Balibar, Etienne 216  
Ball, John 156  
Balzac, Honoré de 244  
Barnes, Harry Elmer 93  
Barracough, June 100  
Bartel, Walter 60  
Barth, Karl 23  
Bartholmes, Herbert 13 35–39  
Bauer, Bruno 155  
Bayertz, Kurt 198  
Bayle, Pierre 97 102  
Becher, Johann Joachim 157 159 163  
Beck, Ulrich 218  
Becker, Holger 66 86 111 137 204 207 212 251 252  
Behrens, Fritz 7  
Bellarmino, Roberto Francesco Romolo 137  
Below, Georg von 106  
Benker-Grenz, Jacqueline 209  
Benjamin, Walter 239  
Benot, Yves 67  
Bensussan, G. 199
- Berding, Helmut 106  
Berkeley, George 215  
Bernal, John Desmond 198 199  
Bernal, Martin 103 104  
Berr, Henri 120  
Berthold, Werner 105–111 113 252  
Bestermann, Theodor 100  
Biermann, Wolf 38  
Bismarck, Otto von Fürst 130  
Blanke, Horst-Werner 94 101  
Blanqui, Louis Auguste 158 163  
Bleiber, Helmut 165 166  
Bloch, Ernst 7 38 45 47 115 221–229 231 235 239 243 244  
Bloch, Joseph 214 218  
Bloch, Karola 45  
Bloch, Marc 53 119–121  
Blumenbach, Johann Friedrich 104  
Bolívar y Ponte, Simón 180  
Bollème, Genevieve 93  
Botev, Christo 79  
Brade, Waltraud 169 172  
Bramke, Werner 59–63  
Brandenburg, Erich 23  
Brasch, Horst 36  
Braudel, Fernand 103  
Brauner, Siegmund 50  
Brecht, Bertolt 11 210  
Brie, Michael 207 208  
Brunel, Françoise 151  
Buber-Neumann, Margarete 35  
Buckle, Henry Thomas 214  
Budai-Deleanu, Ion 82  
Budzislawski, Hermann 47  
Büttner, Kurt 187  
Buonarroti, Filippo Michele 155 225  
Burckhardt, Jacob 108  
Bury, J. B. 99  
Busch, Wilhelm 86  
Butterfield, Herbert 93  
Butts, Hintikka 198
- Cabet, Etienne 161 163  
Campanella, Giovanni Domenico 161 163  
Cassirer, Ernst 93  
Caysa, Petra 104 226  
Caysa, Volker 226 237–248

## 254 Personenverzeichnis

- Chickering, Roger 148  
Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 47  
Claudel, Paul 242  
Clausewitz, Carl von 42  
Cloșca 83  
Collingwood, Robin George 94  
Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas Caritat,  
Marquis de 38 100 101 198  
Cornu, Auguste 172 230  
Crișan 83  
Cummings, John 100  
Czok, Karl 61
- Dalin, V. M. 26  
Danielson, Nikolai Franzewitsch 217  
Darnton, Robert 95  
Derrida, Jacques 216  
Descartes, René 179 215  
Dezamy, Théodore 161  
Diderot, Denis 101  
Didczuneit, Veit 45–47 117 118 121 123  
Diesener, Gerald 12–14 129 252  
Dilthey, Wilhelm 93 94 108 223 224  
Dimitrijević, Dragutin (genannt Apis) 74  
Dimitrijević, S. 77  
Dippel, Johann Konrad 157 159  
Donnert, Erich 85  
Dostojewski, Fjodor 18 86  
Drašković von Trakošćan, Janko Graf 79  
Dreyfus, Alfred 206  
Dubiel, Helmut 211  
Dühning, Eugen 156 198 218  
Dumba 74  
Duncker, Hermann 179
- Eckert, J. 208  
Eckert, Rainer 115  
Ehrard, Jean 93  
Eichhorn, Wolfgang 213–219  
Eichler, Klaus-Dieter 221–236  
Einstein, Albert 201  
Eisler, Hanns 11  
Elisabeth 242  
Engelberg, Ernst 11 12 60 106 107 109 111 165 170  
Engelmann, Peter 216  
Engels, Friedrich 24 28 30 36 108 114 129 151 155  
156 161 169 173 198 205 208 214 217–219 225  
243  
Engelsing, Rolf 93
- Erdmann, Karl Dietrich 105  
Ernst, Dorothea 39  
Ernst, Paul 233
- Faulenbach, Bernd 110  
Febvre, Lucien 119 120  
Ferguson, Adam 97 102  
Fetscher, Iring 213  
Feuchtwanger, Lion 28  
Feuerbach, Ludwig 198 218 219  
Fichte, Johann Gottlieb 198 215  
Fiedler, Helene 166  
Figner, Vera 86  
Finker, Kurt 61  
Fischer, Alexander 166 168 169  
Fleischer, Dirk 94 101  
Fleischer, Helmut 114  
Florin, Peter 185  
Förder, Herwig 172 173  
Fonwisin, Denis Iwanowitsch 88  
Forgach 74  
Foucault, Michel 95 215  
Fouquier-Tinville, Antoine Quentin 149  
Fourier, Charles 156–158 160–163 212  
Fra Dolcino 156  
France, Anatol 242  
Francke, August Hermann 79  
Franklin, Benjamin 180  
Freyer, Hans 119 121  
Friederici, Hans Jürgen 107 166 179–182  
Friedrich II. 37 130  
Friedrich Wilhelm, Kurfürst 159  
Fritz, Kurt von 223  
Fröhlich, Paul 45 46  
Fühmann, Franz 209 210  
Füllenbach, Josef 35  
Fünfinger 34  
Fueter, Eduard 99  
Furet, François 93 133 150  
Fustel de Coulanges, Numa Denis 101
- Gadamer, Hans Georg 121  
Gaj, Ljudevit 79  
Galilei, Galileo 137 138 210  
Gatterer, Johann Christoph 98 101  
Gay, Peter 93–95  
Geiss, Imanuel 110 111  
Gibbon, Edward 94–96 98–100  
Gifftheil, Friedrich 159

- Godechot, Jacques 26  
 Godwin, William 157  
 Goerdeler, Carl 61 123  
 Goethe, Johann Wolfgang von 11 242  
 Goetz, Walter 23 108 141  
 Gooch, George P. 101  
 Gorbatschow, Michail 20  
 Grab, Walter 17–21 230 251  
 Grafton, Anthony 103  
 Griewank, Karl 120 197–199  
 Grimm, Thomas 17 33 62 73 77 86 105 114 127  
 148 150 152 187 191 208 221 247 251  
 Groppe, Rugard Otto 226  
 Groß, Werner 60  
 Gubastow 74  
 Günter, Rigobert 143  
 Guerin, Daniel 152  
 Gymnich, Louis Napoleon 19 20  
 Gysi, Gregor 20 65
- Hager, Fritz-Peter 223  
 Hahn, Manfred 230  
 Hallmann, Hans 106  
 Hallstein, Walter 184  
 Hammer, Klaus 37  
 Hannibal 222  
 Harich, Wolfgang 46  
 Harig, Gerhard 20 45 123  
 Harig, Katharina 20  
 Hartmann, Nikolai 23  
 Havemann, Robert 38  
 Hay, Denys 95  
 Heartfield, John (eigentl. Helmut Herzfeld) 11  
 Hébert, Jacques René 149–151  
 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 11 198 201 202 214  
 223 234 243–245  
 Hegemann, Margot 73  
 Heidegger, Martin 95 213  
 Heimpel, Hermann 110 197  
 Heine, Heinrich 248  
 Heinzen, Karl 155  
 Heisenberg, Werner 201  
 Helmert, Heinz 141  
 Herder, Johann Gottfried 79 97  
 Herodot 96  
 Heuer, Uwe-Jens 207–212  
 Heussi, Karl 109  
 Hexelschneider, Erhard 85–89  
 Heydemann, Günther 105 166 168 169
- Hildebrandt, Gunther 165 166  
 Hirschfeld, Magnus 35  
 Hitler, Adolf 35 59  
 Hobbes, Thomas 205  
 Hodann, Max 35  
 Höppner, Joachim 155–163  
 Hoetzsch, Otto 23 73 106 107  
 Hoffmann, Peter 86  
 Hofmann, Gunter 211  
 Hohmann, Lew 37  
 Holzapfel, Kurt 126 225 230  
 Homer 103  
 Honecker, Erich 35  
 Honegger, Arthur 242  
 Hontheim, Johann Nikolaus von 81  
 Horkheimer, Max 95 100  
 Horia 83  
 Horn, Ingeborg 197  
 Hume, David 93–95 98 101 102 238  
 Hundt, Martin 172  
 Huschner, Anke 108 121
- Iggers, Georg G. 93–104  
 Irritz, Gerd 114 215  
 Iselin, Isaak 101  
 Iwan IV. Zar 37
- Jaeck, Hans-Peter 229  
 Jäger, Michael 200  
 Jeanne d'Arc 242  
 Jaraus, Konrad H. 115 131  
 Jaurès, Jean 28  
 Jay, Martin 95  
 Jefferson, Thomas 180  
 Jessen, Ralph 123  
 Joost, Heike 87  
 Joseph II. 82  
 Jovanović, Vladimir 79  
 Juárez García, Benito 180
- Kaelble, Hartmut 123  
 Kahle, Ernst 33  
 Kalbach, Robert 54 55  
 Kalbe, Ernstgert 43 73–80  
 Kalisch, Johannes 73  
 Kant, Immanuel 42 102 197 198 214 234 235  
 Karadjordjević, Petar 74  
 Karadžić, Vuk 78 79  
 Karamsin (Karamzin), Nikolai 85–89 142

## 256 Personenverzeichnis

- Karavelov, Ljuben 79  
Karjakin, Juri F. 85 86 142  
Karl V. 99  
Kautsky, Karl 155  
Kern, Fritz 18 23 73 106 107 122  
Kinner, Klaus 107  
Kipling, Joseph Rudyard 191  
Klein, Elisabeth 43  
Klein, Fritz 69 136 159 251  
Kleist, Heinrich von 57  
Klemperer, Victor 53  
Klenner, Hermann 111 203–206 213  
Kleßmann, Christoph 59  
Klingenstein, Grete 221  
Kocka, Jürgen 123  
Kofler, Leo 251  
Kościuszko, Tadeusz Andrej 180  
Kondylis, Panajotis 114  
Korol, Martin 231  
Koselleck, Reinhart 93 97 217  
Kossok, Manfred 7 23–31 49 55 56 61 65 68 80 81  
83 86 109 113 116 118 125 127 128 131 132 134  
135 137 139 147 148 151 155 165 170 171 174  
184 185 187 188 191 204 213 225  
Kossuth, Lajos 168  
Kowalczuk, Ilko-Sascha 115  
Kraus, Andreas 94  
Krause, Gottlob Adolf (genannt Malam Musa) 50  
Krauss, Werner 7 19 38 53 116 117 123 147 225  
230  
Kropotkin, Pjotr Aleksejewitsch Fürst 151  
Kuczynski, Jürgen 165 209  
Külow, Volker 65 66 86 111 137 139 204 207 212 251  
252  
Küttler, Wolfgang 127–139 169 170  
Kuhles, Joachim 80  
Kuhn, Thomas S. 94 199–201  
Kutusow, Alexej 88
- Labica, George 199  
La Boétie, Étienne de 67  
Labrousse, Ernest 120  
Ladendorf, Heinz 47  
La Fayette, Marie Joseph de 180 204  
Lakatos, Imre 199  
Lambert, Johann Heinrich 197  
Lamberz, Werner 185  
Lamprecht, Karl 13 24 106–108 110 120–122 129  
130 141 142 148 179
- Langewiesche, Dieter 166  
Latchinian, Sarkis 191–193  
Leclerc, Théophile 155 225  
Lefebvre, Georges 26 113 120 123 124 147 204  
Leibniz, Gottfried Wilhelm 100  
Lendle, Ludwig 73  
Lenin (Uljanow), Wladimir Iljitsch 25 28 29 37 75 77  
129 134 150 208 243 244  
Lenz, Jakob Michail Reinhold 87  
Leonhard, Wolfgang 38  
Lessing, Gotthold Ephraim 86  
Levski, Vasil 79  
L'Huillier, Fernand 69  
Lips, Eva 47  
Litt, Theodor 108  
Livingston, Donald W. 98 101  
Livy 99  
Loch, Werner 187  
Locke, John 102 204  
Lohmann, Georg 232  
Lotman, Juri 88  
Louis Bonaparte siehe Napoleon III.  
Lozek, Gerhard 109 111  
Ludwig XIV. 98  
Lübbe, Hermann 215  
Lukács, Georg 11 107 108 208 212 222 223 224  
233 237–248  
Luther, Martin 198  
Luther King, Martin 206  
Lutz, Heinrich 221
- Mably, Gabriel 157  
Macaulay, Thomas Babington, Baron M. of  
Rothley 238  
Maior, Petru 81  
Makogonenko, Georgi 85  
Malthus, Thomas Robert 209  
Mandela, Nelson 206  
Manfred, Albert Sacharowitsch 25 165 170  
Mann, Thomas 240 246  
Manzoni, Alessandro 244  
Marat, Jean Paul 147 149 151 153  
Maria II. Stuart (Mary Stuart) 242  
Marcuse, Herbert 238  
Marino, Luigi 101 104  
Markov, Claudius 7  
Markov, Irene (geb. Bönninger) 8 11 18 42 45 47 65  
66  
Markov, Maxim 9

- Marković, Svetozar 79  
 Markowski, Paul 185  
 Marmontel, Jean François 198  
 Marx, Karl 21 24 25 27–30 36 37 108 113 114 116 120  
 129 130 138 139 147 155 156 161 169 173 174 183  
 192 198 201 202 205 206 208 209 213 215 217 222  
 225 226 229 232 233 235 237 243 246  
 Maschkin, Michail Nikolajewitsch 86 141 142  
 Masur, Kurt 54  
 Mayer, Georg 107  
 Mayer, Hans 7 38 47 53 107 147 225 230  
 McClelland, Charles E. 102  
 Mebel, Moritz 138  
 Meek, Ronald L. 100  
 Mehmed Ali 181  
 Mehner, Karl 187  
 Mehring, Franz 107 109 110 118 126 130 156 247  
 Meinecke, Friedrich 94 106 108 111 120  
 Meiners, Christoph 104  
 Meinicke, Wolfgang 61  
 Meslier, Jean 157  
 Metternich, Klemens Wenzel, Fürst von 36 78  
 Metz, Karl Heinz 101  
 Meusel, Alfred 165  
 Michelet, Jules 38  
 Micu, Samuil 81 82  
 Middell, Katharina 54 138 147–153  
 Middell, Matthias 54 56 57 113–126 131 135 225  
 230 251  
 Miladinov, Dimităr 79  
 Miladinov, Konstantin 79  
 Mill, James 97  
 Mocek, Reinhard 210  
 Molnar, Ion Piuaru 83  
 Momigliano, Arnaldo 95 99  
 Mommsen, Hans 110  
 Mommsen, Wolfgang J. 111  
 Montaigne, Michel Eyquem de 67  
 Montesquieu, Charles de 96 97 99 100  
 Morelly 157 161  
 Morelos y Pavón, José María 156  
 Morenz, Siegfried 47  
 Morgan, Lewis Henry 243  
 Morus, Thomas 157 160–162  
 Mosheim, Johann Lorenz von 102  
 Müller, Heiner 77 251  
 Müntzer, Thomas 129 156 161 221 222 224–226  
 232 233 239  
 Müssener, Helmut 35  
 Muhlack, Ulrich 94  
 Muller, Jerry Z. 121  
 Muratori, Ludovico Antonio 94  
 Musgrave, Alan 199  
 Mytze, Andreas W. 21 251  
 Napoleon I. (Napoleon Bonaparte) 28 36 37 78 204  
 Napoleon III. 180 213  
 Njegoš, Petar 79  
 Neuhaus, Manfred 11 12 252  
 Neumann, Heinz 35  
 Nicolai, Christoph Friedrich 102  
 Niebuhr, Barthold Georg 102  
 Nietzsche, Friedrich 108 217 221 223  
 Nisbet, Robert 99  
 Nitschke, August 200  
 Nowikow, Nikolai 87  
 Obermann, Karl 165 169 172  
 Obradović, Dositej (eigentl. Dimitrije) 78 79  
 Obrenović, Alexander 74  
 Oncken, Hermann 23  
 Orabi 185  
 Owen, Robert 157 160 161 163  
 Pätzold, Kurt 61  
 Paine, Thomas 180  
 Palmer, Robert R. 26 124  
 Pašić, Nikola 74  
 Paul I. Zar 87  
 Perger, Werner A. 211  
 Petar I. Karadjordjević 74  
 Peter I. Zar 37  
 Peters, Jan 35  
 Petrarca, Francesco 223  
 Piazza, Hans 187–189  
 Pirenne, Henri 117 120  
 Planck, Max 201  
 Platon 223 245  
 Plimak, Jewgeni (Evgenij) G. 85 86 142  
 Plötner, Bärbel 53–57  
 Pocock, John Greville Agard 99  
 Pokrowski, Michail Nikolajewitsch 106  
 Pollack, Martin P. 97 98  
 Poppe, Ulrike 115  
 Powell, James M. 95  
 Prešeren, France 79  
 Pribicević 74  
 Prokop 156

## 258 Personenverzeichnis

- Puschkin, Aleksandr Sergejewitsch 244
- Raabe, Wilhelm 86
- Rabelais, François 55
- Radistschew (Radiščev), Alexander 85 86 88 142
- Rakovski, Georgi Stojkow 79
- Ranke, Leopold von 95 101 102 106 108 109 111
- Raphael, Lutz 120
- Rathmann, Lothar 49 51 131 187 183–187
- Raynal, Guillaume Thomas 100
- Reclam, Philipp jun. 88
- Reichardt, Rolf 123
- Reill, Peter 95 102
- Rétif de la Bretonne, Nicolas Edmond 149
- Richa, Radovan 199
- Richter, Heinz 252
- Richter, Johann Gottfried 87
- Riedel, Manfred 233
- Rink, Arno 9
- Ritter, Gerhard 106–110 113 120–123 142
- Ritter, Henning 251
- Roberspierre, Maximilien de 20 25 26 29 36 123 124  
138 148 149 151 152 170 204 222 230
- Robertson, William 95 97 98 99
- Röseberg, Ulrich 216
- Rosenberg, Arthur 18 106 152
- Rothe, Hans 87
- Rothenburg, Hannelore 165
- Rothfels, Hans 108
- Rousseau, Jean-Jacques 227 230
- Roux, Jacques 12 17 19 25–29 31 53 113 126 128  
137 138 141 147–152 155 157 159 161–163 180  
189 204 206 221 222 225 231 234 248
- Rovan, Joseph 57
- Rudé, Georges 25 113
- Rumpler, Helmut 105
- Sabrow, Martin 115 116 118
- Sacher, Jakov M. 147
- Sacke, Georg 24
- Saint Just, Louis Antoine Léon de 54 151
- Saint-Simon, Claude Henri de Rouvroy Graf 157  
161–163 180
- Sakázov, Ivan 77
- Salomon, Richard 23
- Salomon, Ernst von 37
- Salvat 68
- Sammler, Steffen 121
- Sartre, Jean-Paul 215 239
- Scheel, Heinrich 60 130 131 251
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 198
- Schenda, Rudolf 95
- Schilfert, Gerhard 159 165
- Schiller, Friedrich von 242
- Schirmer, Gregor 207
- Schiwy, Günther 215
- Schlechta, Karl 223
- Schleier, Hans 107 111
- Schlözer, August Ludwig von 96 98 102–104
- Schmidt, Hannes 33–34
- Schmidt, Siegfried 174
- Schmidt, Walter 131 134 165–175
- Schmückle, Karl 107
- Schnabel, Franz 110
- Schönhoven, Klaus 60
- Schöttler, Peter 121
- Schramm, Percy Ernst 47
- Schröder, Wolfgang 174
- Schulze, Winfried 122 199 216
- Schumann, Peter 110
- Schuppan, Peter 172
- Schwabe, Kurt 123
- Scott, Walter 238 240 243 244
- Sebald, Peter 49–51
- Seidel, Helmut 251
- Seidel-Höppner, Waltraud 155–163
- Seghers, Anna 11 242
- Seifert, Jürgen 211
- Selter, Gerhard 187
- Seydewitz, Christoph 35 36
- Seydewitz, Max 35
- Shakespeare, William 18 23 86 242
- Shaw, George Bernard 242
- Siemann, Wolfram 166
- Şincai, Gheorghe 81
- Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de 212
- Slánský, Rudolf 38
- Smith, Adam 102 214
- Soboul, Albert 12 17 20 25 26 53 133 134 141 149  
165 170 172–174
- Spence, Thomas 157
- Spinoza, Baruch 179
- Sproemberg, Heinrich 117 118 120 121
- Stalin (Dshugaschwili), Jossif Wissarionowitsch 35  
37 47 114 138 152 208
- Staritz, Dietrich 60
- Stegmüller, Wolfgang 198
- Steiger, Günter 174

- Steinmüller-Hermann, Eva 73  
 Stern, Frank 60  
 Stern, Leo 107 122  
 Stourzh, Gerald 221  
 Strahan, William 94  
 Strauss, Martin 198  
 Streisand, Joachim 102 159  
 Strosmajer, Josip Juraj 79  
 Suret-Canale, Jean 12 67 68  
 Sybel, Heinrich von 108  
 Szurda, Klaus Udo 204
- Tahtawi 185  
 Tangl, Eberhard 23  
 Tarle, Jewgeni Wiktorowitsch (E. V.) 26 28  
 Teller, Jürgen 157  
 Thierry, Augustin 156 243  
 Thukydides 101  
 Tito, Josip Broz 18 45 47 68 73 78 208  
 Tolstoi, Lew (Leo) Nikolajewitsch Graf 244  
 Toynbee, Arnold Joseph 105  
 Treitschke, Heinrich von 108  
 Tscharikow 74  
 Tuchtfeld, Victor Christoph 159  
 Turgenew, Alexandr Iwanowitsch 88  
 Turgot, Anne-Robert-Jacques 100
- Üner, Elfriede 121  
 Uhl, Elke 226  
 Ulbricht, Walter 18 45 46 122 123  
 Ullrich, Volker 66 251 252  
 Unger, Manfred 61 113 117 118 121  
 Uspenski, Boris 88
- Verner, Paul 35  
 Vico, Giovanni Battista (Giambattista) 213–215  
 217–219  
 Vierhaus, Rudolf 110  
 Vilmar, Fritz 231  
 Voigt, Gerd 73 106  
 Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet) 95–98  
 100–102 198 242
- Vyverberg, Henry 96  
 Wächtler, Eberhard 41–44  
 Wädekin, Karl Eugen 42  
 Wagner, Hans 218  
 Walther, Peter Th. 116  
 Warnke, Herbert 35  
 Wartenberg, Günther 65  
 Weber, Hermann 60  
 Weber, Max 108 209 211  
 Weber, Rolf 165 166 169 172  
 Wehler, Hans-Ulrich 106  
 Weisenborn, Günter 59  
 Weiss, Peter 35  
 Weitling, Wilhelm 158 160 161 163  
 Weizsäcker, Richard von 211  
 Wendel, Günter 198  
 Werner, Ernst 80 193  
 Winter, Eduard 78 81  
 Winckelmann, Johann Joachim 103  
 Winstanley, Gerrard 151 156 161 204  
 Wittich, Dieter 197–202  
 Wolf, Christa 41  
 Wolf, Emmi 37  
 Wolf, Konrad 38  
 Wolf, Friedrich 35 37 38  
 Wolff, Christian Freiherr von 79 81  
 Wolf, Friedrich August 103  
 Wolff, Wilfried 35  
 Wollstein, Günter 166  
 Worschech, Franz 122  
 Wundt, Wilhelm 214  
 Wußing, Hans 198
- Zacher, J. M. 25 26  
 Zeuske, Michael 73 129  
 Ziegler, Gudrun 89  
 Ziekursch, Johannes 23  
 Zielke, Wolfgang 50  
 Zimmermann, Harro 138 251  
 Zola, Émile 206  
 Zwahr, Hartmut 123  
 Zwerenz, Gerhard 111



# Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Dr. h. c. Werner Bahner  
Störmthaler Straße 1b, D-04299 Leipzig

Dr. habil. Herbert Bartholmes  
Sandbergs väg 21, S-46833 Vargön

Prof. em. Dr. Werner Berthold  
Straße des 18. Oktober 8a/13, D-04103 Leipzig

Prof. Dr. Werner Bramke, MdL  
Industriestraße 41, D-04229 Leipzig

Dr. Volker Caysa  
Langfeldstraße 35, D-91058 Erlangen

Dr. Veit Didczuneit  
Ringstraße 16, D-53225 Bonn

Dr. habil. Gerald Diesener  
Oststraße 41, D-04317 Leipzig

Prof. Dr. Wolfgang Eichhorn  
Dornröschenstraße 31, D-12555 Berlin

Dr. habil. Klaus-Dieter Eichler  
Ferdinand-Rohde-Straße 18, D-04107 Leipzig

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Ernst Engelberg  
Rethelstraße 10, D-12435 Berlin

Prof. em. Dr. Hans Jürgen Friederici  
Hermanduren Straße 13, D-04159 Leipzig

Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Grab  
Gordonstraße 15, 63458 Tel Aviv

Prof. Dr. Rigobert Günther  
Asterweg 18, D-04299 Leipzig

Prof. Dr. Erhard Hexelschneider  
Paul-Gruner-Straße 21a, D-04107 Leipzig

Prof. Dr. Uwe-Jens Heuer, MdB  
Platz der Vereinten Nationen 19, D-10249 Berlin

Prof. Dr. Fernand L'Huillier  
20 rue d' Osla, F-67000 Strasbourg

Dr. Joachim Höppner  
Herkomerstraße 12, D-12435 Berlin

Prof. Dr. Georg G. Iggers  
100 Ivyhurst Road, Amherst NY 14226

Prof. Dr. Ernstgert Kalbe  
Paul-Gruner-Straße 68, D-04107 Leipzig

Prof. em. Dr. Hermann Klenner  
Gubitzstraße 40, D-10409 Berlin

Dr. Volker Külow  
Zum Kalkgraben 19, D-99189 Elxleben

Prof. Dr. Wolfgang Küttler  
Seefelder Straße 40, D-13053 Berlin

Prof. Dr. Sarkis Latchinian  
Hohe Straße 26b, D-04107 Leipzig

Prof. Dr. Michail Maschkin  
ul. D. Ul'janova, dom 4, 117333 Moskva V-333

Dr. Katharina Middell  
Oststraße 41, D-04317 Leipzig

Dr. Matthias Middell  
Oststraße 41, D-04317 Leipzig

Prof. Dr. Manfred Neuhaus  
Flöhaer Straße 6, D-04349 Leipzig

Prof. Dr. Hans Piazza  
Maria-Grollmuß-Straße 1, D-04157 Leipzig

Dr. Bärbel Plötner  
31 Monte du Gourguillou, F-69005 Lyon

Prof. Dr. Dr. h. c. Lothar Rathmann  
Gletschersteinstraße 47, D-04299 Leipzig

Prof. em. Dr. Hannes Schmidt  
Berliner Ring 40, D-53157 Bad Godesberg

Prof. Dr. Walter Schmidt  
Paul-Junius-Straße 58, D-10369 Berlin

**262 Autorenverzeichnis**

Prof. Dr. Helmut Seidel  
Straße des 18. Oktober 8, D-04103 Leipzig

Dr. Waltraud Seidel-Höppner  
Herkomerstraße 12, D-12435 Berlin

Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Jean Suret-Canale  
12 Les Galineaux-Est La Roquette,  
F-33220 Ste-Foy-la-grande